Arthur Schreiner.

Roman eines Deutschen in Amerika

von

Charles Ed. Kollmann.

Drei Bände.



Braunschweig und Leipzig.
Verlag von Richard Sattler.

Arthur Schreiner.

Roman eines Deutschen in Amerika

von

Charles Ed. Kollmann.



Dritter Band.



Braunschweig und Leipzig.
Verlag von Richard Sattler.



I.

Wenn es irgendwo in Missouri eine glückliche und zufriedene Familie gab, dann war es die Familie Carpenter, — wenigstens auf viele Meilen in der Runde. Der Herbst war gekommen, und hatte die gelben Blätter von den Bäumen geschüttelt; kahl war der Wald, und bis der Frühling ihn wieder in frisches Grün kleidete, hatte man von den Buschkleppern hier nicht viel zu befürchten. Auf Carpenters Farm waren alle eifrig mit dem Einheimsen der Feldfrüchte beschäftigt; mitten dazwischen, und nie der letzte, war Arthur. Seine feine Kleidung hatte er abgelegt, und dafür Charleys zurückgelassenes Arbeitszeug angezogen. Das vollendete die Täuschung; er war Charley Carpenter, und das hätte sich Niemand ausreden lassen. Auch im Herzen der Alten war er Charly, so riefen sie ihn, und schließlich hätte er es bald selbst geglaubt. Er fühlte sich hier so heimisch, das freundliche, nette Zusammenleben und -wirken mutete ihn so an, daß

er sich oft bei dem Wunsche ertappte: ‚So möchte ich weiter leben.‘

Von seinem Vater hatte er in rascher Folge mehrere Briefe erhalten. Der alte Mann hatte ihn, gleich allen seinen Freunden, für tot gehalten, und konnte jetzt nicht müde werden, sich mit ihm wenigstens brieflich zu unterhalten. Da war so viel zu berichten und so viel zu fragen, daß die Briefe gar kein Ende nehmen wollten. Dazu kam noch das Wiederfinden des schon längst für tot gehaltenen und deshalb vergessenen Bruders. Solche Überraschungen auf einmal waren für Arthurs Vater fast zu viel gewesen, aber Freude tötet nicht so leicht; er hatte sich dann, gleich nachdem er den ersten Brief von seinem Sohne erhalten, Hals über Kopf hingesetzt und eine Antwort geschrieben. Seitdem schrieb er regelmäßig ohne eine Antwort abzuwarten, und Arthur machte es ebenso. Arthur schrieb über Alles und Jedes so ausführlich wie man nur wünschen konnte, aber in keinem seiner Briefe fand man den Namen Aline. Auch im täglichen Gespräche vermied er, ihrer zu erwähnen oder von ihr zu sprechen. Sie war sein Ideal, ein höheres Wesen, das er verehrte und anbetete; von ihr zu sprechen däuchte ihm profan.

Von La Rues erhielt er alle fünf bis sechs Wochen einen Brief; das war dann jedesmal ein

Festtag, den er für sich im Stillen feierte. Er teilte Onkel und Tante alles mit, was sie wissen sollten, aber die Briefe kriegten sie nicht zu lesen. Der alte Herr hatte selbst geschrieben, und dann auch der Doktor Wornal. Es überraschte Arthur nicht, als der Doktor im letzten Briefe andeutete, daß Louis und Bella wohl den Winter noch ein Paar werden könnten; das war, was er selbst gewünscht hatte, und nun schrieb er an Louis einen langen Brief, voll von herzlichen Glückwünschen und guten Prophezeiungen.

Somit fehlte es Arthur nicht an Arbeit und auch nicht an angenehmer Unterhaltung und Zeitvertreib. Der Onkel that fast gar nichts mehr, ohne erst mit ihm zu beraten. Früher hatte er die Tante zu Rate gezogen, doch die nahm es für ganz selbstverständlich auf, daß Charley das nun besorgte. Man war von vornherein darauf bedacht, daß keine Vorräte auf der Farm aufgespeichert werden sollten, und Arthur ging zweimal die Woche in die Stadt, um zu verkaufen, was eingeheimst war.

Das brachte ihn dann jedesmal in das Bureau des Quartiermeisters Case, weil dieser fast alles für die Soldaten einzukaufen hatte. Wenn der Herr nicht anwesend war, dann mußte Arthur auf ihn warten, und dabei wurde er mit dem zweiten Clerk,

welcher gleichfalls ein Hannoveraner war, bald recht bekannt, sodaß sie sich gern und lange über alles mögliche unterhielten. Mr. Elder, so hieß der Clerk, kannte das Heimatländchen recht genau, hatte viel gesehen und erlebt, konnte recht angenehm erzählen und wohnte schon seit fünf Jahren in Kansas City, war also schon ein alter „Settler". Jetzt war er eben erst von der Armee bei Corinth zurückgekommen, weil er und Andere durch eine Gesetzveränderung bei seinem Regiment überzählig geworden war. So wurden die beiden denn bald gute Freunde, und Mr. Elder mußte versprechen, Arthur an einem bestimmten Sonntage auf der Farm zu besuchen.

Onkel und Tante freuten sich auch auf den Besuch. Es war eine ungewohnte Abwechselung in ihrem stillen Leben, und als Mr. Elder ankam, wurde er mit der biederen Herzlichkeit empfangen, wie es bei den Farmern alten Schlages gebräuchlich war. Sie unterhielten sich recht angenehm, und wurden dadurch besser bekannt, sodaß die Zeit bis zum Mittagessen unbemerkt schnell verlief. Nach dem Essen ließ Maggy den Kaffee in das große Wohnzimmer tragen und die ganze Gesellschaft nahm vor dem großen Feuer Platz, welches in dem mächtigen Herde brannte und den ganzen Winter nicht ausgehen darf. Der Onkel steckte seine

Pfeife an, die jungen Männer ihre Zigarren, Maggy schenkte den Kaffee ein, und dann konnte das Erzählen losgehen. Bei „alten Settlers" kommt dann die Rede gewöhnlich bald auf lokale Begebenheiten, die sie da schon erlebt haben und gern wieder erzählen. Nachdem dann jeder von sich hatte hören lassen, sagte Mr. Elder:

„Eine Begebenheit, bei welcher ich eng beteiligt war, werde ich nie vergessen. Es war im Juli 1859. Ich wohnte damals am Ende der Main-Straße bei einem Manne mit Namen Arbour. Er war ein Kreole, das ist ein Abkömmling von mexikanischer, spanischer, französischer Race, von sehr heller Farbe, groß, breit, intelligent und unternehmend. Zu ebener Erde hatte er vorne ein Barbiergeschäft mit vier Stühlen; dahinter waren zwei Badezimmer für Kinder und dahinter wohnte er mit seiner Frau, welche ganz schwarz war, und seinem fünfjährigen Sohne, welcher ihm nachschlug. Eine Treppe hoch war der Eßsaal, und dahinter die Küche. Zwei Treppen hoch waren sechs oder acht möblierte Zimmer zum Vermieten; ich selbst und drei Freunde von mir hatten das große vordere Zimmer inne. Alles war ganz neu, und für die Zeit auf das eleganteste eingerichtet. Er hatte nicht Geld genug gehabt um das alles gleich bar

zu bezahlen, ich glaube, er blieb das Meiste schuldig, aber sein Kredit war gut!

Eines Morgens bat er mich, mit ihm eine Summe Geld überzuzählen, mit welcher er eine Rechnung bezahlen wollte. Ich that das gern, fand die Summe richtig und that sie wieder in den Blechkasten, in welchem er sie zu mir gebracht hatte. Ich sah noch, wie er den Kasten vor seinen Barbierstuhl vor den Spiegel stellte nnd ging dann fort. Zufällig kam ich gleich darauf zurück, und fand Arbour furchtbar aufgeregt und ganz außer Fassung. Es war damals nicht ratsam, als Freund zu gelten von irgend jemandem, der auch nur einen Tropfen Negerblut in den Adern hatte, und Kreolen galten irrtümlich für Negerabkömmlinge. In mich setzte er unbedingtes Vertrauen. Er atmete sichtlich erleichtert auf, als er mich sah, zog mich auf die Seite, und flüsterte mir zu, daß ihm der Kasten mit dem Gelde gestohlen sei. Er war in sein Wohnzimmer gegangen, um seinen Rock anzuziehen, und als er eine Minute später zurückkam, war der Kasten mit dem Gelde fort.

Nachdem wir lange hin- und herberaten hatten, blieb unser Verdacht auf einem Mieter haften, der uns solcher That recht gut fähig schien. Wir wußten, daß er kein Geld besaß, denn schon seit

mehreren Tagen hatte er versucht, von jedem zu borgen. Hatte er jetzt Geld, dann war es das gestohlene; und weil er zu der Zeit im Zimmer gewesen und gleich darauf verschwunden war, so beschlossen wir, ihn aufzusuchen und zu beobachten. Meine drei Freunde, die mir gleichgesinnt waren, wurden eingeweiht, sagten ihre Hülfe zu, und wir verteilten uns nach verschiedenen Richtungen, um ihn zu suchen.

Mittags berichtete der eine, daß der Gesuchte am Morgen in einem Trinklokale gesehen wurde, wo er viel trank und reichlich Geld bei sich hatte. Wir nahmen die Spur auf, und erfuhren, daß derselbe Mann sich morgens am Flußufer zu schaffen gemacht hatte; und als wir da nachsuchten, fanden wir den Blechkasten, aber leer. In dem Kasten waren außer dem Gelde mehrere kleine Schmucksachen, ein kleiner roter Stein, eine kleine Muschel, eine Koralle u. dgl. mehr; auch die waren nicht zu finden. Hatte er die eingesteckt, und wurden sie bei ihm gefunden, dann konnte man ihn damit des Verbrechens überführen. Aber, wo ihn nun suchen?

Am dritten Abend spielten meine Freunde und ich Solo auf unserem Zimmer, dabei wurde es gewöhnlich spät. Die Thür nach dem Vorplatze stand offen und als sich nach elf Uhr polternde Schritte

auf der Treppe hören ließen, schaute Jeder auf um zu sehen wer es wohl sein möchte. Zu unserer Überraschung war es der Gesuchte, der augenscheinlich stark betrunken war. Er taumelte nach seinem Zimmer, und wir hörten wie er sich, ohne die Thür abzuschließen, auf das Bett fallen ließ. Während meine Freunde ihn da bewachten, damit er uns nicht nochmals entwischte, holte ich Arbour aus dem Bette, und ging mit ihm um einen Konstabler zu holen. Der Mann schlief, ein Griff in seine Tasche brachte etwas Geld und sämtliche erwähnten Schmucksachen zum Vorschein. Der Dieb war gefunden, überführt und gefangen genommen.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich am nächsten Morgen die Nachricht durch die Stadt, daß ein „Nigger" einen „Weißen" des Diebstahls angeklagt, und ihn hatte verhaften lassen. Das war genug, um eine furchtbare Aufregung hervorzurufen, und alle Sympathie war gegen den „Nigger"; trotzdem beschlossen wir, dem Gesetze seinen freien Lauf zu lassen, einerlei was daraus wurde und obgleich keine Aussicht war, auch nur einen Teil des Geldes zu sichern. Die Untersuchung mußte feststellen, daß Arbour ehrlich war, und seinen Verpflichtungen nachkommen würde; woran er jetzt nur durch den Diebstahl verhindert war. Auf das hin würden die Kre-

ditoren gewiß gerne die Zahlzeit verlängern; und das war alles was Arbour verlangte.

Das wurde dann ein heißer Tag. Als ich um zehn Uhr morgens nach dem Stadthause ging, wo die Voruntersuchung stattfinden sollte, fand ich den sonst fast immer leeren Saal gedrängt voll aufgeregter Menschen; und auch außerhalb, rings um das Haus herum, drängten sie sich. Weil alles durch Arbours Angestellte bewiesen werden konnte, so war es beschlossen, mich nur im äußersten Notfalle auf den Zeugenstand zu stellen. Dadurch war ich frei, Niemand hatte eine Ahnung, daß ich auf irgend eine Weise bei der Sache beteiligt sein könnte, und deshalb konnte ich unbemerkt meine Beobachtungen anstellen. So hörte ich von allen Seiten die Verwünschungen und Drohungen gegen den „Nigger“ und „Seinesgleichen“, die es wagten, einen von der edlen weißen Race, der gestohlen hatte, des Diebstahls anzuklagen; schuldig oder nicht schuldig fiel gar nicht in's Gewicht. Die Beweise gegen den Angeklagten wurden immer überwältigender, und um so drohender wurde das Benehmen der Zuhörer gegen die Zeugen, bis gegen Abend gar keine Entschuldigung gefunden werden konnte, warum der Angeklagte nicht dem Kriminalgerichte überwiesen werden sollte. Um Zeit zu gewinnen, wurde die

Sitzung auf den nächsten Morgen vertagt, und jetzt brach der Sturm erst recht los. Die Beamten und mehrere der besten Bürger versuchten die Menge zu beschwichtigen, ihren Gerechtigkeitssinn und Stolz wach zu rufen, die Schuld des Angeklagten hervorzuheben; alles umsonst, der Nigger sollte hängen.

Ich war bei Arbour und seiner Familie und versuchte dem zitternden Menschen Mut einzureden, obgleich ich selbst Angst genug hatte, denn: „Mit gegangen, mit gehangen" war hier die Regel. Wir überlegten hin und her, ohne einen Ausweg zu finden; denn wir versuchten auch immer noch, das Geschäft zu retten. Das ganze Haus, sonst immer hell erleuchtet, war stockfinster; nur dies eine Licht im Wohnzimmer brannte und gab einen trübseligen Schein. Sämtliche Mieter und Gäste hatten sich aus dem Staube gemacht; wir waren ganz allein in dem verfehmten Hause. Gegen neun oder zehn Uhr wurde vorne geklopft. Die Zimmerthür hinter mir zuziehend, um in dem schwachen Lichtscheine nicht als Zielscheibe zu dienen, tappte ich mich im Dunkeln bis an die Thür und frug, was verlangt würde. Zu meiner unendlichen Erleichterung waren es der Stadtanwalt und ein anderer Beamter, die Einlaß begehrten. Ich ließ sie sogleich ein, verschloß die Thür wieder mit großer Vorsicht und

führte die Herren durch den dunklen Raum in das Wohnzimmer.

Die Herren erzählten uns dann bis in die kleinsten Einzelheiten, wie es oben in der Stadt stand. Sie gaben zu, daß Arbour vollständig im Recht war; daß der Angeklagte der wirkliche Dieb und schuldig war; aber — daß sich die Behörden außer Stande fühlten, Mr. Arbour vor dem Mob zu schützen. Nachdem sie sich weitläufig über alles ausgesprochen und uns für das Nachfolgende empfänglicher gemacht hatten, kamen sie endlich mit ihrem Vorschlage heraus. Mr. Arbour sollte noch in derselben Nacht sein Heim und Haus verlassen, nach Kansas hinüber gehn und dort bleiben, bis sich hier die Aufregung gelegt hätte. Die anderen Zeugen, welche im Stadthause zurückgehalten waren, wollten sie selbst verschwinden lassen; dann waren keine Zeugen da, und der Prozeß war zu Ende. Nach langem Zureden gaben wir endlich nach, und die Herren entfernten sich.

Unsere Stimmung zu beschreiben, ist unmöglich. Wir kamen dann überein, daß ich während Arbours Abwesenheit das Geschäft verwalten sollte. Aus einem Koffer nahm er zwei Papiere, breitete sie vor mir aus und sagte: „Sehen Sie, Mr. Elder, dieses ist meine Freiheitsbeglaubigung, und dieses die

für meine Frau. In Ihren Händen sind sie sicherer als wie bei mir; nehmen Sie sie in Verwahrung." Wir besprachen dann noch in der Eile, was wir thun wollten, und dann war der Mann bereit, Weib und Kind, Heim und Geschäft zu verlassen, um in Kansas Schutz zu suchen, weil er es gewagt hatte, in Missouri den Schutz der Gesetze zu beanspruchen. Würde er je zurückkommen? Würde er je sein Weib und Kind wiedersehen? Oder mußte er in einem fremden Lande ohne Geldmittel versuchen, das Leben neu zu beginnen? Dunkle Ahnungen beengten uns die Brust, ohne noch zu begreifen, von wo aus der Schlag kommen konnte. Mr. Arbour verließ Kansas City noch in derselben Nacht, ging nach Wyandotte, und dann nach Quindaro.

Nur zu bald stellte sich ein, was wir nicht in Betracht gezogen hätten. Arbours Kreditoren erfuhren es gleich am Morgen, daß er die Stadt verlassen hatte, und kamen mit Beschlagnahmebefehlen, um sich gegen Verluste zu decken. Ich versuchte sie zu beruhigen, versicherte, daß Arbour zurückkäme, sobald sich die Aufregung gelegt, daß ich bis dahin dem Geschäfte vorstehen und die einkommenden Gelder in die Hände eines von ihnen Bevollmächtigten legen wollte u. s. w. Es wäre mir bei ruhiger

Besprechung gelungen, die Herren meinem Vorschlage günstig zu stimmen; aber während ich mit einem oder zweien unterhandelte, gingen andere an uns vorbei, und belegten alles mit Beschlag, was ihnen in die Hände fiel; dadurch wurden alle gezwungen, vorzugehen. Jetzt machte ich den Vorschlag, daß jeder Gläubiger nur solche Sachen nehmen sollte, die er selbst geliefert hatte, sodaß Mr. Arbour sie bei seiner Zurückkunft nochmal kaufen könnte. Die Sachen waren alle so gut wie neu; keiner konnte auf die Weise viel verlieren und kam Arbour nicht wieder, dann waren seine Schulden alle bezahlt damit. Der Vorschlag leuchtete ein, und wurde angenommen; einige beschlossen sogar, ihre Sachen in meiner Obhut im Hause zu lassen, bis man klarer sehen konnte; und so war ich mit meinem Erfolge recht gut zufrieden.

Unter diesen Umständen war die Teilung der Sachen leicht zu bewerkstelligen. Die Rechnungen wurden mir übergeben, und von zwei Beamten begleitet, stiegen wir in den dritten Stock hinauf und legten nach den Rechnungen die Sachen zusammen. Wir hatten da unsere Aufgabe fast vollendet, als plötzlich ein furchtbarer Schrei durch das Haus gellte; zweifellos war es Mrs. Arbours Stimme, die schrie „Mr. Elder! Hülfe! Hülfe!“

Eingedenk der Scenen von gestern, glaubte ich, der Mob sei erschienen und fuhr erschrocken zusammen, ermannte mich aber schnell, und sprang in langen Sätzen die Treppen hinunter. Der Anblick, der sich mir bot, war herzzerreißend. Ein alter Konstabler, welchen wir seiner Leutseligkeit wegen nur ‚Onkel‘ nannten und der ein guter Freund von mir war, hatte die eine Hand des Knaben erfaßt und suchte i hn an sich zu reißen; die Mutter hielt die andere Hand und hatte einen Arm um des Knaben Oberkörper gelegt, ihn festhaltend. Als ich eintrat, sah sie mich mit irren Blicken an, und schrie fortwährend: „Mr. Elder, retten Sie mir mein Kind!“

Ich war so erschüttert, daß ich anfangs nicht sprechen konnte, wohl aber ahnte ich den Sachverhalt. „Onkel, was ist hier los?“ frug ich den Konstabler so ruhig wie nur möglich? „Mr. Elder, ich thue nur meine Schuldigkeit, so unangenehm und schwer es mir auch wird; ich habe den Jungen mit Beschlag belegt und muß ihn mitnehmen,“ erklärte jener. „Das können Sie nicht thun“, wandte ich ein, „denn Vater und Mutter sind frei, folglich auch das Kind!“ Noch ehe wir weiter unterhandeln konnten, kam ein anderer Beamter und nahm die Mutter in Beschlag.

Die drei großen Doppelthüren vorne standen

weit offen; davor, auf der Straße hatten sich viele Neugierige angesammelt; wie die sich uns gegenüber verhalten würden, war nicht zu erkennen; sehr freundschaftlich gesinnt sahen sie eben nicht aus. Ich stand ganz allein mit der Schwarzen und ihrem Kinde, niemand trat auf meine Seite. Jung, und in solchen Angelegenheiten völlig unerfahren, befand ich mich in einer so verwickelten und schwierigen Lage, daß ich nicht ein noch aus wußte.

Bei dem Hin- und Herziehen war es dem Beamten endlich gelungen, das Kind der Mutter zu entreißen, dabei waren wir aber alle bis mitten in die Straße gelangt. Wir befanden uns im Kreise der Beamten, fünf an der Zahl, und ich bestand immer fest darauf, daß Mutter und Kind frei wären. Die Menge bildete einen großen Kreis um uns herum und schien allmählich mehr Interesse für uns zu nehmen. Endlich frug der eine Beamte in gereiztem Tone: „Mr. Elder, woher wissen Sie, daß die Leute frei sind?“ „Ich habe ihre Papiere gesehen“, gab ich fest zur Antwort. „Wo sind die Papiere?“ frug er weiter.

Früh am Morgen hatte ich mit Recht befürchtet, daß ich den Tag in ein Handgemenge kommen konnte und, um die Papiere sicher zu wissen, gab ich sie zu einem sehr wohlhabenden freien Schwarzen Namens

Young, welcher in Independence eine Wagenfabrik hatte, und welcher ein guter Freund von Arbour war, mit der Bitte, sie nach Independence mit zu nehmen. Auf die Frage: Wo sind sie? erzählte ich alles, ohne Youngs Namen zu nennen. „Wollen Sie uns auf Ihr Ehrenwort versichern, daß alles so ist wie Sie sagen, sich persönlich für diese Leute verbürgen, und die Papiere sobald als möglich herbei schaffen?“ frug er weiter. „Die Bürgschaft für diese Leute übernehme ich unbedingt!“ erwiderte ich. „Was ich Ihnen sagte, ist die reine volle Wahrheit. Die Papiere habe ich aber nur flüchtig angesehen, ich war zu der Zeit sehr aufgeregt. Sie sind in fremder Sprache verfaßt, aber mir fiel das Wort „Freiheit“, die Namen, und die amtlichen Siegel sogleich ins Auge, dennoch ist es ja möglich daß ich mich eben dadurch habe täuschen lassen. Wenn Sie wollen, dann reite ich gleich nach Independence, und hole die Papiere.“ Damit waren alle einverstanden; Frau Arbour und Kind sollten unter Wache im Hause bleiben, und nicht weggeführt werden. „Sie können meinen Ponny reiten“, sagte Onkel Konstabler, „der bringt Sie in drei Stunden hin und zurück!“ Dankend nahm ich das Anerbieten an, und war eben im Begriff mich in den Sattel zu schwingen, als ich den Gesuchten ganz gemächlich die Straße

herunter kommen sah. „Da ist er ja!“ rief ich, und ging ihm entgegen. Mit wenigen Worten erklärte ich ihm wie die Sache hier stand, und frug ihn, ob er die Papiere noch bei sich habe? Ohne etwas zu antworten, ging er mit gemessenen Schritten durch die Menge, trat in den Kreis der Beamten, sah sie alle der Reihe nach prüfend an, und frug: „Meine Herren, was wird verlangt?“

Mr. Young war ein freier echter Neger. Er war groß und schlank gewachsen, hatte ein kluges ruhiges Gesicht, sein Benehmen war abweisend, fast aristokratisch zu nennen. Er war sehr gut gekleidet, denn er war reich; und er nahm auch unter den alten Settlers eine achtungsvolle Stellung ein. Auf seine Frage wurde ihm mitgeteilt daß man die Papiere zu sehen wünsche. Nun richtete er sich noch etwas höher auf, musterte mit festem Blicke die Menge im Kreise, dann die Beamten, und sagte langsam und bedächtig. „Meine Herren, die Papiere bedeuten Freiheit und Leben von drei Menschen. Meine verachtete Rasse hat keine Rechte und keinen Schutz in diesem christlichen freien Lande. In der Wahl derer, denen wir vertrauen wollen, müssen wir uns auf gut Glück und unseren Instinkt verlassen. Ich vertraue die Papiere den Händen dieses Herrn an, der sie mir gegeben hat, und

von ihm werde ich sie zurückfordern;" damit langte er gelassen in seine Brusttasche, nahm die Papiere heraus, und reichte sie mir.

Das war ein kritischer Augenblick. Die Menge drängte sich neugierig herbei; aber war es nur Neugierde? mir schien es verdächtig. Ich wandte mich an die Beamten und sagte: „Sie sehen selbst, meine Herren, daß ich zur Vorsicht gezwungen bin. Wenn Sie sich als Beamte und Gentlemen verpflichten diese Papiere zu schützen, dann werde ich sie entfalten und Ihnen zum Ansehen und Lesen vorhalten; aber Niemand darf den Versuch machen, sie anzufassen." Die Herren gaben das Versprechen gern, und schienen, zur Ehre der Menschheit sei es gesagt, froh zu sein, daß dieses Drama hiermit enden würde. Sie überzeugten sich von der Echtheit der Papiere, und gaben Mutter und Kind frei. Die Mutter stürzte sich mit einem Jubelrufe auf ihr Kind, hob es auf ihre Arme, und lief, ohne sich um Jemand zu bekümmern, lachend und weinend mit ihm in das Haus."

Mr. Elder schwieg.

„Sprechen Sie weiter, Mr. Elder", sagte Maggy, die bis zu Thränen gerührt war, „was wurde aus den armen Menschen?"

„Viel weiß ich selbst nicht mehr", entgegnete jener. „In drei Tagen kamen wir zu der Über=

zeugung, daß das Geschäft gründlich ruiniert war, und an ein Wiederanfangen nicht gedacht werden konnte. Arbour war derselben Meinung, und schrieb mir von Quindaro, daß ich seine Frau und Kind, und was ich für sie retten könnte, zu ihm schicken sollte. Ich konnte nicht viel für sie retten, ein altes Bett, Ofen, Tisch, einige Stühle u. dgl. das war alles. In der Nacht nahm sie ein alter Neger mit seinem elenden Gefährte nach Kansas hinüber. Es soll ihm da recht schlecht gegangen sein, bis er sich endlich nach Denver durchschlug, wo er wieder eine Restauration mit Barbiergeschäft anfing. Jetzt soll es ihm recht gut gehen."

„Das hat Sie wohl zum Republikaner gemacht?" frug Arthur.

„Das wohl nicht; ich glaube, ich bin Republikaner von Geburt, wie die meisten Plattdeutschen. Die meisten Demokraten findet man unter den Hochdeutschen", belehrte ihn Mr. Elder.

„Missouri ist doch ein südlicher, und ein Sklavenstaat, wie kommt es nur, daß der nicht aus der Union getreten ist?" frug Arthur den Onkel.

„Ja, mein Junge, das haben wir wohl zum großen Teil Franz Siegel und den Deutschen zu verdanken", schmunzelte der Onkel wohlgefällig.

„Wohl nicht möglich!?" rief Arthur überrascht.

„Ja, ja, so ist es“, fuhr der Alte fort. „Gouverneur Jackson und General Price hatten die Staatsmiliz bei St. Louis zusammenberufen; angeblich nur zum üblichen Drillen für Staatsdienst, in Wirklichkeit aber, um eine Rebellen-Armee zu formieren, und St. Louis mit dem U. S. Arsenal und den vielen Waffen u. dgl. in die Hände zu kriegen. Im Mai 1861 glaube ich, war es, da gingen Franz Siegel und Frank Blair mit der deutschen Miliz hinaus, und nahmen die ganze Blase gefangen, damit war die Geschichte aus. Die Rebellen kriegten höllische Angst vor den Deutschen, und die Unionleute kriegten auf einmal Kourage. Der Gouverneur und Price verdufteten nach Arkansas und der Staat war und blieb für die Union gerettet.“

„Und seitdem machten die Rebellen keinen Versuch, den Staat an sich zu reißen?“

„O ja, das wohl, aber es gelang ihnen nicht. Nach der Geschichte in St. Louis wurden sie fuchswild auf die Deutschen, obgleich die ja doch ganz harmlos sind, bis sie einen guten Kommandanten haben; dann freilich ist es etwas anderes.

Hier dominierten die Rebellen ganz bedeutend. Eines Tages rotteten sie sich zusammen, zogen nach Liberty Landung, zwölf Meilen von hier, und plünderten da das Vereinigte Staaten Arsenal. Diese

Nachbarschaft erhielt drei Kanonen, und so viele Gewehre, wie sie nur haben wollte, und alles, was dazu gehört. Das gab ihnen die Übermacht und Kourage. Die ganze Bande kam zurück nach Kansas City, machte furchtbar viel Geschrei, zog eine Rebellenfahne auf, und ging dann heim. Nun gingen sie daran Rekruten für den Süden zu sammeln, und hatten bald drei Kompagnien beisammen. Da kam Kapitän Prinz mit zwei Kompagnien regulärer Soldaten von Leavenworth, organisierte die Bürgerwehr in Kansas City und trieb die Bande fort. Seitdem haben wir es nur noch mit Buschkleppern zu thun, die auf die Stellung des Staates zur Union gar keinen Einfluß haben."

„Entschuldigen Sie, Mr. Carpenter", fiel Mr. Elder ein, „ich glaube Sie sagten, die erste Rebellenfahne sei bei der Gelegenheit in Kansas City aufgezogen. Das ist ein Irrtum, wenigstens wurde schon lange vorher ein Versuch gemacht, sie aufzuziehen."

„So?! davon habe ich ja nichts gehört. Wann und wo war denn das?"

„Das war in der ersten Baptisten-Kirche, ein oder zwei Monate früher. Die Geschichte ist aber zu lang zum Erzählen."

„O bitte, erzählen Sie, Mr. Elder", bat Maggy, „wir hören gern zu."

Nach kurzem Zaudern folgte er der Aufforderung.

„Ich ging von Deutschland fort“, begann er, „besonders weil ich nicht Soldat werden wollte. Geschäft oder Handwerk hatte ich nicht gelernt, große Anlagen hatte ich auch nicht, Talente unbekannt. Alles was ich hatte, war guter Wille. Ich war willens, alles zu thun, nur nicht Ladendiener werden, das stand fest. Mit zwanzig Jahren Lehrjunge spielen, ist hart; ich hätte es aber dennoch gethan, wenn ich eine passende Gelegenheit dazu gefunden. Was aber konnte ich thun, um mein Glück zu machen? Ich hatte so nebenbei etwas Guitarre klimpern gelernt. Dadurch wurde ich bald in mehreren Familien bekannt, und es währte gar nicht lange, da gab ich Guitarreunterricht, obgleich ich selbst die Noten dazu nicht kannte. Not lehrt beten; des Nachts lernte ich genug für den nächsten Tag und machte dabei selbst große Fortschritte. Als ich im Jahre 1857 nach Kansas City kam, war das hier mein erster Notanker, ich fand bald genug Schüler und wurde Professor genannt. Nun lernte ich ein Horn blasen, und als ich kaum eine Oktave fingern konnte, wurde ich schon ein willkommenes Mitglied der Amateur-Bande. Das waren alle junge Leute, mit denen sich umgehen ließ. Vier oder fünf davon betrieben Musik als Geschäft; wenn für Geld gespielt

wurde, dann spielten die allein, wenn aber umsonst gespielt wurde, dann gingen wir alle mit, und das war sehr oft. Eines Tages wurden wir auf den Abend bestellt, um in der ersten Baptistenkirche eine Kindervorstellung zu ergänzen. Wir thaten das gerne, aber gleich nachher hörte ich, daß die Vorstellung den besonderen Zweck hatte, die Palmettofahne zu entfalten. Das war unser Geschäft nicht, und ich ging sogleich zurück nach unserm Lokale, um die Sache zu besprechen. Es waren schon mehrere da, die dasselbe gehört hatten und sich weigerten, hinzugehen. Das Gerücht konnte wahr sein, oder auch nicht. Wir beschlossen hinzugehen und unsere große Unionfahne mitzunehmen.

Wir besprachen genau was wir thun wollten; dazu brauchten wir jemand der unsere Fahne in Obhut nahm. Als ich aus der Thür trat um fortzugehen, sah ich einen jungen Burschen namens George Daggett daher kommen; sein Vater hatte das Hotel „Daggett Haus“ gebaut. Ich rief ihm zu; „George! bist du Rebell oder Union?“ „Union!“ war die Antwort. „Willst du heute Abend mit uns zur Baptistenkirche gehen, und unsere Fahne in Obacht nehmen?“ frug ich weiter. Er war dazu gleich bereit, und ich instruierte ihn genau was wir von ihm erwarteten.

Pünktlich wie immer war unsere Bande den Abend in der Kirche; sie war hell erleuchtet, aber es war noch Niemand da als wie die Thürsteher. Der Raum war fünfzig Fuß breit und hundert Fuß tief. Am Ende, der Thür gegenüber, war eine drei Fuß hohe Bühne errichtet, die Seiten waren durch weißes Zeug abgeteilt. Links davon, dicht an der Wand entlang, war eine niedrige Bühne für die Musiker errichtet, hinten mit einer Bank versehen, und vorne in passender Höhe ein Brett für die Notenbücher. Der übrige Raum war mit Stühlen für die Zuschauer bestellt. Unsere Fahne war aufgewickelt und lag unter der Bank.

Allmählich kamen die Zuschauer an, wir spielten mehrere Stücke, und dann begannen die Kinder ihre Vorträge. Alles verlief so nett und harmlos, daß wir schon davon sprachen daß das Gerücht falsch gewesen sei, als zum Schluß ein fünfzehn Jahre alter Junge auf die Bühne trat. Er trug einen Prinz Albert Rock, bis obenhin zugeknöpft; doch schien es mir, als versuchte er mit dem linken Arme etwas darunter zu verbergen. Er haspelte seinen Vortrag geläufig genug ab; aber solche Schulerzeugnisse hatten für mich keinen Wert, und ich gab deshalb nicht Acht darauf. Plötzlich hörte ich ihn sagen: „Und dies wird von nun an Eure Fahne

sein!“ Schnell aufblickend sah ich, wie er eine achtzehnzoll große Palmettofahne unter seinem Rocke hervorzog, und sie hoch über seinem Kopfe schwang. Auf dieses Signal kamen alle die anderen Kinder, drei bis elf Jahre alt, Mädchen und Jungen, die Palmettofahne schwingend und ‚Hurra‘ rufend auf die Bühne. Ich rief: „George, jetzt!“ und während der unsere Fahne entfaltete, stimmten wir unsere große Nationalhymne: „Das sternenbesprenkelte Banner“, an. Einer nach dem anderen standen wir auf, und schlüpften unter dem Notenbrette durch in den Saal. George, unsere schöne große Fahne hochschwingend, ging auf die Bühne zu. Wir folgten ihm, immer spielend, und hielten uns zwischen ihm und den Zuschauern. Plötzlich sprang er auf die Bühne, fegte mit einigen kräftigen Bewegungen die kleine Rebellen-Schar herunter, und bearbeitete dann den letzten Redner, daß auch der verschwand. Nun trat er vorne in die Mitte der Bühne und schwang die Fahne zum Takte der Musik mächtig von Seite zu Seite. Wir spielten schon das „Heil Columbia“, und als das beendet, nahmen wir George mit unserer Fahne in die Mitte, spielten „Yankee Doodle“, und marschierten damit hinaus. Wir brauchten nicht um freien Durchgang zu bitten, er wurde uns freiwillig gestattet, und gern.

Es ist mir unmöglich unsere Gefühle zu beschreiben, als wir die Fahne entfalteten, zu spielen anfingen, und uns zwischen unsere Fahne und die Besucher drängten. Wir versuchten nicht schön zu spielen; wir wandten unsere ganze Kraft an um Nachdruck hinein zu legen. Wir wußten, unser Leben war in der größten Gefahr; man erwartete jeden Augenblick das Knallen der Revolver zu hören; der Kelch ging aber an uns vorüber.

Die Scene, die sich im Auditorium abspielte, war überraschend. Alle waren aufgesprungen und drängten nach der Thür oder den Wänden zu. Stühle wurden umgestoßen und versperrten die Wege; Frauen sanken halb ohnmächtig auf ihre Stühle zurück; ein vollständiges Bild wie das vom jüngsten Tage. Wir wurden nicht belästigt und auch nicht aufgehalten. Einige Minuten warteten wir draußen, ob jemand Lust hatte, uns auf die Probe zu stellen, es kam uns aber niemand nach und wir gingen heim." — —

Alle hatten Mr. Elder gespannt zugehört; ihre Augen leuchteten von Patriotismus, und die Gesichter waren wie verklärt. Kaum hatte Mr. Elder aufgehört zu sprechen, als Arthur aufstand und im Jubelton die schöne, längst gelernte, begeisternde Nationalhymne anstimmte: „O

sag', kannst du seh'n". Mr. Carpenter erhob sich, nahm seine Matrosenmütze vom Kopfe und hielt sie in beiden Händen vor sich. Maggy hatte die Hände im Schoße gefaltet, und verwandte keinen Blick von dem Sänger. Auch Kitty und Dick standen in der Thür und lauschten dem Gesange. Bei den Schlußworten fielen die Männer feurig ein: „Das Land der Kühnen, das Land der Freien."

„Bravo!" schrie Dick.

„Ja, das war gut; das erquickt das Herz", gestand Maggy.

„Mr. Elder, ich muß mich bei Ihnen auch bedanken für Ihre Erzählungen und auch für den Anteil, den Sie an den Begebenheiten genommen haben; geschadet hat es gewiß nichts. Es sind in Wirklichkeit Heldenthaten, die den Lauf der Dinge zu Gunsten der Union mehr oder weniger beeinflußt haben, um dann im Drange der Zeit und der Ereignisse übersehen und vergessen zu werden. Sie kennen Henry Kaufmann, ja? Na, der stand mit seinem Gesellen Ed. Keller am 4. Juli 62 nicht weit vom Courthause und schoß seinen Amboß den ganzen Tag zu Ehren des Tages, obgleich die Rebellen, mit Pistolen in Händen, ihn davon abzuhalten suchten. Ich weiß, daß diese kühne That

viele Unentschlossene auf unsere Seite brachte; aber wer denkt noch daran? Die Männer der Entwickelungsperiode sind bald vergessen, wenn sie nicht im Hauptstücke eine gute Rolle spielen." —

Die sinkende Nacht ermahnte Mr. Elder, an den Heimweg zu denken. Sie nahmen herzlichen Abschied, und Mr. Elder versprach auf dringendes Bitten der Familie, seinen Besuch recht bald zu wiederholen.

Um diese Zeit wurden die genaueren Einzelheiten von Burnsides Siege, furchtbaren Verlusten und Rückzug bei Fredericksburg, 11.—14. Dez., bekannt.

Mitte Dezember kam ein Brief von Major Carpenter. Ja, er war Major geworden, hatte jetzt zwei Kompagnien, und sein treuer Kamerad Sergeant Dok Reynolds war sein Leutenant. Dieses Kommando war keinem Korps zugeteilt; es erhielt seine Befehle direkt und allein von dem Oberbefehlshaber. Offiziell hieß diese Truppe „Carpenters Scouts" (Kundschafter) und sie erwarb sich durch ihre kühnen Unternehmungen historischen Ruhm. Auf die Einzelheiten seiner zahllosen Züge ging der Major in seinem Briefe nicht ein, es ließ sich aber leicht zwischen den Zeilen lesen, welche unendliche Gefahren und Strapazen er durchgemacht. Er selbst war immer gut davon gekommen, aber seine Leute hatten oft arg gelitten, besonders die neu angeworbenen. Er

rekrutierte fast nur im Süden, wo die Unionmänner sich ihm gern anschlossen, ihre Kenntnisse des Landes waren für ihn von großen Vorteil. Jetzt war er bei der Potomac-Armee bei Falmouth und er bat Briefe für ihn dorthin zu schicken. Er hatte da auch mehrere Briefe vorgefunden und daraus ersehen, daß Arthur wirklich sein Vetter war, daß er ganz wiederhergestellt und bei seinen Eltern war.

Die Eltern waren durch diesen Brief so stolz und glücklich, daß sie ihrer Freude keine Worte geben konnten. Der Alte schmunzelte nur zufrieden vor sich hin und Maggy schien einen Zoll gewachsen zu sein.

Arthur wurde bei dem Lesen des Briefes recht aufgeregt. Die Kriegslust, die in jeder Mannesbrust schlummert, war voll erwacht. Die Erzählungen von Major Braun aus dem Kriege in Schleswig-Holstein, und alles, was er von diesem Kriege gesehen, gehört und gelesen hatte, ging ihm durch den Kopf. Nach langem Nachdenken und Überlegen kam er zu einem Entschlusse, er folgte seinem Kopfe.

Kurz darauf erhielt Arthur einen Brief von Mr. Walbridge. Er berichtete, daß John ein ganz famoser Junge und der Liebling in seinem Hause sei, u. dgl. mehr. Dann kam er auf das Geschäftliche; er sagte, daß die Aufträge für neue Bauten sich

unerwartet mehrten und ließ durchblicken, daß er es gern sähe, wenn Arthur bald nach den Festtagen zu ihm käme.

Das entschied die Frage endgültig. Jetzt war Arthur wieder Architekt und Baumeister. Jeder Zweifel war beseitigt, und freudig hob sich seine Brust in dem Gefühle, nun bald wieder in die ihm längst gewöhnte Thätigkeit zu kommen.

Carpenters hatten von Anfang an gewußt, daß Arthur nur den Winter über bei ihnen bleiben wollte. Dennoch konnten sie es kaum fassen, daß er schon in wenigen Wochen wieder fort wollte, und diese Gewißheit legte sich wie eine trübe Wolke auf den sonst so fröhlichen Haushalt. Zu ändern war daran nichts, er mußte gehen; sie freuten sich auch darüber, aber es berührte sie doch recht schmerzlich. Arthur versäumte nichts, um durch guten Galgenhumor die alten Leute aufzuheitern. Ihm selbst wurde ja das Scheiden recht schwer, deshalb aber sang, lachte und erzählte er den ganzen Tag. Nun galt es Briefe zu schreiben, fröhliche Weihnacht und glücklich Neu-Jahr zu wünschen, und besonders seine Adresse in Chicago anzugeben; was er sonst noch schrieb, darüber sprach er nicht, er brauchte aber lange Zeit, bis er damit fertig war. Herr La Rue und Major Charles Carpenter waren die

Ersten, denen er sein Herz ausschüttete, dann erst wurden sein Vater und Mr. Walbridge bedacht.

Die Festtage wurden auf deutsche Weise gefeiert, und es ging recht lustig dabei zu. Dann wurde aber auch schon gleich an die Abreise gedacht und alles darauf vorbereitet.

Es war ein kalter, unfreundlicher Morgen im Januar, als Mr. Elder mit einer Kutsche an der Einfahrt hielt, um Arthur nach der Stadt zu holen. Seine Sachen waren schon darin untergebracht und es war nur noch das letzte „Lebe wohl" zu sagen. Arthur sprach noch ein paar freundliche Worte zu der Tante, um sie zu tröften. Plötzlich zog er sie an seine Brust, küßte sie auf Stirn und Wangen, schüttelte dann herzlich ihre Hände, und dankte ihr unzählige Male für die Freundschaft und Liebe, die er hier gefunden. Maggy war dabei feuerrot geworden, und konnte vor Verlegenheit und Bewegung kein Wort hervorbringen.

Dann hatte Arthur auch schon des Onkels Hände erfaßt, sah ihm liebevoll in die Augen, und sagte: „Nun geht es wieder fort in's fremde Leben. Ich scheide, als verließe ich das Elternhaus, denn dazu habt Ihr es mir gemacht. Dank für alle Freundlichkeit und Güte. Ihr werdet oft von mir

hören; ich sorge schon dafür, daß es nur Gutes ist. Und sobald ich Gelegenheit dazu habe, besuche ich Charley."

Noch einen raschen Händedruck, und er eilte davon.

II.

Mr. Walbridge saß, ganz gegen seine Gewohnheit, recht mißmutig in seinem Bureau. Auf dem Tische vor ihm lagen eine Menge Zeichnungen, Pläne für Häuser, und in der Hand hielt er ein ganzes Bündel Papiere, welche die Erläuterungen dazu enthielten. Bald sah er auf die Papiere in seiner Hand, dann auf die Pläne, welche auf dem Tische lagen, und lehnte sich oft, in tiefes Nachdenken versunken, in seinen Sessel zurück. Endlich stand er auf und ging lange im Zimmer auf und ab, schüttelte ärgerlich den Kopf, und sagte zu sich selbst: „Nein, das verstehe ich nicht!" Er besann sich noch einen Augenblick, zog die Uhr aus der Tasche und blickte darauf: „Elf Uhr!" es ist besser, wenn ich das Grübeln vorläufig unterbreche, sonst werde ich ganz konfus dabei. Ich denke, ich gehe

zum Lunch, und trinke ein Glas Bier dazu; das erfrischt die Lebensgeister, und schärft mir vielleicht den Blick.“ Damit nahm er seinen schweren Überrock von dem Haken, zog ihn an, und ging in das Nebenzimmer. Hier waren zwei junge Männer emsig mit Messen und Zeichnen beschäftigt. Er betrachtete die Arbeit, machte einige Bemerkungen, und wandte sich der Thüre zu, um das Zimmer zu verlassen.

Während er am Pulte stand, hatte sich die Thür geöffnet und Arthur war eingetreten, was Mr. Walbridge ganz überhört hatte. Jetzt standen sie sich gerade gegenüber. Mr. Walbridge war erst ganz verdutzt als er in Arthurs fröhlich lachendes Gesicht sah; er erkannte ihn aber dann gleich wieder, und streckte ihm die Hand entgegen: „Halloh! da sind Sie ja! gerade zur rechten Zeit. Kommen Sie mit, wir wollen erst zum Lunch gehen. Behalten Sie Ihren Uberrock nur an, umkehren thue ich nicht. Wir haben doch genug zu besprechen, was wir beim Essen thun können; das Geschäft läuft uns doch nicht davon. Ich glaubte aber kaum, daß Sie sobald kommen würden.“

„Darüber konnten Sie ganz ohne Sorgen sein, Mr. Walbridge. Mir wurde die Zeit lang, bis Sie mich rufen würden,“ erwiderte Arthur.

„Na, denn man vorwärts! Sie wissen wohl noch wo wir hingehen."

Die Herren hatten sich viel zu erzählen, und deshalb nahm das Frühstücken lange Zeit in Anspruch. Endlich kamen sie in das Bureau zurück, und Arthur fing an die Pläne und Spezifikationen sorgfältig zu prüfen. Damit fertig, frug er etwas verwundert: „Was ist Ihnen dabei unverständlich, Mr. Walbridge?"

„Ja, sehen Sie denn nicht? da unten zwischen den zwei Wänden ist hinten, zwei Stockwerke hoch, ein völlig leerer Raum, der Zeichnung nach. Und oben darüber hängen dann wieder zwei Stockwerke, hoch in der Luft. Das kann doch nicht recht sein!"

„Kennen Sie den Bauplatz? Soll das Haus an einen Hügel gebaut werden? es scheint mir als wenn es ein Hotel werden soll."

„Richtig! und vorn ist die Straße hoch aufgefüllt."

„Dann soll der Raum später ausgebaut, oder aufgefüllt werden; aber das kümmert uns ja gar nicht!"

„Ja, wie kann man denn da eine Berechnung machen?"

„Oh, das ist einfach genug," antwortete Arthur, und auf die Unterschrift deutend: „Ist der Architekt gut? ich sehe, er hat die Pläne unterschrieben."

„Er ist einer der besten die wir haben."

„Gut, dann machen wir die Berechnung genau nach den Plänen. Der Unterbau, die Steinarbeit, wird wohl ausgemessen, und nach der Ruthe separat bezahlt. Wir geben nur den Preis per Ruthe an?"

„Oh nein. Wir bieten auf das ganze Haus, von Anfang bis es fix und fertig ist."

„Finden wir guten Untergrund für das Fundament?"

„Sand! reinen Sand!"

„Auf Sand habe ich bis jetzt noch nicht gebaut," lachte Arthur. „Das muß ich erst noch von Ihnen lernen."

„Das können Sie! darin habe ich Erfahrung, und macht mir kein Kopfzerbrechen. Da werden erst so und soviele Pfähle eingerammt, darüber kommt eine zwei bis drei Fuß dicke Lage von klein geklopften Steinen mit Sand, Cement und Wasser gemischt, und die Grundlage ist fertig. Das lassen Sie nur gehen, die Berechnung will ich schon machen."

Nun fing das Rechnen an. Arthur wäre wohl nicht ganz weit damit gekommen, hätte nicht jemand neben ihm gesessen der alle Dimensionen, Preislisten für Material, und Arbeitslöhne schlagfertig im Kopfe hatte. Jedes Stockwerk wurde einzeln berechnet. Jeder rechnete für sich; Mr. Walbridge

nach seiner alten gewohnten Weise. Zeigte sich irgendwo ein wesentlicher Unterschied im Resultate, dann rechneten es beide zusammen nochmal über. So kamen sie tüchtig voran, und konnten sicher sein, daß die Rechnung richtig war.

Die einbrechende Dunkelheit machte die beiden erst aufmerksam, wie schnell die Zeit vergangen war. Mr. Walbridge zog ungläubig die Uhr hervor und sah, daß es schon gegen fünf Uhr war. Bedächtig legte er die Bleifeder auf den Tisch, und sagte: „Es ist Zeit daß wir aufhören sonst kommen wir spät zum Essen. Sie begleiten mich doch?"

„Für heute möchte ich um Entschuldigung bitten. Ich bin von der Eisenbahn fast direkt hierher gekommen, und muß mich nun doch erst ein bischen einrichten, und meine Sachen auspacken."

„Ja, Arthur! das sind nun wieder schöne Geschichten, daran habe ich gar nicht gedacht, daß Sie die ganze Nacht auf der Eisenbahn waren. Nichts für ungut; ich freute mich so Sie zu sehen, daß ich alles Andere darüber vergaß. Natürlich sind Sie für heute Abend entschuldigt, und ich hoffe, Sie entschuldigen meine Vergesslichkeit. Ich habe Ihr Schreibpult dort an das Fenster stellen lassen; Sie können es aber hinstellen wo es Ihnen am besten paßt. Die Schlüssel stecken darin, schließen

Sie die Papiere nur dahinein. Sie sind im „May Hotel“ abgestiegen? Na, das ist ein gutes Haus, und giebt gute deutsche Kost. Gelegentlich begleite ich Sie mal. Heute haben Sie doch genug zu thun, und ich will auch meiner Familie melden, daß Sie angekommen sind.“

„Währenddem hatten die Herren ihre Überröcke angezogen und schritten zum Ausgange. Bitterkalt sauste der Nordwest-Sturm durch die Straßen, und sorgte dafür, daß das „Gute Nachtsagen“ nicht viel Zeit in Anspruch nahm.

Früh war Arthur am nächsten Morgen schon wieder in dem Bureau und setzte sich mit wahrer Wollust an die Arbeit. Mr. Walbridge kam erst um zehn Uhr; und dann arbeiteten beide so emsig, daß sie fast ihr Frühstück versäumt hätten, wenn nicht John gekommen wäre um Arthur zu begrüßen. Das Wiedersehen war beiderseits natürlich ein sehr herzliches. John war in den wenigen Monaten zusehends gewachsen, sah sehr gut aus, und war wirklich gut gekleidet. Um viel zu sprechen war jetzt keine Zeit; das Frühstück durfte nicht verpaßt werden.

Am Abend begleitete Arthur Mr. Walbridge nach seinem Hause, wo er, so zu sagen, mit offenen Armen empfangen wurde, denn er war ja schon ein alter Bekannter. Nach dem Essen gingen alle

wie gewöhnlich in den Parlor. Schon bei Tisch war die Unterhaltung ungezwungen und lustig geworden. So drei schöne junge Mädchen, im vollsten Übermut ihrer Jugend, konnten nicht lange ernsthaft sein. Arthur war auch kein Sauertopf und machte gern mit; um allen Mißverständnissen vorzubeugen, deutete er aber an, daß er nicht frei sei. „Ach, das schadet nichts!“ lachte die Eine ihn an. „Wir sind doch im Vorteile, denn wir haben Ihre Gesellschaft!“

In diesem Kreise konnte man nur fröhlich sein. So ungeniert und zwanglos auch die Unterhaltung war, wurden selbst die zartesten Grenzen der Etiquette nicht verletzt. Und das war den Mädchen nicht anerlernt, das war die reine Natur in schönster Fassung. Ohne Sträuben, ohne aufdringlich zu sein, trugen sie abwechselnd Musikstücke und Lieder vor. Die Lieder waren, der Zeit angemessen, alle patriotischen Inhalts, und hatten wenig musikalischen Wert; aber die Auffassung und der Vortrag ließen das gern übersehen; und Arthur vergaß fast, daß er der Schule kaum entwachsene Dilettanten hörte.

Auch Arthur ließ sich nicht lange nötigen. Das wundervolle Steinway-Pianino zog ihn förmlich an. Berauscht von den lieblichen Tönen, präludierte er lange auf und ab, spielte eine schöne schweizer Me-

lodie, und stimmte dann das „O sag' kannst Du seh'n“ an. Das war ein Treffer. Die Mädchen beteiligten sich sogleich, Arthur ging zum Baß über, und das Terzett war fertig. Wenn so etwas so recht von Herzen kommt, und wo die Stimmen so gut vertreten sind wie es hier der Fall war, da ist der Eindruck gewaltig. Durch dieses Lied wurde das Gespräch ernster, und auf den Krieg und Politik gelenkt.

Am 2. Januar hatte Präsident Lincoln seine angedrohte Proklamation erlassen, wodurch drei Millionen Menschen von ihren Sklavenketten befreit und zu freien Menschen wurden. Der Norden wurde dadurch nicht direkt berührt, denn der hatte keine Sklaven. Die Frage aber war der ewige Zankapfel gewesen und nun damit erledigt; vorausgesetzt, daß die Union erhalten blieb, und das bezweifelte hier niemand. Deshalb, wenn dieses Thema erst einmal berührt war, beteiligte sich groß und klein, jung und alt daran, und ließ nichts anderes mehr aufkommen.

— — — — — — — — — — — — — —

Mr. Walbrigde hatte nie zu bereuen, daß er Arthur zu sich genommen hatte; er war fleißig bei der Arbeit, beständig und zuverlässig, und fand sich in allem zurecht. Und alles das war nötig, um

ihn in den Stand zu setzen, die angenommenen Kontrakte zu rechter Zeit zu vollenden. Die Tage gehörten der Arbeit, die Abende dem Vergnügen, und das Eine gab Lust zum Andern.

Sobald es das Wetter erlaubte, wurden die Bauten in Angriff genommen. Beide hatten alle Hände voll zu thun. Die Arbeiter waren engagiert und das Material bestellt; es bedurfte aber der Aufsicht des Meisters um die Arbeit streng nach den Spezifikationen zu machen. Dabei lernte Mr. Walbridge den Wert seines neuen Partners erst recht kennen. Unermüdlich ging Arthur von einem Bau zum andern; jeder Stein mußte richtig gelegt, jedes Stück Holz recht hergerichtet werden; das Material mußte vorrätig sein, und keine Zeit verloren gehn. Ja, das waren junge Kräfte! Mr. Walbrigde war nur dann und wann mal hingegangen und hatte, wie er dachte, die Arbeit genau inspiziert. Arthur war immer dabei, der Erste der kam, der Letzte der ging. Anfangs hatten die Arbeiter oft, wie man so sagt, einen Schnitzer gemacht. Anstatt sie auszuzanken, lachte er sie nur recht fröhlich an uud sagte: „O, ich sehe! Sie wollen nur ermitteln, ob ich das bemerke; denn Sie sind zu gute Handwerker, um das so zu machen.“ Dann sahen sie ihn verblüfft an und thaten es nicht wieder. Dennoch hatten ihn

alle recht gern. Er kannte alles, konnte immer guten Rat geben, gab seine Anordnungen klar und deutlich, und verkehrte mit ihnen ganz vertraulich.

Wenn Mr. Walbridge wie früher zeitweise die Arbeit nachsah, dann fand er nie eine Ursache zum Tadel; im Gegenteil, er mußte sich verwundern, wie alles so gut und rasch von statten ging. Er fand jeden an der Arbeit, ruhig und regsam, überall herrschte Ordnung und einer ergänzte den andern. Dann nickte er freundlich seinen Leuten zu und ging, genau wie früher, auch wieder in sein Bureau. Wollte er Arthur sehen, um manches mit ihm zu besprechen, dann mußte er oft lange warten, weil der immer der letzte war, der den Bau verließ.

„Sie übernehmen sich, Arthur!“ sagte er eines Tages zu ihm.

„O, gar nicht!“ lachte der. „Ich fühle mich so wohl und leicht, als wenn ich Flügel hätte, und bin gar nicht angegriffen.“

Bald kam die Nachricht von Hookers Schlacht bei Chancellorsville, 1.—4. Mai 1863, aber Arthur nahm sich nicht die Zeit, sie sorgfältig durchzulesen; seine Arbeit nahm ihn so ganz in Anspruch. Doch als im Juni der Alarmruf durchs Land ging: „Lee ist in Maryland und Pennsylvania eingefallen“,

da wurde er aufgerüttelt, und er bat Mr. Walbrigde, ihn in den Krieg ziehen zu lassen.

„Das müssen wir erst mit Ruhe überlegen“, erwiderte der darauf. „Bei uns steht viel auf dem Spiele. Ich habe eine Bürgschaft von über einhundert und fünfzigtausend Dollars hinterlegt, daß ich meine Kontrakte gut und zur Zeit fertig stellen will. Wie kann ich das denn machen, wenn Sie fortgehn? Wir werden so wie so genug Trubel haben, denn viele unserer jungen Arbeiter werden ihr Handwerkszeug hinlegen und in den Krieg gehen. Das ist mir ja auch recht, wir müssen uns eben andere dafür suchen und das soll ich nun alles allein auf mich nehmen? Das geht doch nicht gut. Gerade jetzt werde ich Ihre Hülfe mehr denn je gebrauchen, und eine Schwalbe macht ja auch keinen Sommer. Ich kann mir denken, wie Sie darüber fühlen, denn ich kann mich kaum selbst zurückhalten. Aber es geht doch nicht! ganz gewiß nicht. Ich verspreche Ihnen aber, daß, wenn Lee unsere Armee in Pennsylvania schlägt, und sich dann da halten kann, dann gehen wir alle beide in die Armee. Bis dahin aber wird tüchtig gearbeitet, um bereit zu sein. Angenommen?

Freilich mußte Arthur das annehmen. Er wußte so gut wie Mr. Walbridge, wie unentbehr-

lich er hier jetzt war; es wäre schnöder Undank ihn so sitzen zu lassen. Von nun an folgte er den Kriegsberichten sehr aufmerksam, und studierte die Landkarte.

Beide Heere zogen jetzt auf Gettysburg zu, und stießen da am 1. Juli aufeinander. Bald waren die Berichte gut für den Norden, dann wieder nicht. Endlich, am 4. Juli, kam die frohe Botschaft: „Lee ist geschlagen, und auf dem Rückzuge!" Und zu derselben Zeit meldete der Telegraph vom Westen: „Grant hat Vicksburg genommen!"

Wurde der 4. Juli bisher schon geräuschvoll gefeiert, so übertraf diese Feier alles Dagewesene und alle Grenzen. Aus dem einen Tage wurden drei und vier, und kein Mensch dachte ans Arbeiten.

Schon am dritten Juli wurde Mr. Walbridge ersucht bei dem Quartiermeister vorzusprechen. Als er hin kam, theilte ihm dieser mit, daß bei dem Militär-Hospitale mehrere Holzschuppen errichtet werden müßten, um sobald als möglich Kranke und Verwundete aufnehmen zu können. Im Osten waren schon alle Hospitäler überfüllt; nun sollten im Besonderen die verwundeten Rebellen weiter westlich gebracht werden. Mr. Walbridge übernahm die Arbeit, und ging sogleich an's Werk. Es fiel ihm schwer Handwerker zu finden, die jetzt schon arbeiten wollten,

er mußte deshalb mit jedem fürlieb nehmen der arbeiten wollte. Das ging für solche Arbeit auch recht gut, große Geschicklichkeit wurde nicht verlangt, wenn die Leute nur Säge, Hammer und Beil leidlich gebrauchen konnten.

Wo so viele Hände zugriffen wie hier, da wurde so ein Schuppen in kurzer Zeit hergestellt; und kaum war einer fertig, dann war er auch schon mit Verwundeten angefüllt.

Eines Tages als Arthur hier die Arbeit übersah, kam ein Arzt zu ihm, und ersuchte ihn, in einem Schuppen eine Abänderung zu machen. Er begleitete den Arzt, trat mit ihm in den Schuppen ein, und hörte seinen Auseinandersetzungen zu. Er war nie in einem solchen Hospitale gewesen, das Stöhnen der Unglücklichen machte ihn schaudern, und er wagte keinen anzusehn, bis der Arzt ihm sagte, daß einer da sei, der ihn sehen wollte. Erschrocken und verwundert blickte er dann von einem zum andern, ohne ein ihm bekanntes Gesicht zu sehen. Aber ein ihm völlig Unbekannter winkte ihn mit dem Finger zu sich heran. Das konnte er nicht abschlagen, er trat an dessen Lager, und neigte sich teilnehmend zu ihm nieder.

„Es freut mich Sie wiederzusehn, und daß ich Ihnen nochmals für die Rettung meines Lebens danken kann;“ flüsterte der Kranke ihm leise zu.

„Sie täuschen sich in der Person, lieber Herr,“ sagte Arthur gerührt.

„Oh nein! ich erkannte Sie auf den ersten Blick wieder; ich kann mich nicht täuschen. Hätten Sie sich nicht meiner angenommen, dann läge ich jetzt tot unter meinem Pferde. Vielleicht wäre das besser — mir fast lieber.“

Arthur schüttelte den Kopf; er glaubte, der Mann läge im Delirium. Um sich frei zu machen sagte er: „Ich habe erst noch einige Anordnungen zu treffen, dann komme ich wieder hierher. Wie heißen Sie, daß ich Sie wiederfinden kann?“

„Hektor Harris!“

„Bellas Bruder?“

„Ja! kennen Sie meine Schwester?“

Arthur war so überrascht, daß er seine ganze Fassung verlor. Lange sah er in das bleiche, abgezehrte Gesicht; dann legte er seine Hand leicht auf die des Kranken, und sagte tief bewegt: „Ja Mr. Harris, ich kenne Ihre Schwester. Fassen Sie Mut, ich will sehn was ich für Sie thun kann. Jetzt muß ich Sie verlassen, aber ich kehre bald zurück, ich schaffe auf irgend eine Art Hülfe.“

Damit lief er davon, und hätte am Eingange fast Mr. Walbridge über den Haufen gerannt, der ihn suchte und ihm nachgegangen war.

„Halloh! wo brennt es denn", rief der lachend, und als er Arthur in's Gesicht sah: „Ja, was ist denn los? haben Sie einen Geist gesehn? Sie sehen ja schrecklich aus!"

Arthur entschuldigte sich zerstreut, und frug: „Habe ich Ihnen jemals von einer Familie Harris erzählt, die ich da unten in Louisiana kennen gelernt habe?"

„Ich glaube, ja! Wie kommen Sie darauf?"

„Der älteste Sohn, Hektor, liegt sterbend dort auf dem Lager!"

„Nicht möglich!" rief Mr. Walbridge erschrocken. „Wie haben Sie denn das so schnell herausgefunden?"

„Er glaubte in mir seinen Lebensretter zu erkennen, und ich glaubte er phantasiere. Um los zu kommen frug ich ihn nach seinem Namen."

„Das ist hart! sehr hart. Ihn selbst kannten Sie nicht?"

„Nein; er war schon fort als ich besser wurde."

„Was wollen Sie denn jetzt thun?"

„Das weiß ich noch nicht, ich weiß nur, daß ich etwas für ihn thun muß; ich muß ihm helfen."

„Ist er denn wirklich so schwer verwundet?"

„Danach habe ich ihn gar nicht gefragt."

„Na, also, wir müssen erst den Grundstein

legen. Immer von vorne anfangen, und dann ruhig weiter arbeiten. Wo mag der Doktor sein?"

„Er ging vorhin in jenen Schuppen!"

„Gut; dann warten wir auf ihn, bis er wieder heraus kommt."

Damit traten die beiden Herren in die Nähe des Eingangs. Es währte nicht sehr lange; da kam der Doktor heraus.

„Bitte, auf ein Wort, Doktor. Wie steht es mit dem Kranken, der vorhin meinen Begleiter sprechen wollte?"

Der Doktor hatte es sehr eilig, und wollte mit der gewöhnlichen Antwort „ich weiß noch nicht" weiter gehen. Mr. Walbridge ließ aber nicht nach.

„Der Mann ist naher Verwandter von mir," log er fest darauf los, „wenn ich noch irgend etwas für ihn thun kann, dann muß und will ich es thun. Ist noch Rettung möglich?"

Der Arzt sah ihn einige Sekunden lang forschend an, dann sagte er: „Gedulden Sie sich bis Mittag. Wenn es mir möglich wird, dann will ich ihn bis dahin genau untersuchen, und Ihnen dann Antwort geben."

„Spáren Sie keine Mühe oder Kosten, thun Sie für ihn was Sie können, ich komme für alles auf!" rief Mr. Walbridge ihm noch nach, denn der Arzt

hatte leicht salutiert, und war in den nächsten Schuppen getreten.

„Das ist alles, was wir jetzt in der Sache thun können. Nun haben wir noch Zeit genug um schnell die Arbeit nachzusehen. Kommen Sie, Arthur."

Gegen Mittag fanden sich die beiden Herren wieder ein, und warteten mit großer Ungeduld auf den Doktor. Endlich kam er, grüßte flüchtig, und verschwand in dem Schuppen. Als er nach geraumer Zeit wieder herauskam, ging er sehr langsam, blieb dann stehen und blickte sinnend seitwärts nach unten. Dann richtete er sich auf, und sagte bedächtig:

„Der Mann ist nicht verwundet; er ist mit seinem Pferde gestürzt, das Pferd ist auf ihn gefallen, und dadurch ist er innerlich verletzt, so daß er gelähmt ist. Wie schwer, das kann ich noch nicht sagen." Zu Arthur gewandt: „Er sagt, daß Sie ihm das Leben gerettet haben."

„So glaubte er, aber er täuschte sich. Ich vermute aber, daß es mein Vetter war, Major Carpenter von Carpenters Scouts, welcher mir täuschend ähnlich sehen soll."

„Doktor", fiel Mr. Walbridge ein, „ist es möglich, daß wir ihn in private Pflege nehmen können?"

„Er ist ein Rebellen-Offizier, und da wird es sehr schwer halten.

„Ich verbürge mich für ihn mit meinem Leben“, sagte Arthur. „Wohin müssen wir uns wenden um die Erlaubnis zu erwirken?“

„Wenden Sie sich an den General-Adjutanten im Hauptquartier, der kann Ihnen Aufschluß geben und sagen, was Sie zu thun haben. Wenn Sie mich suchen, — hier ist meine Karte. Ich helfe Ihnen, soweit ich kann und werde den Kranken im Auge behalten. Mittags gehe ich immer hier vorbei“, damit ging er.

„So, dann wollen wir gleich den Versuch machen,“ sagte Mr. Walbridge. „Sie haben hier doch keine Ruhe, und Nachmittag wollen wir so wie so die anderen Bauten nachsehen, also gehen Sie nur gleich mit. Wir verlieren höchstens fünfzehn Minuten dabei; und unterwegs erzählen Sie mir, was Sie von dem Kranken wissen.“

Die Zeit war glücklich gewählt, denn sie fanden nur wenige Offiziere im Hauptquartiere vor; alle hatten sich frei gemacht, um den inneren Menschen zu befriedigen. Der Orderly sagte Ihnen, daß der General und sein Adjutant noch in dem privaten Bureau wären, und die vielen Depeschen durchsähen, die eingelaufen wären. Als die Offiziere endlich plaudernd aus dem Zimmer traten, stellte Mr. Walbridge sich ihnen selbst vor, dann Ar-

thur, und machte sie darauf mit seinem Anliegen bekannt.

„Das wird nicht gut gehen", sagte der General. „Der Mann ist ein hoher Rebellen-Offizier und Kriegsgefangener."

„Ich weiß!" gab Mr. Walbrigde zu. „Er ist aber so arg verletzt, daß er wohl sterben wird; und von der Sorte behalten Sie noch genug an der Hand."

„Die Namen und Ranglisten von diesen Gefangenen liegen bei dem Kriegsminister Stanton in Washington und zu jeder Zeit kann ein Befehl in Bezug auf eben diesen Mann kommen."

„Das hätte nicht viel zu bedeuten", entgegnete Mr. Walbridge, „ich verbürge mich für den Mann so hoch, wie Sie wollen, und verpflichte mich, jeden Tag, oder so oft Sie wollen, zu melden, wie es mit ihm steht. Sie können ihn ja zu jeder Zeit wieder holen lassen, wenn Sie ihn haben wollen."

Der General sprach eine Zeitlang leise mit dem Adjutanten, dann frug er: „Wo wollen Sie ihn denn unterbringen?"

„In meinem eigenen Hause, Nr. 15 Blank Street."

„Wirklich? Sie laden sich damit eine große Last und Verantwortlichkeit auf, sich selbst, und mehr noch Ihrer Familie."

„O, die wird sich tragen lassen; das läßt sich schon machen.“

„Verwandt sind Sie mit ihm nicht?“ fiel der Adjutant ein.

„Na, eigentlich nicht; nein. Die Herren Offiziere sind immer so in der Eile und die Geschichte ist auch ein bischen zu lang, als daß man sie so geschwind erzählen kann. Aber wenn Sie hören wie es damit steht, dann werden Sie unsere Bitte erst recht erfüllen.“

„Dann hängt damit eine ganze Geschichte zusammen?“ frug der General lächelnd.

„Ja wohl, und mein Partner hier, Mr. Schreiner, der Vetter von Major Carpenter, spielt dabei die Hauptrolle.“

„Wurden Sie im Süden mit dem Herrn bekannt, Mr. Schreiner?“

„Nicht mit ihm, aber mit seiner Familie, die auf der nächsten Plantage wohnte von der, wo ich war.“

„Wo war das?“

„In Louisiana, bei Baton Rouge.“

„Wie lange ist das her?“

„Ich ging letzten Herbst da fort.“

„Was? Sie waren zu der Zeit bei Baton Rouge? das ist interessant! Ich glaube selbst daß sich das

nicht so ihm Stehen erzählen läßt. Wollen die Herren uns heute Abend zwischen sieben und zehn Uhr hier besuchen? Sie können uns manches erzählen was uns neu ist."

„Ja, aber wie steht es mit unserem Kranken?"

Der General lächelte: „Wenn nicht besondere Ursachen vorliegen, dann sollen Sie ihn haben, obgleich ich befürchte daß ich damit einen Fehler begehe. Am Ende kann es uns gleich sein, wo der Mann stirbt. Morgen früh, wenn der Krankenbericht einläuft, werde ich die nötigen Befehle auf Mittag geben."

„Na, gut, General; dann können wir alles in die Reihe bringen, und für seine Aufnahme herrichten. Und wenn Sie es wünschen, dann stellen wir uns heute Abend hier ein."

„Ja, thun Sie das."

Mr Walbridge hatte seinen Plan schon fertig; und während die beiden seinem Hause zugingen, um der Familie die Nachricht sogleich zu überbringen, erklärte er Arthur, wie er es machen wollte:

„Wissen Sie, Arthur, an der Nordseite meines Hauses habe ich ein Zimmer mit einem Kabinet, welches ich anfangs als mein Bureau gebrauchte. Es hat einen separaten Eingang, und steht auch durch eine Thür mit dem Hause in Verbindung. Das Zimmer wird jetzt doch nicht benutzt, das soll

er haben. Das Geräusch im Hause wird ihn nicht stören; unsere Zimmer liegen auf der anderen Seite, und sind durch die Halle davon getrennt. Der Arzt und der Krankenwärter können ungeniert ein- und ausgehen wie sie wollen. Besser könnte es gar nicht passen."

Nein, besser hätte es auch nicht passen können, und die Damen freuten sich ordentlich über dieses Ereignis. Sie steckten gleich die Köpfe zusammen, und beratschlagten, wie sie die Zimmer ausstaffieren wollten. Deshalb gaben sie auch den Herren gern Urlaub, um dabei ganz ungestört zu sein.

Der Adjutant hatte es nicht als Geheimnis behalten, daß den Abend Besuch erwartet, und Geschichten erzählt würden. Deshalb fanden Mr. Walbridge und Arthur als sie ankamen fast den ganzen Stab anwesend; denn, wo Geschichten erzählt wurden, da wollte jeder dabei sein.

Die Thür zum Privat-Bureau des Generals stand offen, er selbst las die Zeitung, legte sie aber sogleich weg, als er die Herren kommen sah, trat in das Vorzimmer, und begrüßte sie freundlich. Nun wurden erst alle gegenseitig vorgestellt, und man sprach über die Tagesnachricht, bis man allmählich auf das kam, was alle gern hören wollten: Arthurs Erlebnisse im Süden während des Krieges.

Er mußte erzählen wie er dahin gekommen war, wie er aufgenommen, gerettet und geheilt wurde, und welchen Anteil die Leute dort an seinem Geschick nahmen. Das war sehr interessant; und ebenso fesselnd war es für die Anwesenden zu hören, was und wie man im engen Familienkreise da unten vom Kriege dachte und sprach.

In allem was Arthur erzählte, war er sehr vorsichtig alles zu vermeiden was nicht jeder zu wissen brauchte, und er umsegelte mit diplomatischer Gewandtheit manche Klippe, die ihm in der Form von Fragen in den Weg kamen.

Dabei war die Zeit unbemerkt verlaufen. Mr. Walbridge war von Natur ein großer Gastfreund, und er ersuchte die Herren, samt und sonders, ihn bald und oft in seinem Hause oder in seinem Bureau zu besuchen. Diese Einladung wurde gern angenommen, denn man hatte sich bereits recht befreundet. Und wenn die Herren jetzt auch Soldaten und Offiziere waren, so hatten sie den Reiz des Privatlebens noch lange nicht vergessen, und hofften bald, recht bald dahin wieder zurück zu treten.

Den nächsten Tag um die Mittagszeit, nahmen Mr. Walbridge und Arthur ihren neuen Pflegebefohlenen vor dem Krankenschuppen in Empfang. Der Arzt selbst sorgte dafür, daß er gut und be-

quem in der Ambulanz untergebracht wurde. Zwei Soldaten fuhren mit, um ihn wieder herauszuheben und in sein Zimmer zu tragen. Nun fuhren sie langsam dem neuen Asyl zu.

Die Damen standen erwartungsvoll vor der Thür, zogen sich aber auf einen Wink von Mr. Walbridge sogleich zurück, und die Überführung von dem Wagen in das Zimmer wurde ohne Störung wortlos vollbracht.

Hektor war nicht besser und nicht schlimmer, als wie Arthur ihn zuerst gesehn. Er war zu schwach, um großen Anteil an dem zu nehmen, was mit ihm vorging; nur schien er etwas verwundert zu sein. Arthur bat ihn, sich nicht aufzuregen, und ihm zu vertrauen; wenn er sich etwas stärker fühlte, dann wollte er ihm schon alles erklären.

Der bestellte Arzt war schon eingetreten und betrachtete den Daliegenden prüfend aus kurzer Entfernung. Dann setzte er sich neben das Bett, ermahnte ihn, recht ruhig zu bleiben, und mit sowenigen Worten wie möglich zu erzählen, was ihm zugestoßen und wie und wo er sich verletzt fühle.

Das war nicht mehr die kurz angebundene Art der Militärärzte, die nicht lange Zeit haben, bei einem Manne zu verweilen, und unwillkürlich kehrte bei Hektor die Hoffnung zurück. Leise, und kurz

militärisch gab er Aufschluß, ohne auch nur ein unnötiges Wort zu gebrauchen. Sein Pferd war gefallen, brach sich dabei das Genick und fiel auf ihn. Er war untersucht, kannte aber das Ergebnis nicht.

„Haben Sie jemand zum schicken, um meinen Partner hierher zu berufen?“ frug der Arzt zu Mr. Walbridge gewandt.

„Ja wohl!“

„Bitte, dann thun Sie das; er wird in der Office sein.“

John war noch im Hause, und er besorgte den Auftrag schnell. Zehn Minuten später erschien der Partner, die Anwesenden mußten das Zimmer verlassen und die Untersuchung wurde vorgenommen. Erst nach geraumer Zeit trat der Arzt in den Hausflur, um Mr. Walbrigde Bericht zu erstatten.

„So viel ich sehen kann“, hub er an, „ist für mich hier nicht viel zu thun. Sein Besserwerden hängt hauptsächlich von vorsichtiger rationeller Pflege und Ruhe ab. Er muß auf weiche Erde gefallen sein, sonst hätte ihm das Gewicht des Pferdes die Knochen zerdrückt und das ist hier nicht der Fall. An dem ganzen Körper ist nichts zu finden, was einen Arzt oder Wundarzt unbedingt nötig macht, wenn man auch mit Medizin wohl nachhelfen kann.

Er ist platt gedrückt und aus Rand und Band; es kann aber keine ernste Beschädigung irgend eines Teiles vorliegen, sonst hätte sich schon Entzündung eingestellt, wenigstens aber größere Schmerzen. Die vorgefundenen Schwellungen geben keinen Aufschluß. Er ist gelähmt und wir können erst mit der Zeit ausfinden, wie ihm am besten zu helfen ist. Lassen Sie ihn vorläufig mit nassem Flanell abreiben, wenn möglich, mehrere Male jeden Tag, und ohne ihm viele Schmerzen zu machen. Sie können dem Wasser auch etwas Essig oder sauren Wein zusetzen, das kühlt und erfrischt die Haut. Zu essen geben Sie ihm nur Wassersuppen, keine Fleischbrühen oder desgleichen, und keine feste Speisen irgend einer Art. Trinken darf er, soviel er will; Cisternenwasser oder Sodawasser mit etwas Rotwein darin, wenn das ihm besser schmeckt. Körperliche Ruhe ist ihm jetzt die Hauptsache, aber keine Totenstille. Vermeiden Sie nicht jedes Geräusch, denn das beängstigt und beklemmt. Und wenn er nicht schläft, dann ist es gut, wenn oft jemand ab und zu geht ohne viel zu sprechen oder zu fragen. Ich werde alle Tage nachsehn wie es mit ihm geht, und was ich für ihn thun kann."

„Dann glauben Sie, Doktor, daß er wieder gesund wird?" frug Arthur.

„Ja! das glaube ich ganz bestimmt! sterben thut er daran nicht. Wie schon gesagt, wäre er ernstlich verletzt, dann hätte sich sein Zustand verschlimmert. Das scheint aber nicht der Fall zu sein, und so wird er sich schließlich erholen. Ob er lahm bleibt, läßt sich noch nicht sagen, hoffen wir das Beste. Also bis morgen." Damit drückte er Herrn Walbridge die Hand, grüßte die Umstehenden, und entfernte sich.

Die Damen des Hauses waren nicht zu weit entfernt gewesen, und hatten den Bericht des Doktors vollständig mit angehört; nun kamen sie zum Vorschein. Jede Anweisung wurde beraten und besprochen, wie sie dem am besten nachkommen könnten. Sie waren so eifrig bei der Sache, daß sie die Anwesenheit der Herren ganz vergaßen, bis plötzlich Herr Walbridge dazwischen platzte: „Vergeßt nur nicht, was der Doktor als Hauptsache hinstellte: nicht überlaufen und nicht überfüttern:"

„Oh nein, das werden wir im Auge behalten; man muß sich aber doch erst einmal über alles ordentlich aussprechen, und sehen, wie es zu machen ist," ließ sich die Mama vernehmen.

Die Mädchen lachten. „Ich freue mich nur, weil er ganz gewiß wieder besser wird," sagte die Eine. „Und es ist auch schön, daß wir nicht mäuschenstill sein sollen," die Andere.

„Das hättet Ihr auch nicht lange ausgehalten," lachte der Vater dazu. Sich an Arthur wendend: „Wollen sie Ihren Freund erst nochmal sehen, ehe wir uns empfehlen?"

„Das muß ich wohl", sagte dieser. „Ich will ihm nur einige Andeutungen geben, damit er eine Idee kriegt, wie das zusammen hängt."

„Ja, thun Sie das; ich warte hier auf Sie."

„Sie kommen doch heute Abend wieder?!" rief ihm das eine Fräulein nach.

Arthur drehte sich nochmal um, und sagte lächelnd: „In der nächsten Zeit werde ich Ihre Gastfreundschaft vielleicht über Gebühr in Anspruch nehmen, und bitte deshalb schon im Voraus um Entschuldigung. Ich befürchte aber, daß sich auch noch andere Herren einfinden werden, wenn auch nicht gleich heute. Fragen sie nur Ihren Vater." Damit trat er in das Krankenzimmer.

Nun drängten sich die Mädchen lachend um den Papa, und versuchten, ihm sein Geheimnis zu entlocken. Der aber wehrte sie tapfer ab, versuchte davon zu laufen und ließ Brocken fallen, welche die Neugier noch mehr reizten, bis dann endlich die Mama auch mit half. Nun nahmen sie ihn fest in die Mitte, und er mußte beichten.

„Ach, es ist ja nichts von Bedeutung", pustete

er heraus, „ich habe nur die Herren eingeladen, uns zu besuchen.“

„Welche Herren?“ fragten alle zu gleicher Zeit.

„Na, die Herren im Hauptquartier.“

„Die Offiziere?“

„Ja, wen denn sonst?“

„Wann kommen sie denn?“

„Das haben sie nicht gesagt; aber eingeladen habe ich sie und angenommen haben sie auch; das ist sicher, alles andere aber nicht.“

„O Papa, das wird herrlich!“ jubelten die Mädchen, und tanzten fröhlich davon, sodaß Papa und Mama dadurch Gelegenheit fanden, diese Angelegenheit etwas ernsthafter zu besprechen.

Arthur war in das Krankenzimmer getreten und hatte sich an das Bett gesetzt. Hektor schien ihn erwartet zu haben, sagte aber kein Wort. Der Krankenpfleger wollte sich entfernen; doch Arthur sagte ihm, er könnte dableiben, und er blieb.

„Hat der Doktor Ihnen gesagt, was er von Ihren Verletzungen denkt, Mr. Harris?“ frug Arthur.

„Ja!“ nickte jener mit dem Kopfe.

„Er will nicht, daß Sie jetzt schon viel sprechen,“ fuhr Arthur fort. „Ich will Ihnen nur die nötigste Auskunft geben, damit Sie den Zusammenhang begreifen. Haben Sie daheim schon jemals

von Arthur Schreiner gehört?" und als jener nickte: „Nun gut, dieser Arthur bin ich!"

Eine galvanische Batterie hätte bei Hektor keine größere Wirkung hervorgebracht, als diese paar Worte. Es hob ihn förmlich auf und mit weit offenen Augen betrachtete er den jungen Riesen mit sichtlichem Interesse. Arthur legte schnell seine beiden Hände auf die Hände Hektors und bat ihn innig, ihm recht ruhig und gleichgültig zuzuhören.

„Sie begreifen nun leicht, warum ich Ihnen zu Hülfe kam. Um Ihnen Mut zu machen erinnere ich Sie nur daran, in welcher Verfassung ich damals war. Sehen Sie mich jetzt einmal an! Das Schlimmste haben Sie bald überwunden, und dann werden Sie sich nach und nach schon erholen. Wenn Ihnen die Luft hier im Norden zu rauh wird, dann werden wir schon Wege finden, um Sie nach dem Süden zu bringen. Ihr Wirt ist mein Arbeitgeber, gut situiert und liberal. Es wird ihm viele Freude machen, wenn Sie seine Hülfe so ausgiebig und frei annehmen, wie er sie Ihnen bietet. Verlangen Sie was Sie wollen, nur nichts, was Ihnen schädlich ist und fassen Sie sich in Geduld. Für alles andere werde ich Sorge tragen", setzte er mit einem bedeutsamen Blick hinzu. „Jetzt muß ich

meinen Geschäften nachgehen, aber heute abend sehe ich Sie wieder." Damit verabschiedete er sich.

Frau Walbridge saß mit ihren Töchtern zusammen und sie berieten, was wohl ‚Wassersuppen' eigentlich wären. Die waren bisher in diesem Hause nicht „Mode" gewesen, und waren für sie deshalb neue Erfindungen. Die Köchin mußte dann in Rat genommen werden, und die wußte Bescheid damit. Mit ihrer Hülfe wurde dann eine lange Liste von Wassersuppen verschiedener Art aufgestellt, die für wenigstens ein Jahr gereicht hätte, damit man gute Auswahl hatte und nicht eine zu oft machte.

Zum Abreiben des Kranken wurde eine Flasche einheimischer Concordwein zurecht gelegt und eine Flasche französischer Rotwein kam in den Eisschrank. Der Wärter erhielt ein großes Bündel feiner weicher Flanellstücke zum Abreiben, genug für ein ganzes Hospital, dazu Tücher zum Trocknen, kastilianische Seife, um wunde Stellen zu waschen und die Anweisung, alles was der Kranke brauchte oder verlangte, aus der Küche zu holen.

Der Krankenwärter hatte sein Geschäft gut gelernt, und versah sein Amt mit Sachkenntnis und Umsicht. Nach den ersten paar Abreibungen fühlte Hektor schon den wohlthätigen Einfluß, nahm die

ihm gereichten Speisen mit Appetit zu sich, und schlief ein.

— — — — — — — — — — — — — —

Einige Tage waren wieder vergangen. Port Hudson, die letzte Befestigung der Rebellen am Mississippi war am 9. Juli gefallen, und der ganze Fluß der Flotte und der Schifffahrt geöffnet. Die Gefangenen und die Verwundeten waren untergebracht, und der Freudenrausch hatte sich etwas gelegt.

Mr. Walbridge und Arthur hatten sich durch all den Lärm nicht stören lassen, den je eher ihre Kontrakte erledigt waren, um so größer war ihr Profit. Die Beiden verstanden sich so gut, daß sie sich einander vollständig ergänzten, und sich in die Hände arbeiteten. Mr. Walbridge sah schon jetzt voraus, daß sie ganz enorme Gewinne erzielen mußten. Jeder Bau, der vor der Kontraktzeit fertig wurde, brachte ihm für jeden so gewonnenen Tag eine ansehnliche Prämie; und er hatte schon mehrere so fertig gestellt.

Arthur hatte sich überall sehr beliebt gemacht, und war deshalb eine vielbegehrte Persönlichkeit geworden. So, zwischen Arbeit und Vergnügen, blieb ihm kaum Zeit genug, seine Briefe so ausführlich zu schreiben wie früher; und eben jetzt hatte er so viel zu schreiben. Zuerst schrieb er an Major

Carpenter, um zu erfahren, was er über Hektors Unfall wußte. Dann an Herrn La Rue. Für diesen Brief gebrauchte er fast eine ganze Nacht. Da war so viel zu sagen, und oft wußte er gar nicht wie er sich ausdrücken sollte; endlich war auch der fertig. Die anderen Briefe wurden abgekürzt, und die Adressaten auf baldige weitere Nachrichten vertröstet.

Eines Tages saß Arthur allein in dem Bureau, eifrig beschäftigt die Bücher in Ordnung zu bringen, als zwei junge Offiziere vom Generalstab bei ihm eintraten. Sie begrüßten sich recht freundschaftlich, schüttelten sich die Hände wie alte Bekannte, und unterhielten sich lange über alles mögliche, bis der eine dann mit dem eigentlichen Zweck herauskam. Sie wollten gern von Mr. Walbridges Einladung Gebrauch machen, und wünschten daß Arthur sie in die Familie einführte.

Arthur war dazu gern bereit. Er gab ihnen die Versicherung, daß sie dort willkommen wären, und freundlich aufgenommen würden. Sie sollten nur den Abend zum Besuch bestimmen, damit er ihr Kommen anmelden könnte. Dann machte er sie im allgemeinen mit den Persönlichkeiten und dem Leben im Hause bekannt.

„Nun, was macht denn Ihr Rebellenpatient?“

frug Kapitän von Daun, ein noch junger schöner Mann, mit hellem Haar und Schnauzbart. Er war von Schleswig gekommen. Däne von Geburt, Deutscher mit Herz und Geist. Er hatte die Kadetten-Schule durchgemacht, und war durch und durch Soldat.

Arthur berichtete, daß Hektors Zustand sich nicht viel verändert habe; er sei nicht besser, aber auch nicht schlimmer. Der Doktor sei recht befriedigt, und rechne auf schließliche Genesung.

Die Herren unterhielten sich noch kurze Zeit, setzten den Besuchabend und einige Nebensachen fest, und verabschiedeten sich.

Für die Familie war der erwartete Besuch ein Ereignis, besonders für die jungen Mädchen. Sie hatten sich an dem Besuchsabend zeitig zurückgezogen, und halfen sich gegenseitig bei dem Ankleiden, eine Künstlerin war dabei nicht erforderlich. Sie waren auch schnell mit der Aufgabe fertig, denn sie legten nur sehr einfache, aus leichten hellen Sommerstoffen gefertigte Kleider an; als Schmuck trug jede eine feine leichte Goldkette um den Hals, und eine halb erblühte Rose an der Brust vollendete die ganze Herausstaffirung. So liefen sie leise singend, trällernd und sich neckend durch das Haus, und sahen nach, ob für den hohen Besuch auch alles in schönster Ordnung war.

Endlich verkündete die Hausglocke, daß die Erwarteten kamen. Der Vater ermahnte die übermütigen Mädchen nochmal schnell, doch ja recht ernsthaft zu sein, als sich auch schon die Thür öffnete und Arthur die beiden Herren hereinführte.

„Meine Damen, ich habe die Ehre, Ihnen hier meine Freunde, Kapitän von Daun und Leutnant Brooks vorzustellen“, ließ sich Arthur vernehmen. Nun folgten natürlich die gegenseitigen Verbeugungen, und dann machte Arthur mit den Herren die Runde. Zuerst führte er sie zu der Mutter und dann zu den Töchtern und machte sie einzeln mit einander bekannt. Als das endlich vorüber war, nahmen alle Platz.

So ein erster Besuch zeichnet sich fast immer durch Verlegenheit und Steifheit aus. Worüber soll man denn nun gleich sprechen? Das gute, alte Thema, das alle kennen und welches jeden interessiert, das auch als Einleitung recht passend und harmlos ist, weil es niemand in Verlegenheit bringt: — das Wetter, ist verpönt. Man kennt sich noch gar nicht, weder den Bildungsgrad noch Geschmack. Wie schwer ist es da oft, eine Unterhaltung in Fluß zu bringen, die befriedigt. Sind die Schleusen der Rede erst nur ein ganz klein wenig geöffnet, dann hält bald ein Felsengebirge den Redestrom nicht mehr zurück.

Das nun hatten die beiden Offiziere für den Abend nicht befürchtet, obgleich sie zur Vorsicht Arthur zu Hülfe gezogen hatten. Beide hatten in solchen Sachen schon viel Erfahrung, und wußten wie man über diese Eisperiode hinwegkommt. Aber hier kamen sie doch in Verlegenheit, als sie den drei eben erblühenden Mädchenknospen gegenüber saßen, die so schön waren, wie die Rosen an ihrer Brust, so zart, so lieblich, wie ein schöner Mai-Morgen. Da überkam die Herren eine Zaghaftigkeit, die sie bisher nicht gekannt hatten.

Wären nicht Arthur und die Mädchen so unbefangen gewesen, dann hätten die Offiziere furchtbar Fiasko gemacht. Aber unter deren fröhlichen Lachen, freiem Geplauder und sonnigen Blicken kamen sie bald wieder zu sich und fanden sich zurecht.

Der Papa hatte gleich anfangs vorsichtshalber nochmals darauf aufmerksam gemacht, daß an der anderen Seite im Hause ein Kranker lag. Das war nun gut; denn, nachdem das Eis einmal gebrochen war, wurde die Unterhaltung recht lebhaft und fröhlich. Dann hatte Arthur einiges aus seinem Leben erzählt, daß er aus Hannover herstamme, und schon halb Amerika gesehen, u. s. w. Nun ergriff der Leutnant das Wort und erzählte, er stamme aus der kleinen Stadt Brooksville in Mi-

chigan, welche sein Vater gegründet, und wo er jetzt eine Bank hatte. Der Leutnant war als Gemeiner in die Armee eingetreten, wurde aber, wie er offen und ehrlich selbst versicherte, ohne sein Verdienst oder Zuthun gar schnell zum Leutnant befördert, und wurde dann als Aide de Camp an den Generalstab kommandiert, obgleich er selbst gern gleich mit in den Krieg gegangen wäre. Die einzige Entschädigung für die Täuschung sei, daß er dadurch in den Stand gesetzt wurde, die Bekanntschaft mit Mr. Walbridge und seiner Familie zu machen, was alles andere aufwiege.

„Beruhigen Sie sich nur, lieber Kamerad“, sagte der Kapitän lachend, „Sie werden bald Gelegenheit haben, sich totschießen zu lassen; wir gehen bald in die Front, da kann es nicht fehlen. Aber Ihnen ist es ungleich besser ergangen, als wie mir. Mein Vater war ein schlechtbezahlter Offizier und fiel auf dem Schlachtfelde im Jahre 1851. Meine Mutter starb bald darauf aus Kummer und Sorgen, und aus Mitleid kam ich in das Kadettenhaus, um mich dann später aus Dankbarkeit für den König totschießen zu lassen. Als der Krieg hier ausbrach, wurde ich fahnenflüchtig, kam nach Amerika, und nahm Dienste, um mit für die Freiheit zu fechten. Was ich gelernt hatte, kam mir gut zu statten, ich wurde Inspektor am

Generalstabe. Das ist nun recht schön, solange es dauert; aber was dann? Um totgeschossen zu werden, muß ich auch noch auf Gelegenheit warten, zurückgehn kann und will ich nicht, zu erwarten habe ich nichts, gelernt habe ich sonst auch nichts und mein ganzes Vermögen und Besitztum trage ich mit mir herum. Da sehen Sie, wie verschieden die Aussichten sind."

„Na, lassen Sie den Krieg nur erst einmal vorüber sein, dann wird sich ja das Weitere auch wohl finden, Tüchtige Männer wie Sie, sind immer anzubringen", tröstete Mr. Walbridge.

Das Gespräch wurde den Mädchen doch zu ernsthaft, und geschickt brachten sie es wieder in leichteres Fahrwasser.

III.

Herr La Rue hatte seine Nachbarn Harris und Wornal eingeladen, den Weihnachtstag bei ihm zu feiern. Louis hatte den Pavillon eben noch fertig gebracht und wollte ihn im Beisein ihrer Freunde an diesem Tage offiziell an Aline übergeben.

Es war ein kleiner Prachtbau geworden; so zierlich und freundlich, wie man nur wünschen konnte.

Das hatte aber auch viel Arbeit und Kopfzerbrechen gekostet, bis er soweit damit gekommen war, denn jeder hatte seine eigenen Ideen und machte Vorschläge, die berücksichtigt werden sollten. Jetzt war das überwunden, der Bau war fertig, und es lag nun den Damen ob, für die Ausstaffierung zu sorgen.

Vor dem Frühstück teilte Herr La Rue die Geschenke aus, was diesmal nicht so reichlich ausfiel, wie in früheren Jahren; teils, weil die Zeiten nicht danach waren und auch, weil nicht alle da waren. Henry, welcher in Vicksburg unter Pemberton stand, hatte sich nicht zu beschweren. Er war reichlich bedacht, weil er selbst an diesem Tage der Heimat fern bleiben mußte, um dem Vaterlande zu dienen.

Gleich nach dem Essen bat Louis, ihn zu entschuldigen, weil er nach Harris Mansion fahren wollte, um die Damen zu holen, was ihm lächelnd gewährt wurde. Louis hatte sich von seiner Verwunderung ganz und gar erholt. Trotzdem er hart und unermüdlich gearbeitet hatte, sah er so frisch und munter aus, als wie je zuvor. Während seiner langen Krankheit hatte er viel und über manches nachgedacht, und das hatte seine Ansichten mehrfach ins Wanken gebracht. Der Krieg hatte für ihn den Wert verloren, — wenn er nur bald zu Ende

kam, selbst wenn der Süden verlor; und das war sehr wahrscheinlich. Er war als ein gereifter und gesetzter Mann aus der Krisis hervorgegangen. Von seiner Jugendfrische hatte er nichts eingebüßt, im Gegenteil, er fing jetzt erst recht an zu leben.

Bis jetzt hatte er sich mit Bella nicht ausgesprochen. Es bedurfte zwischen ihnen ja auch eigentlich gar keiner Worte, aber einmal mußte es ja doch geschehen, das erforderte die gute Form und die gute Sitte; und ebenso, daß er bei Frau Harris um Bella anhielt, damit ihr Verhältnis klar lag und seine Absicht nicht mehr bezweifelt werden konnte.

Das wollte er nun heute thun.

Neu war bei ihm der Entschluß nicht; der Ausgang war auch nicht zu bezweifeln, und doch klopfte sein Herz mit Ungestüm. Wohl kannte er die volle Bedeutung dieses Schrittes; er wußte, daß er sich damit auf immer band, daß dadurch sein ganzes Leben beeinflußt wurde; aber auch das war es nicht, was sein Herz so unruhig machte. Er war sich bewußt, daß Bella zu ihm gehöre, und ebenso, daß sie ebenso fühlte, daß sie gar nicht ohne einander leben konnten. Die Gewißheit, daß der Augenblick nahe war, wo dieser heilige stille Bund anerkannt und gesegnet sein sollte, das war es was ihm das Blut so wild durch die Adern trieb.

Als Louis das Eßzimmer verlassen, eilte er mit unruhiger Hast auf sein Zimmer, nahm schnell einige bereitliegende Päckchen an sich, und begab sich auf die Veranda. Gleich darauf fuhr die große Kutsche vor, er stieg ein, und fuhr in raschem Trabe davon.

Bei Harris wurde er von Bella und Florence mit fröhlichem Lachen und Händeklatschen empfangen. Er sprang aus der Kutsche und eilte die wenigen Stufen in zwei Sätzen hinauf. „Fröhliche Weihnacht!" riefen sie einander zu, und drückten und schüttelten sich die Hände. Louis war so ungewöhnlich ausgelassen und mutwillig, daß die Mädchen dadurch noch heiterer gestimmt wurden. So lachten und plauderten sie durcheinander, bis Louis jede bei einen Arm nahm und in den Parlor zog.

„So, da sind wir!" rief er lachend. „Aber wo ist denn Frau Harris?"

„Soll ich Sie anmelden?" frug Florence.

„Bitte, ja! wenn Sie so freundlich sein wollen."

Kaum war Florence aus der Thür, da nahm Louis Bellas beide Hände, sah ihr bittend in's Gesicht, und frug leise:

„Bella, darf ich heute mit Ihrer Mutter sprechen?"

Bella hatte diese Frage schon längst vorhergesehen, ohne darüber nachzudenken. Jetzt, da der Augenblick

gekommen war sie doch übermannt. Sie lehnte sich leicht gegen seine Brust, und senkte den Kopf, ohne etwas zu erwidern. Louis bog ihren Kopf leicht zurück sodaß sie ihn ansehn mußte. Da sah er, daß ihre Augen feucht waren, und eine Thräne rollte wie ein Tautropfen über ihr erbleichtes Gesicht.

„Habe ich mich getäuscht, Bella?“

„Nein Louis; du hast dich nicht getäuscht. Du warst mein Ideal von Kindheit an. Nimm mich, wenn ich deiner wert bin,“ flüsterte sie ihm verschämt zu.

Noch während sie sprach, hatte er seine Arme um sie gelegt, und zog sie sanft an sich: „O, ich wußte es ja!“ jubelte er, „nun darf ich gleich deine Mutter fragen!“

Ein Geräusch von Schritten deutete an, daß Florence zurückkehrte. Erschrocken, als hätten sie ein großes Unrecht begangen, traten sie auseinander, und gingen verlegen der Dame entgegen.

Frau Harris hatte sich etwas verändert, und zwar nur zu ihrem Vorteile. Stolz und hoch aufgerichtet trat sie in das Zimmer, aber die Augen, die sonst nur Mißachtung und Gleichgültigkeit ausdrückten, ruhten jetzt mit liebevollen Blicken auf den drei jungen Leuten. Freundlich erwiderte sie die Glückwünsche und Gratulationen, und setzte sich dann in ihren

beliebten Schaukelstuhl. Das war die Gelegenheit, die Louis erwartet. Er hatte ein sinnreiches und auch wertvolles Geschenk für sie mitgebracht, das holte er jetzt aus der Tasche und übergab es ihr.

„Frau Harris," sagte er dabei ehrerbietig, „ich bitte Sie, dieses kleine Angebinde von mir anzunehmen; aber selbstsüchtig, wie ich nun einmal bin, habe ich auch eine Bitte für ein Gegengeschenk, das Wertvollste für mich, was Sie haben, geben Sie mir Bella!"

Die Dame sah ihn eine Sekunde lang ruhig an, dann glitt ihr Blick zu Bella, welche langsam und tief errötend näher trat. Nun erhob sie sich.

„Louis", hub sie tiefbewegt an, „Sie wissen, wie lieb Sie uns sind. Diese Verbindung war schon lange mein Wunsch, den ich still im Herzen trage, und dessen Erfüllung mich sehr glücklich macht. Ich hoffe und glaube, daß Ihr sehr glücklich werdet und in der Ehe das findet, was treue Liebe und reine Zuneigung allein verschaffen. Wir müssen uns aber vorerst noch die Zustimmung von Herrn Harris und Herrn La Rue einholen, die wohl nicht ausbleiben wird; und deshalb sage ich schon jetzt: Der Himmel segne Euern Bund!"

Louis und Bella reichten der Mutter die Hände, und diese legte sie ineinander, umschloß sie mit

ihren Fingern und sagte bewegt: „Werdet glücklich meine Kinder!“ Beide beugten sich nieder und küßten der Mama die Hände.

„Ich danke Ihnen, Frau Harris,“ sagte Louis, seiner Gefühle kaum Meister; „ich bin unaussprechlich glücklich. Ich will meinen teuren Schatz lieben und ehren, bergen und schützen, bis der Tod uns trennt. Sie sagten soeben, daß mein Vater seine Einwilligung noch zu geben habe; ich bin gekommen, um Sie abzuholen und zu ihm zu führen. Seiner freudigen Einwilligung bin ich sicher; und ich sähe es gern, wenn er sie in Ihrer Gegenwart gäbe. Darf ich Sie hinüberfahren? Meine Kutsche steht vor der Thür bereit.“

„Gern Louis; ich bin in wenigen Minuten bereit.“

Florence hatte nicht weit davon scharf beobachtet, was da vor sich ging. Mit der einen Hand stützte sie sich auf den Tisch, die andere hatte sie in die Seite gestemmt, und dachte bei sich: So, also das ist eine wirkliche Verlobung. Nein, danke schön; das ist doch zu steif und zu trocken. Oh, so etwas; Wie kann man dabei nur so ruhig bleiben?! ich nicht! nein, ganz gewiß nicht! Wenn mein Henry mich einstmals fragt, ob ich seine Frau werden will, dann fliege ich ihm an den Hals und lasse

ihn gar nicht mehr los. Nein, so etwas!“ und damit ging sie, das Näschen rümpfend, mit verächtlichen Blicken hinaus, um sich für die Ausfahrt bereit zu machen.

Louis war wie berauscht. Kaum hatte die Mutter und Florence sich entfernt, so schlang er beide Arme um Bella, preßte sie leidenschaftlich an seine Brust, und drückte den ersten Kuß auf ihre Lippen.

„Mein! Bella; Mein! für immer und ewig! Oh! ich kenne mich selbst nicht mehr, kann es kaum fassen, daß du nun für immer mein sein willst.“

Bella war ganz verwirrt; das südliche Blut kochte in ihren Adern, und drohte alle ihre standhaft bewahrte Zurückhaltung über den Haufen zu werfen. Was war denn nur passiert? Gestern noch gingen sie ehrbar und ohne alle Leidenschaft ruhig neben einander her, und heute, von jetzt an, durfte er sie herzen und küssen, wann und wie er wollte, und sie durfte es annehmen. Es war ja schon lange ihr höchster Wunsch gewesen seine Frau zu werden; der Gedanke war ihr nicht neu; aber der Übergang kam ihr doch zu plötzlich. Halb ohnmächtig, von ihren Gefühlen überwältigt, lag sie in seinen Armen, und ließ ihn beseligt gewähren.

Endlich saßen alle in der Kutsche und fuhren nach La Rue's.

Der alte Herr und Aline nahmen die Grüße auf der Veranda in Empfang, und führten sie, nachdem die üblichen Gratulationen und Glückwünsche ausgetauscht waren, in den Parlor. Louis und Bella blieben etwas zurück; dann gingen auch sie hinein, und traten direkt vor den Vater. Dieser sah etwas verwundert auf; erkannte aber sogleich den Sachverhalt und ein sonniges Lächeln glitt über sein edles Gesicht.

„Papa", sagte Louis, „wir kommen, um uns deine Einwilligung, und deinen Segen zu unserer Verbindung zu erbitten."

„Kinder, ich habe dies schon lange herbeigewünscht, und mit Ungeduld darauf gewartet", erwiderte der Herr bewegt; dann stand er auf; hoch aufgerichtet, so daß er Alle überragte, fuhr er mit feierlicher ernster Stimme fort: „Ich weiß, daß Ihr die Ehe nicht als eitel Spielerei betrachtet. Der Ernst des Lebens kann bald an Euch herantreten. Was es auch sei, tragt es zusammen, dann trägt es sich leichter. Meinen Segen habt Ihr. Werdet glücklich, so glücklich, wie ich es mit meiner Seligen war."

Der alte Herr hatte kaum Zeit genug, um dem Brautpaare die Hände zu drücken; denn Aline war

schon herangetreten, und schloß Bella in ihre Arme.

„Ich freue mich, Bella, daß ich dich als Schwester begrüßen kann!“ sagte sie innig; „Ich wünsche Euch vom Herzen Glück zu Eurer Verbindung, und ich hoffe, wir werden gute Kameraden sein.“

Bald darauf kamen Doktor Wornal und Frau und das Gratulieren fing von Neuem an.

„Also Hochzeit! na, das gefällt mir“, lachte der Doktor. „Da oben lassen sie sich totschießen und begraben, und hier wird geheiratet und für Ersatz gesorgt. Das ist der Lauf der Welt und ganz in der Ordnung. Oder wollt ihr mit der Hochzeit warten, bis der Krieg vorüber ist?“

„So weit sind wir noch nicht gekommen“, nahm Frau Harris das Wort. „Es läßt sich auch darüber noch nicht sprechen, weil die Zeiten so unberechenbar sind.“

„Das scheint mir auch so“, sagte Thea. „Es ist auch gewiß Ihr Wunsch, daß wenigstens Mr. Harris zugegen wäre.“

„Mein Mann war nie ein Freund von Familienfesten; ich bin überzeugt, er wird irgend einen Vorwand finden, um abwesend zu sein. Wir könnten deshalb nur auf meine Söhne rechnen und auch da ist nur wenig zu hoffen.“

„Haben Sie kürzlich von einem der Herren gehört?" frug der Doktor.

„Mr. Harris hat sich dem General Forrest angeschlossen," sagte sie ausweichend, „da wird er wenig Zeit oder Gelegenheit haben mir zu schreiben, weil sie immer auf dem Marsche sind. Die 5 bis 7000 Mann sind keiner Armee einverleibt, sie operieren ganz für sich, und Forrest kann mit ihnen gehen wohin er will. Er bleibt nie lange auf einem Platze. Felix ist mit Henry in Vicksburg, und der schreibt oft und viel. Er sagt, die Stadt sei so befestigt, daß sie gar nicht eingenommen werden könnte. Pemberton hat da 50000 Mann, alle gute Soldaten. Hektor macht es wie sein Vater, und schreibt nur selten. Er ist bei Lees' Stab, mit dem Range eines Oberst angestellt. Ich hörte nur, daß er an der Schlacht bei Fredericksburg teilnahm, ohne verwundet zu werden."

Louis unterbrach sie. Er ersuchte alle, sich den jetzt fertigen Pavillon anzusehen. Herr La Rue ging mit Frau Harris voran, und Thea und Florence beschlossen den Zug. Der Doktor hatte Aline am Arm und unterhielt sie in seiner übermütigen Laune, sodaß sie aus dem Lachen gar nicht mehr herauskam. Bald standen alle um den Pavillon herum und betrachteten ihn von allen Seiten. Frau

Harris war die einzige, die ihn nicht hatte entstehen sehen; für sie war es eine vollständige Überraschung, was sie gar nicht zu verbergen suchte.

Von dem alten Sklavenhause war freilich nur spottwenig übrig geblieben; fast alles war neu, zierlich und elegant: ein kleines Phantasie-Gebäude, einzig in seiner Art. Dazu paßten die gewählten Farben vortrefflich, weiß, mit blauen und Silberverzierungen. Über der Veranda am Haupteingange bildete das Dach einen Baldachin, an dessen Front ein hübscher Bogen angebracht war, auf welchem diese Worte in erhabenen Goldbuchstaben zu lesen waren. „From night to light“ (von Nacht zu Licht.) Der Doktor erklärte eifrig, daß die Worte nur darauf Bezug hätten, daß dieses Haus früher eine Sklavenhütte gewesen, und jetzt zum Pavillon erhoben sei. Er selbst habe vorgeschlagen, einfach „Dixie“ davor zu schreiben, denn die ganze Welt sänge ja jetzt „I wish, I were in Dixie“ (Ich wünsch' ich wär' in Dixie; das zur südlichen Nationalhymne erhobene Minstrellied) aber sein guter Vorschlag sei nicht angenommen, und er fände diese Inschrift auch recht schön und passend. Was die besser Eingeweihten dachten, das sagten sie nicht und so war Aline bald ihrer Verlegenheit enthoben.

Das Innere des Hauses stand vollständig im

Einklang mit dem Äußeren: weiß, blau und silber, was der Doktor so erklärte: Weiß bedeutet die „Unschuld“, blau die „Treue“, und silber „Alles echt“.

Der Raum war in ein großes und zwei kleinere Zimmer abgeteilt. Alle waren noch leer, nur im großen Zimmer war schon ein Teppich gelegt. Auch waren Gardinen an den Fenstern, die ersten Anzeichen von Bewohnbarkeit. Die Möbel sollten erst noch besonders angefertigt werden.

Als dann das Häuschen hinlänglich besichtigt war, überreichte Louis seiner Schwester den Schlüssel dazu, und erklärte sie als unbeschränkte Beherrscherin dieser Räume. Er wünschte ihr Glück und Freude zu ihrem neuen Besitz und sprach den Wunsch aus, daß für alle ihre Freunde der „latch string“ (Zuglinie zum Öffnen der Thüre) immer nach außen hängen möge.

Aline nahm den Schlüssel dankend in Empfang, und erklärte, daß sie sich nur als Aufseherin betrachte, das Haus selbst sei Gemeingut, sei zu allgemeiner Benutzung; und daß sie gern Rat und Hülfe von Allen annehmen wollte, um es so schön und bequem einzurichten wie nur möglich.

Dann ging es zu Tisch, und damit fing die Verlobungsfeier an. Hagar hatte alle Hebel in Bewegung gesetzt, um dem gerecht zu werden. Der

Tisch war elegant gedeckt, die schönsten Blumen prangten darauf; und besonders vor dem Brautpaare hatte sie damit etwas Künstlerisches geleistet. Das Essen war schmackhaft, und der Wein gut. Da konnte es nicht fehlen daß die Gesellschaft in der rechten Feststimmung blieb. Dem Doktor fiel es natürlich zu, den Trinkspruch auszubringen, was ihm sehr gut gelang, denn hier war er in seinem rechten Elemente.

So vereinigte dieser Tag zwei Familien, die seit so langer Zeit in ihrem Thun und Denken so grundverschieden von einander waren. Zeit und Umstände hatten den Unterschied abgeschliffen, das Rauhe geebnet, und Bahn gebrochen für ein ruhiges glückliches Leben. Besonders fühlte Frau Harris den Unterschied zwischen sonst und jetzt, und umso befriedigter betrachtete sie oft das junge Brautpaar.

Am Neujahrstage wurden, wie gewöhnlich bei La Rues, die Sklaven beschenkt. Der alte Herr und Aline hatten das diesesmal allein zu besorgen. Louis war nach Harris Mansion gegangen um da zu helfen, weil sämtliche Herren der Familie abwesend waren. Nun mußte er die vertreten, denn auch dort sollten die Sklaven beschenkt werden.

Aline war auf der Veranda, eifrig damit beschäftigt, die Geschenke aus den Kasten zu nehmen

und aus einander zu legen. Der Vater stand ratgebend dabei: „Das paßt für den und den", „das soll die haben", „gieb dieses den Kindern", und so weiter. Beide fuhren erschrocken auf, als plötzlich jemand hinter ihnen sagte:

„Good morning, master!"

Sie betrachteten den nahe an der Treppe stehenden Neger einen Augenblick, dann rief Aline, ihn erkennend: „Oh mein! das ist ja Sambo! Sambo, wo kommst du her?!"

Sambo war freilich nicht so leicht wieder zu erkennen, er war ein vollendeter Stutzer geworden; fein gekleidet, und mit einem gewissen Anstande. Jetzt aber stand er, mit seinem Seidenhut vor sich in beiden Händen, recht deh- und wehmütig vor seinem Herrn.

„Ich komme von New Orleans, Miß. Es kam gerade ein Brief an, und weil es doch Neujahrstag ist, da kriegte ich auf einmal das Heimweh, und da dachte ich, daß Master nicht böse werden würde, wenn ich den Brief selbst brächte".

„Schon recht!" sagte Herr La Rue freundlich, und streckte die Hand aus um den Brief in Empfang zu nehmen. Sambo suchte in allen Taschen, bis er ihn endlich fand und überreichte ihn dann seinem Herrn.

„Geh noch nicht fort, Sambo,“ rief Aline ihm noch zu, und eilte ihrem Vater nach.

Herr La Rue hatte sich in seinen Lehnstuhl gesetzt und öffnete den Brief, welcher von Arthur war. Aline setzte sich dicht neben ihn, und wartete ungeduldig auf das Vorlesen.

Arthur schrieb, wie er sich bei seinem Onkel beschäftigt, fleißig arbeitete, und sich da recht heimisch fühle, obgleich er Heimweh nach dem Süden habe, daß er anfangs Januar nach Chicago ginge, um seine Stellung anzutreten, und wie gut seine Aussichten wären. Dann fuhr er fort: „Damit wird mir Gelegenheit gegeben zu erproben, ob ich meiner Aufgabe gewachsen bin. Der Mut wird mich nicht verlassen, denn frohe Hoffnung schwellt mir die Brust; die Hoffnung, Sie wieder zu sehen. Die Tage und Wochen, die bis dahin vergehen können, darf ich gar nicht berechnen, sonst wird meine Ungeduld zu rege und zu groß. Meine Gedanken sind fast immer bei Ihnen. Bitte, übermitteln Sie meine Grüße und Glückwünsche für die Festtage an Ihre mir theure Familie, und alle die sich meiner annahmen. Meinen nächsten Brief werde ich Ihnen von Chicago aus schreiben, und ich lebe in der Hoffnung, daß ich bei Mr. Walbridge bald eine Antwort von Ihnen vorfinde.“

„Das ist mir ein liebes Neujahrsgeschenk", sagte Herr La Rue; „ich höre so gern von ihm."

Ganz in Gedanken versunken echoete Aline:

„Ja, ich auch." Dann sprang sie auf und ging eilig auf die Veranda.

Sambo mußte ihr nun erzählen, was er erlebt hatte, obgleich Aline gar nicht darauf hörte. Leise vor sich hin singend legte sie die Geschenke zurecht, und auch da waren ihre Gedanken nicht dabei. Die schwebten in weiter Ferne, hoch oben im Norden, wo jetzt brausende Stürme den wirbelnden Schnee über die eisbedeckten Landschaften trieben. Mitten darin sah sie die hohe kräftige Gestalt dessen, der noch vor kurzer Zeit ihr Pflegbefohlener, ihr Schützling gewesen. Jetzt bahnte er sich da den Weg selbständig, unbekümmert, und unaufhaltsam über alle Hindernisse; ja, sie — —

„Aber, Aline! Kind! was thust du denn da?" hörte sie plötzlich ihren Vater fragen, welcher sie lächelnd beobachtet hatte.

Sie fuhr erschrocken auf, und bemerkte erst jetzt, daß sie alle die Geschenke wieder in die Kasten gepackt hatte. Sambo hatte schon längst aufgehört zu erzählen, und stand da mit offenem Munde, sich wundernd was denn wohl heute eigentlich mit seiner teuren Miß los sei.

Aline war feuerrot geworden und stotterte verlegen: „Oh, Papa — —"

„Ja ich weiß schon, Kind", sagte der gutgelaunt, „es ist schon recht. Wir wollen uns aber doch jetzt beeilen, daß wir die Leute befriedigen, sonst werden wir bis Mittag gar nicht fertig damit."

Sambo stand noch immer da mit dem Hute in der Hand; jetzt holte er eine kleine Rolle Papiergeld aus der Tasche, und wollte es Herrn La Rue geben.

„Was ist denn das, Sambo?" frug Herr La Rue.

„Ich habe soviel Geld verdient, Master, und das muß ich Ihnen doch geben!"

„So? hast du? Na, dann gieb es nur an deine neue Herrin. Von heute an gehörst du meiner Tochter Aline."

Aline sah mehrmals von einem zum andern; dann haftete ihr Blick groß und fragend auf ihrem Vater.

„Wirklich? gehört er mir?" und als Herr La Rue das bestätigte, jubelte sie auf: „Oh, dann bist du frei, Sambo! ich setze dich auf der Stelle frei! behalte nur das Geld, das sollst du auch haben!"

Sambo war wie versteinert; er begriff kein Wort von dem, was da gesprochen war.

„Hörst du? Sambo; du bist frei!" wiederholte ihm Herr La Rue.

Da füllten sich die großen Augen des armen

Burschen mit Thränen, und er stammelte trostlos: „Ja, Master, aber was soll ich denn nun anfangen?'

„Ja, das ist die Frage, Sambo", sagte Herr La Rue sinnend. „Freiheit ist gut; aber nicht für jeden. Sie will erlernt sein. Dem einen gereicht sie zum Heil, dem andern zum Verderben. Wer kann die Grenze ziehn? Das Neue erfreut uns, es befriedigt erst, wenn man es gewöhnt wird. Du bist frei! ein Lohn für treue Dienste, und zur Erinnerung an einen lieben Abwesenden. Gewöhne dich an die Freiheit; lerne sie kennen und ehren und werde ihrer würdig. Du bist frei Sambo, doch nicht verlassen. Du bist frei! aber du kannst bei uns bleiben so lange wie du willst."

Hätte Herr La Rue spanisch oder hebräisch zu ihm gesprochen, dann hätte Sambo ebensoviel von der langen Rede verstanden, wie so. Nur das Wort „Frei" brummte ihm in den Ohren, sodaß er ordentlich Angst davor kriegte. Wie sollte er denn leben können, wenn er niemand hatte, der für ihn dachte, ihm Arbeit gab und sie nutzbringend machte; zu dem er aufblicken konnte als leitenden Geist?

„Nun lauf, Sambo, und rufe das Dorf zusammen, daß wir die Geschenke austeilen können!" damit störte ihn Aline aus seiner Trübsal.

Das ließ sich hören; das war die altgewohnte Art; und schnell lief er, den Auftrag auszuführen.

— — — — — — — — — — — — — —

Einige Tage später kamen Nachrichten von der Schlacht am Stone River, 31. Dez.—3. Januar 1863, zwischen Rosecrans und Bragg. Die ersten waren sehr günstig für den Süden, schließlich war es aber doch eine Niederlage.

Noch wichtiger war, daß Lincoln seine Drohung wahr gemacht und sämtliche Sklaven in den Rebellen-Staaten für frei erklärt hatte.

Ob man der Proklamation großen Wert beilegte oder nicht, sie gab jedenfalls viel zu denken und zwar soviel, daß keiner der Herren wagte, das Gespräch darauf zu bringen. Freilich, noch war Polen nicht verloren; die Möglichkeit war noch da, daß der Süden siegreich blieb, war es aber auch wahrscheinlich? Welche Umwälzungen standen bevor, wenn der Norden siegte? Es ließ sich gar nicht aussprechen und deshalb vermieden sie vorläufig das Gespräch darüber ganz. Henry und Felix schrieben ja ganz bestimmt von Vicksburg, daß die Stadt nicht genommen werden könnte. Hektor hatte von Fredericksburg einen großen Sieg über Burnside gemeldet. Aber der große Sieg am

Stone River war schon zu Wasser geworden. Was konnte man hoffen?

Unter solchen Umständen konnte man nicht an Hochzeiten denken. Kam keiner der Söhne heim, dann konnte Frau Harris Bella nicht entbehren, und ebensowenig konnte Louis seinen Vater jetzt verlassen. So verstand sich eine Brautschaft auf längere und unbestimmte Zeit von selbst.

Der Brautstand hatte aber das Gute, daß die Stimmung der Angehörigen dadurch gehoben wurde. Die Brautleute waren so ganz anders wie früher. Sie gingen gleichsam aus sich selbst hervor, waren fröhlich und gesprächig, lachten, sangen und tanzten wie nie zuvor. Das ist ansteckend, und alle machten mit. Die Folge war, daß dadurch den bösen Nachrichten die scharfe Spitze abgebrochen wurde, sodaß sie nicht so tief und bei weitem nicht so ernsthaft davon berührt wurden, als wie es sonst wohl der Fall gewesen wäre.

So verging der Winter und der Frühling kam in voller Pracht in diesen trauten Erdenwinkel. Das kaum Verwelkte erblühte aufs neue; Lust und Frohsinn herrschte überall.

Hatten die Herren bisher vermieden, über den Krieg und die möglichen Folgen zu sprechen, so hatten sie sich doch mit dem Gedanken an alle

Folgen desselben vertraut gemacht und gingen jetzt frei und unverhohlen darauf ein, um den schlimmsten Fall zu besprechen und darauf vorbereitet zu sein. Lee hatte zwar im Mai wieder eine Schlacht über Jon Hooker bei Chancellorsville gewonnen; aber Grant hatte seine Armee um Vicksburg zusammengezogen, schon mehrere Siege gewonnen und die Stadt eingeschlossen.

Grant hatte so eine eigene Art festzuhalten, einerlei was vorging, zum Schluß war er immer oben. Und dann räumte er, wo er hinkam, so gründlich auf, daß da nichts mehr zu holen war. Breckenridge war mit einer Armee von Tennessee gekommen, um Vicksburg zu retten, aber Grant schlug auch ihn. Unter diesen Umständen war es ratsam, sich auf alles gefaßt zu machen. Ihre einzige Hoffnung war Lee, von daher mußte die ersehnte Hülfe kommen, und deshalb richteten sich aller Augen dahin.

Lee hatte seinen Marsch von Chancellorsville nach Norden bereits angetreten und ließ erkennen, daß er nach Maryland und Pennsylvania vordringen wollte.

Mitte Juni waren Harris und Wornals bei La Rues zum Besuch und saßen im Pavillon, welcher jetzt vollständig möbliert war. Die Damen unter-

hielten sich leise, aber die Herren waren umsomehr aufgeregt und laut.

„Wenn Lee das thut, dann macht er damit den größten Fehler, den er machen kann!“ rief Louis.

„Er sieht eben die Sache anders an“, wandte sein Vater ein. „Er muß eine Entscheidung sobald als möglich herbeiführen, weil unser Nachwuchs unsere Verluste nicht lange mehr ersetzen kann. Wenn er jemals Washington nehmen will, dann muß er es jetzt thun, und ich vermute, das ist seine Absicht. Gelingt es ihm, dann kann er dort die Friedensbedingungen diktieren.

„Das gebe ich zu“, entgegnete Louis. „Wenn es ihm aber nicht gelingt, dann ist er und seine Armee verloren!“

„Ja, der Gefahr setzt er sich aus“, stimmte der Doktor bei, „aber wie soll denn der Krieg zu Ende kommen? Wer nichts wagt, kann nichts gewinnen.“

Er setzt alles auf eine Karte“, beharrte Louis. „Südlich von dem Potomac ist Lee im Vorteile, nördlich davon die Unionleute. Unsere einzige Hoffnung auf Erfolg ist, daß der Enthusiasmus da oben erkaltet, und der Norden selbst Frieden verlangt. Deshalb muß unser Plan sein, den Krieg in die Länge zu ziehen, keinen Mann zu riskieren, und in der Defensive zu verharren.

„Dabei würden wir uns einfach langsamer verbluten“, war Herrn La Rues Ansicht. „Unsere Mittel sind mehr wie erschöpft; unser Kredit gleichfalls; die Zufuhr ist abgeschnitten, und fast jeder waffenfähige Mann steht im Felde. Jetzt hat Lee noch eine Armee, die der des Norden annähernd gleich kommt, und die Gegner in Erfahrung, Kühnheit und Tapferkeit weit übertrifft. Lee weiß, daß Lincoln keinen General hat, der ihm ebenbürtig ist. Jetzt, oder nie! einen großen Sieg! Washington ist die Lösung! ich stehe bei Lee.“

„Lieber Nachbar,“ lachte der Doktor, „Sie sind so enthusiastisch, daß ich fürchte, Sie brennen uns bei erster Gelegenheit durch, und nehmen die Muskete auf die Schulter. Na, na! denken Sie an unseren Spaziergang nach Corinth!“

„Gar keine Gefahr, Doktor. Aber glauben Sie nicht auch, daß Lee das Rechte gewählt hat?“

„Ja, das glaube ich recht gern; er wird es jedenfalls besser wissen als ich. Wir urteilen immer erst nachher. Hat er Erfolg, dann war es das Rechte, und er wird verehrt und vergöttert. Hat er keinen Erfolg, dann war es eine Dummheit.“

„Frau Harris hatte schon lange nicht mehr auf das Geplauder der Damen geachtet; sie lauschte gespannt auf das was die Herren sagten. Ihr Liebling,

ihr Hektor, war ja dabei beteiligt, und das wog alles andere auf. Sie wußte, Hektor würde rücksichtslos seine Pflicht thun, ohne Zaudern durch Feuer und Kugelregen reiten; aber die Worte des Doktors berührten sie peinlich: ‚Hat er keinen Erfolg, dann war es eine Dummheit.‘ Das war dann der Lohn, der seiner wartete für seine Aufopferung. Das war das herzlose Urteil der Welt, wenn er seine Mission nicht erfolgreich ausführen konnte. Da krampfte sich das Mutterherz zusammen, und sie flüsterte leise vor sich hin: „Ja, nur der Sieg wird belohnt, nicht der bittere Kampf. Aber, wer kann denn immer siegreich sein?“

Unter Hoffen und Bangen verliefen die folgenden Tage schnell. Die Telegraphen arbeiteten unaufhörlich, und meldeten getreulich was vorging. Jetzt marschierten beide Heere auf Gettysburg zu; jetzt trafen die Spitzen auf einander; jetzt war der Kampf im vollen Gange. Hurrah! Lee hat gesiegt! — das war am Abend des 1. Juli. Am 2. wiederholte sich dieselbe Geschichte mit der Abänderung: „Große Vorteile errungen! Schwere Verluste auf beiden Seiten.“ Den nächsten Abend kam die Nachricht, daß Lee geschlagen und auf dem Rückzuge sei.

Und den folgenden Tag, 4. Juli: „Vicksburg hat kapituliert.“ Für Frau Harris kam das Schlimmste erst am 5. Juli: „Hektor vermißt!“

Das war zuviel auf einmal. Unter der Wucht dieser Schicksalsschläge brach sie zusammen. Die Freunde eilten herbei, um ihr Beileid zu bezeigen, und sie zu trösten; aber da gab es keinen Trost. Sie hatte felsenfest gehofft, der Süden würde siegreich sein; jetzt trauerte sie um das Vaterland und um den Sohn. Kein Zureden half, sie glaubte jetzt, Hektor sei tot. Keine Thräne feuchtete ihre brennenden Augen. Bleich und steif saß sie in einem Lehnstuhle, sah wie geistesabwesend starr vor sich hin, und schien Niemanden zu bemerken.

Frau Harris hatte sich früher keine Freunde gemacht. Ihr stolzes Wesen war zu abstoßend gewesen, und seitdem sich das gemildert, war sie gar nicht mehr in andere Gesellschaft gekommen. Dieses Leid aber brachte ihr die Herzen näher, und jeder fühlte für sie das tiefste Mitleid. Louis nannte sie schmeichelnd: „seine süße liebe Mama;“ Bella schmiegte sich zärtlich an sie an, und bat sie, sich doch zu fassen. Florence weinte, und wußte doch eigentlich nicht recht warum.

Herr La Rue und Aline saßen ratlos da bei, ohne ein Wort zu sagen. Unter den vielen ande ren

die sich einfanden, war auch Doktor Wornal und Thea; alle drückten schweigend die Hand der gebeugten Frau.

Endlich nahm der Doktor neben ihr Platz und sprach mit gedämpfter Stimme zu ihr: „Frau Harris, Sie dürfen sich nicht so gehen lassen. Bedenken Sie doch, daß Sie noch eine heilige Pflicht zu erfüllen haben, die vielleicht Ihre ganze Kraft in Anspruch nimmt. Reiben Sie sich und Ihre Kraft nicht nutzlos auf, Sie brauchen sie bald. In ein paar Tagen dann hören wir wohl mehr darüber und dann — na, Sie wissen doch, wie mein Freund und ich losgingen und die Jungens heimholten. Sehen Sie sich jetzt den Louis mal an! Da sieht man gar nicht mehr, wie schlecht es damals mit ihm stand. Wie wäre es aber mit ihm, wenn wir damals die Hände thatenlos in den Schoß gelegt hätten? Überlegen Sie sich mal ordentlich, was da alles möglich ist und rüsten Sie sich auf alle Fälle. Sie werden auch wohl lieber allein sein wollen? ja, das versteh' ich. Ich will Ihnen die Besucher schon fern halten und für Sie alle Fragen beantworten."

Die Anderen stimmten dem Doktor bei und redeten Frau Harris zu, bis sie sich von Louis und Bella in ihr Zimmer führen ließ.

Was war aus Hektor geworden, und wo waren Henry und Felix? Das waren die Fragen, über die sich La Rues und Wornals die Köpfe zerbrachen. Frau Harris war ernstlich erkrankt, sie konnte sich um nichts bekümmern; deshalb mußten die Freunde nach dem Rechten sehn. Aber alle ihre Bemühungen, von den Vermißten zu hören, blieben erfolglos. Lee lag mit seiner Armee bei Williamsport am Potomac und konnte nicht hinüber. Jeden Augenblick mußte er gewärtig sein, von Meade angegriffen zu werden, und dann war er verloren. Da hatte man also keine Zeit nach einem einzelnen Mann zu suchen, und von daher konnte man keinen Aufschluß erwarten.

So vergingen zwei Wochen, ohne daß etwas bezweckt wäre, da erhielt Herr La Rue einen Brief von Arthur. Das Ereignis traf dann wie ein Sonnenstrahl in diese Nacht des Trübsals. Eiliger als sonst noch winkte er Aline herbei, und als sie dicht nebeneinander saßen, öffnete er den Brief und begann vorzulesen. Ganz weit kam er damit nicht denn plötzlich sprangen beide auf und riefen jubelnd: „Gefunden, gefunden!"

„John, laß die Kutsche anspannen, aber schnell!" rief Herr La Rue aus der Thür. „Laß auch ein Pferd satteln, und rufe einen Burschen, der es reiten kann!"

In aller Eile schrieb er dann auf ein Papier:
„Liebe Nachbarn: Arthur schreibt, daß Hektor bei ihm ist. Er ist krank, aber nicht gefährlich. Ich fahre zu Harris, um die Freudenbotschaft zu überbringen. La Rue."

Dieses Billet mußte ein Reiter, der bald vor der Thür hielt, nach Wornals bringen. Der alte Herr und Aline fuhren zu Harris.

— — — — — — — — — — — — — —

Arthur hatte keine Zeit versäumt, sondern gleich an Herrn La Rue alles berichtet, was er selbst in der kurzen Zeit von Hektor erfahren. Er verheimlichte nicht, daß Hektor arg verletzt war; es gereichte aber doch zur Beruhigung, daß er gefunden, in guter privater Pflege war, und daß ein guter Arzt ihn in Behandlung hatte.

Frau Harris war sehr krank und es entstand die Frage, ob es ratsam sei, ihr die Nachricht zu überbringen.

„Der Doktor sagt, Freude tötet nicht! ich bin dafür, daß sie gleich alles erfährt!" entschied Louis.

„Das ist auch meine Ansicht", stimmte Herr La Rue bei. „Es wird für sie die beste Medizin sein."

Louis übernahm es, ihr die Mitteilung zu machen.

„Gute Nachricht, Mama! Wir haben gute

Nachricht von Hektor. Er ist bei Arthur Schreiner in Chicago."

Ein leichtes Lächeln überflog bei diesen Worten das Gesicht der Kranken, und ihre Augen ruhten erwartungsvoll auf Louis. Als dieser noch schwieg, frug sie leise: „Woher weißt du das?"

„Sie sind zu schwach, Mama, als daß ich Ihnen alles jetzt genau erklären kann; aber mein Vater hat soeben von Arthur einen Brief erhalten, worin er alles schreibt."

„Ist dein Vater hier?"

„Ja, Mama! er ist gleich hierher gefahren, um Ihnen die frohe Botschaft zu bringen."

„Dann richte mich etwas höher auf im Bette, und laß ihn und alle hereinkommen."

„Nein, das geht nicht! Das würde Sie zu sehr anstrengen!"

„Nicht doch, es wird mich gesund machen. Thue was ich dir sagte".

Geräuschlos, aber mit heiteren Mienen kamen die Angehörigen herein. Herr La Rue begrüßte die Kranke ehrerbietig, berührte leicht ihre Hand und setzte sich auf ihren Wink neben das Bett.

„Ist es wahr?" frug sie ihn leise.

„Ja, es ist wahr. Hier ist der Brief."

„Bitte lesen Sie mir vor, was er über Hektor schreibt."

Herr La Rue kam ihrem Wunsche nach, und las alles, was über ihn im Briefe stand. Noch während dem Lesen bekam ihr Gesicht etwas Farbe, es regte sie auf, aber zum Guten. Sie atmete freier und tiefer und lächelte zufrieden.

„Das giebt mir das Leben zurück", sagte sie nach einem tiefen Atemzuge. „Nun muß ich machen, daß ich gesund werde, damit ich ihn pflegen kann. Bella, gieb mir etwas Portwein; der Doktor sagt, der würde mich stärken."

„Ja das thut er auch", sagte der Doktor, der eben eintrat und die Worte hörte. „Trinken Sie nur, geehrte Frau, es wird Ihnen gut thun. Sehen Sie, ich bin direkt hierher geritten, um mich mit Ihnen zu freuen. So was thut gut. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß Sie sich auf Arthur verlassen können; der ist ein ganzer Mann. Was schreibt er denn eigentlich?"

Herr La Rue reichte ihm den Brief, den er schnell überlas.

„So, so," fuhr er dann fort. „Wendet sich da an die falsche Adresse und kommt doch recht. Famos, gerade wie auf Bestellung. Frau Harris, nehmen Sie mein Wort darauf, Ihr Sohn ist da ebensogut aufgehoben, als wie in Abrahams Schoße."

„Ich muß doch hin und ihn pflegen!“

„Versteht sich auch ganz von selbst!“ bekräftigte der Doktor; „die Mutter muß den Sohn pflegen. Machen Sie nur, daß Sie zu Kräften kommen, denn die Krankheit ist gehoben. Wir müssen doch noch den nächsten Brief abwarten; bis dahin haben Sie sich soweit erholt, daß Sie nach Chicago gehen können. Das kühle Klima dort wird Ihnen auch zu Gute kommen.“

Denselben Abend sollte Frau Harris nochmals freudig überrascht werden. Felix kam heim. Gefolgt von Bella und Florence kam er, bestaubt und beschmutzt wie er war, eilig in ihr Zimmer, beugte sich zu ihr nieder, küßte und herzte sie und fragte ängstlich, was ihr fehle.

„Sorge dich nicht mehr um mich, Felix; in ein paar Tagen bin ich wieder ganz besser. Aber, wie siehst du aus? wo kommst du her?“

Fröhlich lachte Felix auf. „Mama, wir sind dem Grant von Vicksburg durchgebrannt, Henry und ich; auch noch einige andere, wenn sie durchgekommen sind. Am 3. Juli hörten wir, daß Pemberton die Stadt am 4. übergeben wollte, und da war unser Plan bald gemacht. Wir kennen den Fluß, und der Fluß kennt uns, und das machten wir uns nutzbar. Das Wasser ist seit einiger Zeit immer langsam gefallen,

deshalb traten die Sandbänke im Fluße, weit draußen dem Ufer entlang, fast zu Tage. Letzten Winter, als das Wasser so niedrig war, konnten wir sie ganz deutlich sehen, und, nur so im Spaß, besprachen wir so einen Fall. Jetzt sollte es ernst werden. Die Yankees hatten ihre Postenkette dem Wasser zu nicht verlängert. Das gab uns freien Raum, den Fluchtversuch außer Schußweite zu machen. Die Nacht war recht trübe und finster, gerade wie wir es wollten. Wir waren natürlich sehr vorsichtig; bald krochen wir auf dem Bauche, bald schwammen wir durch tiefes Wasser, dann marschierten wir auf den Inselsandbänken dahin, bis wir endlich aus dem Bereiche des Lagers waren und festes Land betraten. Damit war aber die Gefahr nicht vorüber. Wir konnten unsere Uniform nicht vertauschen, und überall trafen wir auf feindliche Truppen. Wir schlichen uns deshalb erst weit östlich, marschierten nur des Nachts, die Einwohner waren uns freundlich gesinnt, und halfen uns gern durch, und so kamen wir heute hier glücklich an."

La Rues saßen beim Nachtessen und sprachen dabei über Arthurs Brief, und die darin enthaltenen Mitteilungen, als die Thür aufging, und ein schlanker Mann in die Rebellen-Uniform gekleidet, die über und über mit Schmutz bedeckt war, in das Zimmer

trat. Einige Schritte von der Thür blieb er stehen, und salutierte mit seinem eingewickelten Degen; doch schnell warf er ihn in eine Ecke, lief auf Herrn La Rue zu, und schloß ihn in seine Arme.

Louis und Aline erkannten ihren Bruder dann auch gleich und drängten sich heran. Da wurde dann umarmt, geherzt und geküßt, gefragt und gelacht, als hätten sie sich hundert Jahre nicht gesehen.

„Achtung! aufgepaßt!" rief Henry schließlich mit Kommandostimme; „Jetzt erhalte ich ein großes Glas Wein, dann mache ich einen Generalreinigungsprozeß durch, dann esse ich alles auf was Ihr übrig gelassen habt, und dann will ich erzählen so lange Ihr wollt!"

„Angenommen!" lachte Louis; „das ist nicht mehr wie recht und billig."

Aline klatschte vor Vergnügen in die Hände und besorgte den Wein.

Nach einer geraumen Weile erschien Henry wieder, in einen hellen Hausanzug gekleidet, und begann nun die dritte Nummer im Programm auszuführen, wobei er einen großartigen Eifer entwickelte.

Alle sahen ihm lange Zeit lächelnd zu; dann frug der Vater:

„Nur eine Frage jetzt, Henry; hast du Urlaub?"

„Ja! französischen!" sagte er ohne das Kauen

zu unterbrechen. „Wir sind Grant durchgebrannt, Felix und ich."

„Na, dann laß dich nicht stören. Ich will dir, während du ißt, erzählen, was sich hier zugetragen hat."

Das paßte Henry sehr gut, und er gab dem Vater hinreichend Zeit, so daß dieser seine Mitteilungen gar nicht einzuschränken brauchte. Endlich wischte er sich mit der Serviette den Mund ab, lehnte sich im Stuhle zurück, und sagte nach einem tiefen Atemzuge:

„So, das wäre überstanden. Ihr müßt wissen, daß ich seit Wochen keine rechtschaffene Mahlzeit gehabt habe. Die Leute hätten uns gern alles gegeben, sie hatten aber selbst nichts. Was unsere Soldaten nicht genommen, das haben die Bundestruppen aufgegabelt. O, es sieht traurig aus im Lande. Mir ist die Lust am Kriege ganz vergangen," und finster setzte er halblaut hinzu: „Sie sollen die Nigger frei setzen, wenn sie wollen, was geben wir darum."

„Wenn das alles ist, — ja, die Sklaven können sie frei setzen, für die Sklaverei fechten wir nicht, nur indirekt. Wir kämpfen für unsere Prinzipien, für unser Recht, daß jeder Staat einzeln und allein frei und unabhängig sein soll!" sagte der Vater.

„Wir sind gar nicht so weit auseinander, wie

Papas Worte andeuten“, vermittelte Louis zu Henry gewandt. „Wir können darüber später noch genug sprechen; aber heute Abend laß Politik in Ruh’; erzähle uns lieber deine Erlebnisse.“

Der Vorschlag fand Anklang, und Henry erzählte. Er schilderte die Schlachten um und vor Vicksburg, das Leben in der Stadt, von den haushohen Erdwällen, die sie aufgeworfen und mit 170 Kanonen besetzt hatten, wie von Tag zu Tag ihre Hoffnung, die Stadt zu halten, schwand, und es schließlich zur Gewißheit wurde, daß das Ende nahe war. Wie er dann mit Felix in der Nacht vom 3. Juli die Postenkette im Flusse umgangen und sie ihre Flucht bewerkstelligt hatten.

Das war alles interessant genug, und ließ sich gut anhören. Er schilderte besonders die Reise durch das Land recht humoristisch; damit täuschte er aber seine Zuhörer gar nicht; die großen Gefahren und Strapazen, die er dabei durchgemacht hatte, waren unverkennbar.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Fluß war jetzt wieder der Schiffahrt geöffnet und die palastartigen Dampfschiffe fuhren wieder auf und ab wie früher. Frau Harris hatte sich zusehends erholt und hätte schon die Reise per Dampfschiff bis Kairo und von da mit der Eisen-

bahn nach Chicago aushalten können. Sie wartete aber auf den nächsten Brief von Arthur, und der wollte gar nicht kommen.

Felix und Henry wußten nicht recht was sie thun sollten. Ihr Regiment, vielleicht noch 300 Mann, waren Kriegsgefangene unter Parole. Pemberton versuchte alle diese in einem Lager beisammen zu halten, um sie gleich wieder im Kriege zu verwenden, sobald sie ausgewechselt waren. Diese Beiden standen nicht unter Parole und konnten deshalb in irgend einem anderen Regimente solange Dienste nehmen; doch das wollten sie nicht und so blieben sie vorläufig daheim.

Henry hatte Florence ernstlich erzürnt. Florence hatte am Morgen nach seiner Rückkehr schon auf ihn gewartet. Sie glaubte sicher, er würde ihr seine Arme schon von weitem ausbreiten, und sie wollte ihm dann an die Brust fliegen, aber statt dessen kam er ganz gemütlich auf sie zu, schüttelte ihr die Hände und sprach, als wenn sie gar nicht acht oder zehn Monate getrennt gewesen wären. Nein, der gefühllose Mensch! der hatte gar kein Herz in der Brust! das ließ sich ja gar nicht ertragen! Wenn sie an seinem Platze gewesen wäre, dann hätte sie ganz anders zugefaßt. Bald hatte sie diese schmerzliche Enttäuschung aber schon

wieder vergessen, und marschierte an seiner Seite lustig durch Feld und Wald.

Der erwartete Brief von Arthur kam dann auch endlich an. Er hatte sich an Major Carpenter gewandt, um über Hektors Unfall so viel Aufschluß wie möglich zu erhalten. Das erklärte die Verzögerung. Das Antwortschreiben hatte Arthur mit eingelegt.

Arthur schrieb, daß Hektor noch bettlägrig sei und keine große Fortschritte zur Besserung bis jetzt gemacht habe. Es ließe sich bei ihm nichts speziell feststellen; er sei im Ganzen verdrückt und gelähmt. Der Doktor glaubte, daß, wenn er erst das Bett verlassen und etwas Bewegung erhielte, dann ginge die Besserung schneller vor sich. Er wollte in kurzer Zeit den Versuch damit machen. Sonst bemerkte Arthur noch, es sei kaum möglich, daß seine Mutter ihn besser verpflegen könnte, als es die Familie Walbridge thäte; er hätte aber mit Frau Walbridge darüber gesprochen, und sie habe ihn beauftragt, Frau Harris zum Besuch einzuladen und sie solle so lange bleiben, wie es ihr gefiele.

Arthur schrieb noch viel mehr; das stand aber auf anderen Blättern und wurde nicht vorgelesen.

Der Major schrieb:

„Lieber Arthur!

Mit der Rettungsgeschichte wird es wohl seine Richtigkeit haben, aber für mich ist blutwenig Verdienst dabei. Wir wollten unserer Kavallerie zu Hülfe reiten, die mit Ewell bei Williamsport im Kampfe begriffen war. Es war gegen Mitternacht am 4. Juli, der Regen goß in Strömen, Donner und Blitz folgten sich haarscharf und unaufhörlich, und der Sturmwind fegte und wirbelte wie rasend. Unser Führer hatte dabei den Weg verloren, und ich ritt mit Dak Reynolds an der Spitze meines Kommandos, die rechte Fährte suchend. Bei dem Leuchten der Blitze sahen wir beide zu gleicher Zeit den Verunglückten. Wir sprangen von unsern Pferden, Dak untersuchte ihn flüchtig, und fand, daß er noch lebte. Unsere Ambulanz war leer; ich ließ sie herbei holen, und half den Mann hinein legen. Dabei säh er mich, als er auf Sekunden die Augen öffnete, denn der Himmel war wie ein Feuermeer, und beleuchtete die Scene wie am hellen Tage. Gegen Morgen erreichten wir ein Feldhospital, da ließen wir ihn; aber ehe wir fortritten, sah er mich noch einmal an und wollte mir danken. Einliegend seine Brieftasche, sie hat für die Behörden keinen Wert, gieb sie ihm zurück."

Frau Harris wäre nun gern gleich abgereist, und doch zauderte sie jetzt; sie ließ sich durch ganz unbedeutende Dinge aufhalten, für die sie keine stichhaltige Entschuldigung wußte. So verlief der August und sie war noch daheim. Ruhe fand sie dabei nicht. Arthurs Berichte über Hektor waren nicht so gut wie sie wünschte, immerhin aber doch besser als wie es hätte sein können. Sie sehnte sich danach, von Hektor einen Brief zu erhalten den er selbst geschrieben, aber Arthur erklärte, der Kranke sei dazu außer stande, da er noch gelähmt sei. Das war ja auch wohl möglich, und tröstete Frau Harris etwas.

Aus dem Gespräche der Herren entnahm sie, daß Bragg seine Armee bei Chattanooga sammelte, viel Verstärkung erhalten, und daß auch Forrest sich ihm angeschlossen habe. Herr Harris diente unter Forrest, also war er auch dort, und es war eine große Schlacht da zu erwarten. Das gab ihr diesesmal viel zu denken, und sie blieb daheim.

Harry Wornal hatte mit Bragg den Zug nach Kentucky, und nach der Schlacht bei Perryville den Rückzug mitgemacht. Er schrieb oft, aber die Briefe kamen nicht so prompt an, weil die Armee die Stellung zu oft wechselte. Sein letzter Brief meldete von Chattanooga, daß Longstreet von Lees Armee erwartet würde, Breckenridge vom Mississippi, und

daß auch Wheelers Kavallerie, durch Forrest verstärkt, im Anzuge sei. Das bestätigte dann, was Frau Harris schon anderweitig erfahren.

Die Schlacht folgte bald. Sie wurde „die Schlacht bei Chickamauga“ genannt, am 19. und 20. Sept. 1863. Einige Tage später schrieb Harry von Missionary Ridge aus, wo Bragg sein Hauptquartier aufgeschlagen. Er beschrieb, wie Longstreet den rechten Flügel der Unionarmee in wilder Flucht davon trieb, und daß man allgemein geglaubt, die ganze feindliche Armee sei geschlagen. Bragg wurde dann bestürmt, die Kavallerie zur Verfolgung vorzuschicken. Er aber wußte gut genug, daß nur 3—4 Divisionen geschlagen waren, und daß Thomas mit der Hauptmacht noch feststand. Schickte er jetzt seine Kavallerie vor, dann war es leicht möglich, daß sie in einen Hinterhalt geriet. Er ordnete aber an, daß ein zuverlässiger Führer mit einer ausgesuchten Schar auf Kundschaft gehen solle, und dann erst sollte Wheeler selbst vorrücken. Die Wahl des Führers fiel auf Major Harris. Dieser ritt an der Spitze von einhundert Mann im Galopp davon, und seitdem habe man nichts mehr von ihm gehört. Soweit berichtete Harry.

Wo Vorsicht geboten war, da konnte die Wahl nicht leicht unglücklicher ausfallen. Als Major Harris in der Ferne die fliehenden Uniontruppen

sah, da verlor er vollständig alle Vorsicht und Selbstbeherrschung, und jagte ihnen blindlings nach.

Nun war es einigen Union-Offizieren gelungen, einige hundert Mann zum Stehen zu bringen und zu ordnen. Sie hatten sie etwas vom Weg abseits aufgestellt, um sich abzukühlen und zu stärken, ehe sie wieder zur Front gehen wollten. Als sie nun die Kavallerie heranjagen hörten, wußte jeder was das zu bedeuten hatte und machte sich ohne Befehl schußbereit. Jetzt kamen sie, — eine Salve von der ganzen Linie und dann sprangen sie vor und nahmen alle samt und sonders gefangen.

Major Harris hätte sich gern gewehrt, er fand dazu aber gar keine Gelegenheit. Sein Pferd war gefallen, ein Kolbenschlag auf die Schulter bewirkte, daß er den Revolver fallen ließ, so mußte er sich fügen. Im Handumdrehen waren die Gefangenen aufgestellt, die Pferde, die nicht tot oder verwundet waren, zusammengekoppelt, die verwundeten und toten Soldaten im Schatten untergebracht, und so kam es, daß Major Harris und viele seiner Leute am Abend wirklich in Chattanooga waren.

Einige Tage später schrieb Harry Wornal, daß es keinem Zweifel mehr unterliege, daß der Major in Gefangenschaft geraten sei; ob er verwundet sei, wisse man nicht.

Das war nun wieder eine recht betrübende Nachricht und überschattete in der ganzen Nachbarschaft die Siegesfreuden. Frau Harris wurde ganz melancholisch. Sie sprach fast gar nicht, aß wenig und schlief wenig. Der Doktor sah, daß irgend etwas geschehen mußte, um sie aufzurütteln und drang nun darauf, daß sie sobald wie möglich die Reise nach Chicago antreten sollte. Gleichgültig und willenlos nahm sie alles an, und so befand sie sich einige Tage später auf einem eleganten Dampfschiffe und fuhr, von den Segenswünschen der ihrigen begleitet, nach Norden, dem feindlichen Lande zu.

IV.

Werfen wir nur einen Rückblick auf die Schlacht bei Chickamauga, bei welcher Major Harris, wie wir gesehen, als Gefangener in die Hände der Union-Truppen geriet. —

Nach der Schlacht von „Murfreesboro", auch „Stone River" benannt, 31. Dez. 1862 bis 2. Jan. 1863, besetzte Rosecrans die Stadt Murfreesboro und Bragg bezog ihm gegenüber, bei Shelbyville und Tallahoma ein befestigtes Lager.

Im Juni umging Rosecrans Braggs rechten Flügel und zwang ihn dadurch, nach Chatanooga zurückzugehn.

Nach der Schlacht bei Gettysburg und dem Falle von Vicksburg, 1—4. Juli 1863, wurde Bragg durch Longstreet von Lees Armee und durch Breckenridge und andere von der Mississippi-Armee verstärkt; dadurch erhielt er eine große Übermacht über Rosecrans.

Anfangs September überschritt Rosecrans den Tennessee-Fluß westlich von Chattanooga und drang in Georgia ein. Das veranlaßte Bragg, Chatanooga zu verlassen und gleichfalls südlich zu gehen.

Jetzt machte Rosecrans Kehrt, besetzt Chatanooga und alle Zugänge von Süden her, und Bragg kam gleichfalls zurück, um die Stadt zurückzuerobern. Rosecrans sammelte seine Armee ganz gemütlich zwölf Meilen südlich von der Stadt, auf dem Nordufer des Flusses Chickamauga. Sein linker Flügel unter George H. Thomas deckte den Weg, auf welchem Bragg herankam und welcher zur Stadt führte. Dieser Flügel bestand aus den sechs Divisionen von Baird, Johnson, Palmer, Reynolds, Brannon und Negley, von links nach rechts genannt. Dem schloß sich der rechte Flügel unter McCook an, bestehend aus den zwei Divisionen unter Davis und Sheridan. Crittenden befehligte die Reserve, die zwei Divi-

sionen von Woods und Van Cleves. Granger stand mit drei Brigaden zwischen Roßville und Ringgold, um einer Umgehung von Ringgold aus vorzubeugen.

Rosecrans war so langsam, daß er seine Armee noch nicht vollständig aufgestellt hatte, als er dort am 19. Sept. von Bragg angegriffen wurde.

Das Schlachtfeld lag zwischen dem Flusse und Missionary Ridge, mit schroffen Hügeln, starker Waldung und hier und dort ein offenes Feld.

Um den Weg nach Chattanooga frei zu machen, warf Bragg eine Division nach der andern auf Thomas. Batterien wurden genommen und wieder verloren; heftig wütete der Kampf, doch Thomas stand fest. Am Abend konnte keine Seite einen Vorteil aufweisen, es lag aber klar zu Tage, daß Bragg eine große Übermacht hatte.

Früh am Morgen des 20. Sept. ersuchte Thomas den General Rosecrans, die äußerste Linke durch eine Division zu verlängern. Negley erhielt den Befehl, das zu thun, und Thomas wurde davon in Kenntnis gesetzt. Negley aber verlor sich nach Roßville, vier Meilen nach rückwärts entfernt und nur zwei Brigaden gelangten später einzeln auf der Linken an und nützten wenig.

Um 8.30 wurde Thomas von Bischof Polk angegriffen und teilweise umgangen. Reservetruppen

trieben letztere zurück, aber sie kannten jetzt Thomas schwachen Punkt, und machten ausgiebig Gebrauch davon.

Thomas fand seine Linke immer noch arg bedroht, und weil er nichts von Negley hörte, so forderte er wiederholt eine Division, um sie zu verlängern.

Um 10.30 brannte der Kampf in Thomas Front von Bairds bis Brennans Division; währenddem aber wurden Wood, Davis und Sheridan noch gar nicht angegriffen. Rosecrans glaubte natürlich, daß Negley auf der Linken schon längst Stellung genommen. Weil nun Thomas fortfuhr, „eine Division“ für seine Linke zu verlangen, und weil sein rechter Flügel nicht angegriffen wurde, nahm Rosecrans an, daß Bragg seinen linken Flügel auf seine Rechte genommen habe, um Thomas zu erdrücken. Auf dashin schickte er innerhalb fünfzehn Minuten (10.30—10.45) Van Cleve von der Reserve und Sheridan von der äußersten Rechten auf den linken Flügel. Durch den Fehler eines Aide de Camp wurde Woods aus seiner Stellung genommen, um Reynolds zu unterstützen, und Davis sollte Woods Stellung einnehmen.

Hätte Rosecrans sich zehn Minuten Zeit genommen, dann hätte er merken können, daß Negley

nicht auf der Linken angekommen, und daß Longstreet eben bereit war, seinen rechten Flügel anzugreifen. Die Vorsicht brauchte Rosecrans aber nicht, und so traf Longstreet auf die Bundestruppen, als diese nach allen Richtungen hin in Bewegung waren und die Katastrophe war unvermeidlich. Sheridans aufgelöste Division fiel auf Roßville zurück. Heldenthaten retteten Davis nicht, seine Leute wurden zerstreut und sammelten sich erst hinter Missionary Ridge; Woods Bewegung entblößte Brannons Rechte und er mußte sich eine neue Stellung suchen. Das entblößte Reynolds Rechte; dieser aber zog sie ein nach rückwärts und seine Linie bildete einen rechten Winkel, und so hielt er Stand bis zum Ende. Van Cleves Reserve wurde durch die Flüchtlinge gleichfalls in Unordnung gebracht und aufgelöst.

Als Longstreet auf den rechten Flügel stieß und diesen in die Flucht trieb, war Rosecrans mit Mc Cook bei Crittendens Reserve. Nun sah er, daß sein rechter Flügel vollständig aufgelöst, und daß der Feind zwischen ihm und Thomas war. Er eilte nach Roßville und fand da Negleys Division, die er mit Recht auf Thomas Linker vermutete. Das ließ ihn glauben, (?) daß auch Thomas, und somit seine ganze Armee, geschlagen sei und er eilte, ohne

sich genau zu erkundigen, nach Chatanooga, um Schritte zu thun, die demoralisierten Truppen zu empfangen und wieder zu organisieren. Sein Stab-Chef, General Garfield, später Präsident, begleitete ihn nicht dahin, sondern eilte zu Thomas, weil „der Kanonendonner von der Richtung her genügend zeigte, daß Thomas noch feststand". McCook mit Crittenden und seiner Reserve-Division trafen bald nach Rosecrans in der Stadt ein.

Als Brannon die Linie verließ um eine neue Stellung zu suchen, wählte er sehr gut, aber zu weit von Reynolds Rechten; es blieb ein Zwischenraum, groß genug für eine ganze Division. Wood kam heran um diesen Raum zu besetzen. Aber auch Longstreet war bis auf Schußweite herangekommen Es war ein kritischer Augenblick. Erreichte Longstreet die Linie zuerst, dann durchbrach er damit die Union Linie, schnitt Brannon ab, konnte Reynolds erdrücken, und dann Palmer, Johnson und Baird von hinten angreifen, während die sich zu derselben Zeit in der Front gegen Bischof Polk zu vertheidigen hatten.

Wood war dem Augenblicke gewachsen. Unter Feuer wechselte er seine Front von Osten nach Süden, und schickte die erste Brigade im Schnellschritt gegen die ganze Rebellenarmee zum Bajonettangriff vor.

Der Feind wurde getäuscht, er glaubte, eine ganze Armee unterstütze das tollkühne Unternehmen, und lief davon als die Bajonette seine Reihen erreichten. Dadurch war die nötige Zeit gewonnen, und Wood schloß die Linie. Kurz vorher war das 39. Indiana Kavallerie-Regiment zu Fuße auf den Feind gestoßen. Seine Mannschaften hatten Magazin-Rifles, und gingen damit gleich in's Gefecht. Sie wurden dann bald durch Wilders zwei Regimenter, die ebensolche Rifles hatten, verstärkt, und den vereinten Kräften gelang es, den Siegeslauf des Feindes in der Gegend zu hemmen. Thomas wiederum erhielt dadurch Zeit Polk und Breckenridge in seiner Front abzuschlagen; aber schon war die Linke umgangen, und der Feind erschien abermals in seinem Rücken. Drei Brigaden unter Willich, Grase und Van Derveer eilten ihnen im Schnellschritt entgegen und trieben sie nach einem verzweifelten Kampfe zurück.

Thomas erwartete Sheridans Division von rechts. Anstatt dessen kamen die Rebellen unter Stewart und Bate mit den Tenneſſeetruppen daher, denen es gelungen war, Thomas an der Rechten zu umgehen. Zum Glück hatte Thomas den Frontangriff recht gründlich abgeschlagen, und konnte nun Stanley, Beatty und Van Derveer wieder im Schnellschritt auf die Rechte schicken, wo sie eben noch zur Zeit

ankamen um die auf Batterie Hill formierte Linie zu verstärken und Longstreet zum Stehen zu bringen und zurückzutreiben.

Nun sammelte Longstreet seine Scharen wieder, umging Thomas Rechte im weiten Bogen und kam in seinen Rücken. Eine Abteilung kam in einer tiefen, sie schützenden Schlucht heran; eine andere besetzte einen steilen Hügel, von wo aus ihre Kanonen die Unionlinie beherrschten. Alles schien verloren, da erschienen Granger, Baird, Palmer, Reynolds, Wood und Brannon, und die zurückgebliebenen versprengten Truppen von den davon gelaufenen Divisionen war alles, was Thomas der siegestrunkenen Übermacht entgegenstellen konnte. Seine Stellung war jetzt besser als wie am Morgen, in Form eines Hufeisens, die Flanken rückwärts zu eingezogen, so daß er schnell Hülfe nach den am meisten bedrängten Punkten schicken konnte.

Thomas war ein fähiger kühner General, besonders hervorragend in der Verteidigung, mit unerschütterlichem Mute und Selbstvertrauen, was ihm an diesem Tage den Ehrentitel „der Fels von Chickamauga“ einbrachte. Was von der Cumberland Armee noch übrig war, hatte er um sich gesammelt, höchstens noch 30000 Mann. Doch diese 30000 waren es wert solch einen Führer zu haben.

In vielen Schlachten hatten sie sich Ruhm, Sicherheit und Selbstvertrauen erworben. Keiner dachte an Wanken oder Weichen. Seit fünf Stunden hatten sie ununterbrochen gekämpft, Mann gegen Mann, zum Angriff oder zur Abwehr. Das Feld war blutgetränkt, die Reihen bedenklich gelichtet, aber fest standen sie zu ihrem würdigen verehrten Führer. —

Rechts von Thomas war eine tiefe Schlucht; im rechten Winkel davon ein steiler Hügel. In der Schlucht kam der Feind heran unter Kershaw, Buschrad Johnson und Hindman; andere Divisionen besetzten den Hügel, ganz im Rücken von Thomas wurde eine Batterie aufgefahren, und Thomas hatte nicht einen einzigen Mann, den er allen diesen Maßnahmen entgegenstellen konnte.

Seit kurzer Zeit hatte Thomas mit Mißtrauen eine Staubwolke beobachtet die schnell näher kam, er war dann freudig überrascht als er Granger, Steedman und Garfield daraus hervorreiten sah.

Granger war, wie früher schon gesagt, mit drei Brigaden bei Ringgold postiert. Als er aber bis Mittag gar keinen Feind zu sehen bekam, und der Kanonendonner bei Thomas immer heftiger wurde, da konnte er es nicht länger aushalten; er ließ eine Brigade zurück, und eilte mit den anderen beiden Thomas zu Hülfe. Granger und der Stab voran,

Steedman mit den Truppen in Schnellschritt hinterher. Der Staub auf dem Wege war drei Zoll tief, die Hitze furchtbar; so zogen sie dahin wie ein Sandsturm in der Wüste und kamen gerade im entscheidenden Augenblick bei Thomas an.

„Die Feinde dort müssen zurückgetrieben werden!“ rief Granger, auf den Hügel deutend.

„Können Sie das thun?“ frug Thomas.

„Ja, meine Leute sind frisch und gerade die rechten Burschen für solche Arbeit. Es sind neue Truppen und wünschen nichts lieber, als dort hinauf zu gehn.“

Granger schickte Aleshires dreizöllige Rifle-Batterie auf Thomas Linke, um den erneuerten Angriff bei Kellys Farm mit abzuschlagen. Whitacker und Mitchells Brigaden und Steedmann schwenkte er herum gegen den Feind auf den Hügel. Mit donnerndem „Hurrah“ ging diese Linie im Schnellschritt vor, über ein offenes Feld, durch brusthohes Gebüsch, durch eine Senkung und dann den Berg hinauf. Der Feind eröffnete auf sie ein mörderisches Feuer ohne sie aufzuhalten. Fast oben, und ganz außer Atem, ruhten sie fünf Minuten aus und dann ging es wieder vorwärts. Steedmann mit einer Regimentsfahne in der Hand voran, die ganze Linie ihm nach, im Vorgehen schießend, un-

geachtet des totbringenden Feuers des Feindes. In zwanzig Minuten, von Anfang an gerechnet, war der Hügel gewonnen und der Feind zurückgeschlagen.

Grangers Hut war von Kugeln zerfetzt; Steedmann war verwundet und vier von seinen fünf Stabsoffizieren waren tot oder tötlich verwundet. Von den 3500 Mann waren 700 in den zwanzig Minuten gefallen.

Noch dreimal versuchte Longstreet den Hügel wieder zu nehmen, und jedesmal wurde er zurückgeworfen. Das dritte Mal zauderte die Linie vorzugehen. Da ergriff ihr Oberst die Fahne, trug sie voran und dann folgten sie. Als auch dieser Angriff abgeschlagen war, lag der Oberst tot auf dem Schlachtfelde, bedeckt von seiner Fahne.

Gegen fünf Uhr war fast die letzte Patrone verschossen und ein Angriff wurde jeden Augenblick erwartet. „Wir haben keine Patronen mehr“, hörte man von allen Seiten. „Steckt die Bajonette auf und geht vor“, war Grangers Antwort, und dieser Befehl lief die ganze Linie entlang. Als bald darauf der Feind vorrückte, legten sich erst alle glatt auf die Erde, bis der Befehl erscholl: „Vorwärts“. Im Augenblicke standen sie auf und stürmten dem Feinde entgegen. Ein Regiment mit leeren Patronentaschen ging so ungestüm vor, daß

es die Rebellen-Linie durchbrach, diese schloß sich hinter den Angreifern und so wurden diese im Rückzug mitgerissen und gefangen.

Jetzt verlangte Longstreet Verstärkung, aber Bragg hatte keine zu geben. Nochmals sammelte Longstreet alles was er hatte, machte noch einen Versuch den Hügel zu nehmen, und als auch der mißlang, zog er sich zurück.

Das Reserve-Corps zählte an jenem Morgen 3700 Mann, den Abend waren davon 1175 tot oder verwundet. Erst spät in der Nacht zog sich Thomas nach Chattanooga zurück.

V.

Mr. Walbridge und Arthur waren sehr stark beschäftigt und konnten kaum von anderen Sachen Notiz nehmen. Hektor hatte sich schon in der ersten Woche soweit erholt, daß Arthur ihm erzählen konnte, wie er mit der Familie Harris bekannt geworden war, und was sich da zugetragen; er war aber dennoch so schwach, daß man ihm für weitere Berichte mehr Zeit lassen mußte. Die Beiden fühlten sich als gute Freunde, nur daß Hektor es nicht so aussprechen konnte, vieles blieb noch unerwähnt.

Abends brachte Arthur gewöhnlich einige Zeit bei Hektor zu, weil er tagsüber dazu keine Zeit hatte; wenn er den Kranken dann auch nach manchem frug, so bekam er doch nur halbe Antworten, weil diesem das Sprechen noch so schwer wurde. Allmählich schien er mehr Interesse am Leben zu nehmen, erkundigte sich nach den Hausbewohnern u. dgl. mehr.

Eines Tages trat der Arzt in das Haus und meldete sich bei Frau Walbridge. Er erzählte ihr, wie es nach seiner Ansicht mit Hektor stand. Sein Leben sei nicht in Gefahr, aber es liege die Möglichkeit vor, daß er lebenslang gelähmt bleiben könnte. Versuchsweise hielt er es für angebracht, Hektors Gesichtskreis zu erweitern, um zu erfahren, was das für einen Einfluß haben würde. Wenn Frau Walbridge nicht abgeneigt sei, dann bäte er um die Erlaubnis, ihr Hektor vorstellen zu dürfen.

Frau Walbridge war gar nicht abgeneigt, im Gegenteil, sie freute sich sehr darauf. Ihr gutes Herz hatte schon längst geblutet, daß sie im Krankenzimmer nicht nach dem Rechten sehen konnte. So fand die Vorstellung denn gleich statt. Sie traten in das Krankenzimmer und der Arzt begann:

„Mr. Harris, ich erlaube mir, Ihnen Frau Walbridge, unsere liebe Wirtin, vorzustellen."

Hektor betrachtete einige Sekunden lang die freund-

liche ansehnliche Frau, dann zog er ihren Blick auf seine Hand. Sie verstand ihn gleich; es fiel ihm schwer, auch nur eine Hand zu erheben, deshalb neigte sie sich zu ihm, schloß seine Hand in ihre beiden ein, und sagte:

„Ich konnte die Zeit kaum erwarten, daß es mir erlaubt sein würde, mich persönlich nach Ihrem Befinden zu erkundigen. Jetzt, da der Arzt glaubt, daß mein Kommen Sie nicht zu sehr stört, hoffe ich, daß Sie mir erlauben, zuweilen bei Ihnen einzutreten."

Hektor fing nun gleich an, von Dank zu sprechen.

„O, bitte", unterbrach sie ihn lächelnd, „das kommt bei mir an die falsche Adresse, das können Sie später einmal bei meinem Manne und Mr. Schreiner anbringen. Aber sagen Sie mir, ob ich irgend etwas für sie thun kann."

„Nein, ich bin gut aufgehoben und versorgt. Ich brauche nur Ruhe," erwiderte Hektor.

„Dann bitte ich um Entschuldigung, daß ich Sie störte."

„Nicht so, Frau Walbridge", und das erste Lächeln huschte über Hektors bleiches Gesicht, „Ihr Besuch hat mir wohlgethan und ich bitte Sie, kommen Sie so oft wie es Ihnen möglich ist. Mit Ruhe

meine ich nur körperliche Ruhe, still und ohne Bewegung zu liegen."

„Ich glaube, es ist gut für Sie, wenn Sie mehrere Gesichter um sich sehen", sagte der Arzt. „Es kann nicht schaden, wenn wir den Versuch machen; und greift Sie das zu viel an, dann geben wir es wieder auf."

„Es wird mich nicht angreifen, ich kann aber nicht viel sprechen."

„Das wird auch nicht verlangt, und hängt ganz von Ihnen ab. Strengen Sie sich gar nicht an. Oder soll man Ihnen vorlesen?" Als Hektor schwieg, fuhr der Arzt fort: „Ich möchte Sie aus dieser Letargie aufrütteln. Wenn Sie so daliegen, kommen Sie nicht weiter. Medizin nützt uns nichts. Wir müssen Ihr Interesse an irgend etwas wachrufen, sonst können Sie noch hundert Jahre daliegen, ohne gesund zu werden."

Nun lachte Hektor wirklich, als er zu Frau Walbridge aufsah.

„Das wäre doch wohl zu viel von Ihnen verlangt, verehrte Frau; ich will es nur gestehen, ich fühle mich jetzt schon etwas besser."

„Wir gehen natürlich langsam und vorsichtig zu Werke", fuhr der Arzt fort. „Sie selbst müssen beurteilen, wenn es genug ist; kein Anderer kann

das so gut, wie Sie selbst. Was Sie aufregt, ist verboten; sonst nichts. Sie können tanzen, singen, Klavier spielen und Ihre Freunde empfangen. Alles was Sie wollen, nur sich nicht unnötig aufregen, oder zu weit gehen."

„Damit werden Sie doch zufrieden sein", fiel Frau Walbridge ein. „Die Medizin schmeckt nicht bitter, Sie brauchen nur zu sagen, was Sie wünschen."

„Mit der Speisung bleibt es noch wie bisher, Frau Walbridge", instruierte der Arzt, „bis wir ihn aus dem Bette haben; dann können Sie an ihm erproben, was Ihre Küche vermag. Jetzt muß ich gehn. Ich empfehle mich Ihnen, meine Herrschaften."

Frau Walbridge begleitete den Arzt bis vor die Thür.

„Noch eine Frage, Doktor", hielt sie ihn an; „würden Bäder ihm vielleicht gut thun?"

„Jawohl, sehr, besser wie Abreibungen; aber Sie sind nicht darauf eingerichtet, und dann würde es zwei Mann erfordern, um ihn zu bedienen."

„Schön, denn werde ich das einmal mit meinem Manne überlegen. Sind heiße oder kalte besser?"

„Das kommt auf einen Versuch an und ich bin willens, ihm die Wahl zu überlassen."

„Danke. Guten Morgen, Doktor."

Frau Walbridge ging wieder zu Hektor und setzte sich neben das Bett.

„Der Arzt meint, daß Bäder besser für Sie sind, als wie das Abreiben; und Sie sollten selbst sagen, ob es warme oder kalte sein sollen. Wollen Sie das probieren, Mr. Harris?"

„Ich kann mich ja gar nicht rühren," erwiderte dieser.

„Das läßt sich schon machen, wenn es nicht zu schmerzhaft für Sie ist. Wir lassen dazu noch einen Mann holen, dann wird es schon gehen."

„Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen für alle die Mühe danken soll."

„Den Dank lassen Sie dann bei meinem Manne, da hole ich ihn mir ab. Wollen Sie warme oder kalte Bäder?"

Hektor sah seine Wirtin dankbar an: „Recht heiß, wenn es möglich ist!"

„Jetzt ist es zehn Uhr," sagte diese. „Um elf Uhr kann ich alles bereit haben. Dann nehmen Sie Ihr Bad, nach dem Bade darf ich Ihnen ein Glas Wein geben, dann essen Sie zu Mittag, und dann schlafen Sie. Angenommen?"

Hektor nickte der resoluten Frau lächelnd ein „Ja" zu. Diese besprach mit dem Aufwärter alles nötige, und frug, wen er zu Hülfe haben wollte.

Sie schrieb sich den Namen und die Adresse des Gehülfen auf, und empfahl sich.

Um elf Uhr stand die Badewanne mit dampfend heißem Wasser gefüllt nahe bei dem Bette. Hektor wurde auf eine mehrfach zusammengelegte Wolldecke gehoben, und mit dieser in die Wanne gelegt. Das war ohne große Schmerzen geschehen. Anfangs war ihm das Wasser zu heiß, aber in wenigen Minuten schon war das vorüber, er fühlte sich recht behaglich, und ließ den Kopf auf die dazu bereit liegenden Decken zurück sinken. Die Aufwärter machten erst das Bett zurecht, und dann knieten sie neben der Wanne nieder und begannen ihre Massage. Beide waren gut geübte Krankenpfleger und wußten wie so ein Kranker angefaßt werden mußte. Dieses leichte Reiben, Streichen und Drücken, welches allmählich stärker wurde ohne ihm Schmerzen zu machen, that Hektor sehr wohl. Die nasse Wärme machte den Körper geschmeidig, und die Massage setzte das Blut in Bewegung. Er streckte sich, atmete freier und tiefer, und ließ sie gewähren.

„Nun ist's genug," hörte er den einen sagen; und ehe er wußte wie ihm geschah, lag er auf einer Wolldecke auf dem Bette, war mit einer anderen zugedeckt, und unter dieser mit weichen Tüchern abgetrocknet. Dann wurden alle Decken entfernt, und

Hektor lag, sich wie neugeboren fühlend, wieder in seinem Bette.

„Das haben Sie gut gemacht!" sagte er zu den Aufwärtern, die vor ihm standen und ihn aufmerksam betrachteten.

Beide lachten fröhlich auf: „Ja, ja, das kennen wir. Sie haben es gut ausgehalten, nicht mit der Wimper gezuckt; da wird bald alles gut werden."

Schnell wurde die Badewanne entfernt, das Zimmer wieder in Ordnung gebracht und dann erhielt Hektor das versprochene Glas Wein, welches er behaglich austrank.

Dabei war es Mittag geworden. Eben schlug die Glocke zwölf, da trat Frau Walbridge mit der Wassersuppe in das Zimmer.

„Ei, Sie sehen aber gut aus!" rief sie Hektor überrascht zu. „Das Bad muß Ihnen gut bekommen sein, das muß ich sagen;" damit setzte sie sich neben Hektor und führte ihm löffelweise die Suppe zum Munde. Dabei plauderte sie munter weiter. „Gelt', nun schmeckt Ihnen auch das Essen besser. Ja, wir freuen uns schon darauf, wenn wir Ihnen erst Roastbeef und dergleichen bringen können. Das wird auch nicht mehr lange auf sich warten lassen. Und dann setzen Sie sich hinüber zu uns in den Parlor, da wird Ihnen dann die Zeit nicht mehr

so lang. Sie können gewiß viel vom Kriege erzählen. Ja so!" unterbrach sie sich, „davon dürfen wir nicht sprechen; aber Sie können uns von Ihren Angehörigen erzählen. Das regt Sie am Ende auch zu viel auf? Nicht, na, das ist auch gut. Bis dahin wird Ihnen auch ein bischen Aufregung nicht schaden. Wissen Sie, wir Frauen hören gern so Familiengeschichten. Was ich sagen wollte, wir brauchen über die Badekur nicht viel zu sprechen. Wenn sie gut anschlägt, wie ich glaube, dann wollen wir die Herren eines Abends überraschen, wenn sie heimkommen. Dann setzen Sie sich in den Parlor, und warten auf sie; das wird eine Freude geben. Machen Sie nur, daß Sie bald besser werden. Sehen Sie, da ist die Suppe schon alle; soll ich mehr holen? nicht, na dann legen Sie sich jetzt schlafen, ich sehe, Sie sind müde. Lassen Sie mich nur rufen, wenn Sie etwas wollen, ich komme gern." Damit entfernte sie sich, ohne Hektor Gelegenheit gegeben zu haben, auch nur ein Wort zu sprechen.

So kam es, daß keiner der Herren wußte, welche Fortschritte Hektor machte. Der Arzt war sehr zufrieden mit dem Resultate der Badekur, besonders nachdem er dem Wasser hatte Salz zusetzen lassen, und freute sich mit den Damen über den Erfolg.

Damit stand freilich noch nicht fest, daß Hektor jemals ganz genesen würde, aber jedenfalls, daß er sich wieder allein helfen konnte, und das war nicht gering zu schätzen.

Hektor fühlte selbst, wie sich hier oder dort Bande lockerten, die ihn bisher gänzlich gefesselt hielten. Er konnte ohne besondere Schmerzen aufrecht im Bette sitzen und mit Bedacht seine Suppe allein essen. Sein Appetit wurde täglich besser, und er fühlte schon Verlangen nach etwas Festerem. Auch fühlte er etwas wie Lebenslust in sich wach werden; er dachte über Erlebtes und Bevorstehendes nach, ohne daß es ihn aufregte oder näher berührte. Er sprach nicht viel, obgleich es ihn nicht mehr angriff; aber man hörte doch, das sein Sprachorgan kräftiger wurde. Er war durchaus nicht sentimental angelegt und doch berührte ihn das einfache liebenswürdige Benehmen seiner Wirtin so eigentümlich. Öfters glaubte er, wie aus weiter Ferne leise Musik oder Gesang zu hören; dann lauschte er, ganz gegen seine Gewohnheit, bis er dabei einschlief, und dann hörte er es noch in seinem Traume.

Arthur besuchte ihn noch regelmäßig, und hatte ihm allmählich alles Nötige mitgeteilt, so daß er den Zusammenhang kannte. Auch von späteren Vorkommnissen hatte Arthur gesprochen, was gar nicht auf-

fiel. Er frug nicht, woher er das wußte; so weit hatte er noch nicht gedacht. Jetzt aber nahm er schon mehr Interesse an allem.

Eines Abends sagte Arthur zu ihm, daß seine Mutter sich sehr um ihn geängstigt habe; seitdem sie aber wüßte wo er wäre, hätte sie sich etwas beruhigt.

„Woher wissen Sie das?" frug Hektor ganz unvermutet.

„Das will ich Ihnen später sagen, hier braucht es noch sonst niemand zu wissen. Wenn ich darüber spreche, dann kommt noch manches andere mit dazu, und das kann noch aufgeschoben werden."

„Wie hat meine Mutter die Nachricht aufgenommen?" fragte Hektor.

„Ich wußte damals noch nicht, ob Sie überhaupt mit dem Leben davonkommen würden. Deshalb schrieb ich nur, daß Sie mit dem Pferde gefallen, und dabei verletzt wären, und daß Sie in Privatpflege, folglich gut aufgehoben wären. Für Ihre Mutter war es schon ein großer Trost zu wissen, daß Sie lebten."

„Ja, die Mama hat mich immer sehr gern gehabt," sagte Hektor gedankenvoll. „Wenn möglich, lassen Sie ihr sagen, daß ich mich bedeutend besser befinde."

„Das besorge ich, Hektor; und es ist der Wahrheit gemäß. Sie haben sich zusehends erholt. Halten Sie sich tapfer, dann wird es nicht mehr lange dauern, und wir gehen zusammen spazieren.“

„Ich? mit meiner grauen Uniform?“

Nun lachte Arthur herzlich auf: „Oh, wenn Sie das geniert, dafür kann Rat werden. Die packen wir ja doch ein, wenn ich Sie nach dem Süden bringe. So schnell gedenken Sie doch nicht wieder in den Dienst zu treten?“

„Das wird gute Wege haben, Arthur; für den Dienst passe ich nicht mehr!“

„Na, dann werden Sie wenigstens doch nicht auch noch totgeschossen!“ lachte Arthur. „Nein Hektor, Sie haben Ihren Teil gewiß schon gethan, dessen bin ich überzeugt ohne Ihre Geschichte zu kennen. Es mag sich ja in die Länge ziehen, bis Sie ganz der Alte wieder sind; aber gesund werden Sie wieder, ganz ohne Zweifel. Sie sind ja sonst kein Schwarzseher; also, fassen Sie Mut, und haben Sie Geduld und Vertrauen.“

Hektor nickte bestätigend. „Sagen Sie mir, Arthur, ich glaube oftmals Musik oder Singen zu hören, ist das Täuschung?“

„Nein, das wird keine Täuschung sein. Stört Sie das?“

„Nein, es stört mich nicht. Bisher gab ich nichts auf Musik, jetzt aber warte ich förmlich darauf sie zu hören."

„So? das wird die jungen Damen freuen. Sie haben alle Thüren fest zugemacht und nur sehr leise musiziert, um Sie nicht zu stören. Wenn es Ihnen aber gefällt, dann können sie jetzt wenigstens eine Thür auflassen, damit Sie es besser hören können."

„Ja, es unterhält mich sehr angenehm."

Das geschah denn auch von nun an; und es paßte sich sehr gut, daß das Spiel der Mädchen kein Trommelschlag war. Deutlich und doch sanft drangen die einfachen Tonbilder in das Krankenzimmer, und übten einen wohlthunden Einfluß auf den Kranken aus. Dann hörte er die lieblichen reinen Mädchenstimmen, die sich in Harmonie und Vortrag eng an einander schmiegten; dabei schloß er wohl die Augen, und ließ alles wie einen schönen Traum an sich vorüberschweben.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Arzt verfolgte seinen Plan mit Hektor ganz systematisch: Die Salzbäder und Massage hatten den Erwartungen entsprochen; jetzt sollte er aufsitzen lernen, erst im Bette und dann ihm Krankenstuhle.

Das gefiel Hektor recht gut, und weckte ihn auf.

Er lachte oft recht gutmütig dazu, und nahm reges Interesse an den Probeübungen, die mit ihm vorgenommen wurden. Bald machte er selbst Versuche seine Glieder sich ihm dienstbar zu machen. Er machte gerade keine riesenhaften Fortschritte, was auch nicht erwartet wurde, aber es ging. So weit war dann alles gut gegangen; sein Interesse, seine Lebenslust waren geweckt, die ersten Aufrechtstellungen soweit geglückt, jetzt sollten die Gehversuche gemacht werden. Davon versprach der Arzt sich sehr viel.

Um ihn nun noch mehr anzuregen, wurde beschlossen, ihn im Krankenstuhle in die Gesellschaft einzuführen. Was Frau Walbridge dabei übersah, das besorgte der Arzt, nämlich, einen Zivilanzug zu beschaffen. Kurz vorher, ehe die Herren an dem bestimmten Abend daheim erwartet wurden, wurde Hektor von seinem Aufwärter sorgfältig angekleidet, in den Krankenstuhl gesetzt und dann in Begleitung des Doktors und der Frau Walbridge durch die Eingangshalle in den Parlor gefahren, wo alle von den Töchtern mit Spannung erwartet wurden. Die Mutter stellte ihm ihre Töchter vor, und diese grüßten und verbeugten sich vorschriftsmäßig. Hektor ließ seinen Blick wohlgefällig von einer zur andern gleiten. Die Mädchen hatten ihn mit scheuer Neugier betrachtet und wußten nicht, ob sie ihn an-

reden durften oder nicht. Auf einen Wink der Mutter traten sie zu ihm und reichten ihm die Hand; das machte sie sozusagen bekannter. Sie blieben dann bei ihm stehen, und hatten bald ein Gespräch im Gange.

So ein erstes Zusammentreffen hat gewöhnlich seine Schwierigkeiten. Die Frage, über was man wohl sprechen darf oder kann, erzeugt ein verlegenes Gefühl. Das war nun überwunden. Sie standen dicht um ihn herum, plauderten immer ungenierter mit ihm und nahmen ihn ganz und gar für sich in Anspruch. Hektor war damit ganz zufrieden. Er dachte bald gar nicht mehr an seinen elenden Körper; er schaute nur lächelnd auf die lieblichen Mädchen und in ihre glänzenden Augen. Es that ihm wohl, die innige Teilnahme zu erkennen, die ihm hier entgegengebracht wurde. Er vergaß seine alte Gewohnheit, und ehe er selbst wußte wie es eigentlich zuging, plauderte er mit ihnen, als wären sie alte Bekannte.

Das war es, was der Arzt bezweckt hatte; und nun setzte er sich befriedigt zu Frau Walbridge, und während sich die beiden unterhielten, beobachteten sie vergnügt die liebliche Gruppe vor ihnen.

Bald darauf hörte man die Schritte der Heimkehrenden, und als Mr. Walbridge und Arthur,

von den Mädchen unbemerkt, in das Zimmer traten und überrascht aufsahen, da winkte die Mutter ihnen zu, sich still zu verhalten. Erst nachdem sie sich eine kurze Zeit an dem Anblicke geweidet hatten, traten sie zu dem Kranken und gratulierten, drückten links und rechts die Hände, lachten und freuten sich, als wäre Hektor vom Tode erstanden.

Mr. Walbridge sprach dann leise mit dem Doktor und, nachdem der lächelnd mit dem Kopfe genickt, war er hinausgegangen. Nach einer Weile kam er mit dem Krankenwärter und einer Dienerin, die Wein, Gläser, Wasser, Zucker, Kuchen und dgl. herbeibrachten. Nachdem die Gläser gefüllt, trat Mr. Walbridge zu Hektor, reichte ihm ein volles Glas und sagte:

„Mr. Harris, der Doktor hat es erlaubt; und so wollen wir dieses freudige Ereignis Ihrer Wiedergeburt auf würdige Weise feiern. Bitte, stoßen Sie an!“

Alle drängten sich herbei, stießen mit an, daß die Gläser hell erklangen, und tranken ihm zur Gesundheit zu.

Das reine Klingen der Gläser ist das Glockengeläute, welches erst die rechte Stimmung zu einer würdigen Feier hervorruft; dieses erst macht das Zusammensein festlich. Auf Hektors Wunsch

wurde Klavier gespielt und gesungen, und dabei verlief ihm der Abend unglaublich schnell.

Als Hektor später auf seinem Bette lag und die Scenen des Abends an sich vorbei passieren ließ überkam ihn ein eigentümliches Gefühl. Ihm hatte dieses Freudenfest gegolten. Ihm, der nie eine Schmeichelei angenommen hatte, der nie das freudige Gefühl von wirklicher selbstloser Teilnahme anerkannt hatte, der nie den Segen eines glücklichen Familienlebens gewürdigt; und wie stand es jetzt auf einmal mit ihm? Er hatte das alles nicht gekannt und es deshalb nicht vermißt. Jetzt hatte er es kennen gelernt, und es hatte ihn tief berührt. Unwillkürlich stellte er sich die Frage: „Was veranlaßte diese edle Menschen, die ihn gar nicht kannten, sich seiner so opferwillig anzunehmen? Was wäre aus ihm geworden, hätten sie es nicht gethan? Selbstsucht konnte es nicht sein! Da dämmerte es in ihm auf, daß brave Menschen glücklich sind, wenn sie glücklich machen; und mit dem Gedanken schlief er ein. Aber noch im Traum sah er die drei lieblichen Mädchenknospen, emsig um ihn bemüht, und deren vor Freude strahlende Blicke die ihn gefangen hielten.

Diese Aufregung hatte auf Hektor sehr günstig gewirkt. War sein Blut schon durch heiße Bäder und Massage in Wallung gebracht, dann war das noch mehr der Fall durch die Eindrücke, welche die Abendgesellschaft auf ihn gemacht, und beförderte seine Genesung ganz bedeutend. Bald konnte er, auf einen Stuhl gestützt, und diesen vor sich hinschiebend, sein Zimmer durchschreiten. Dann ging er weiter, durchschritt die Halle und ging in den Parlor, wo er immer die Gesellschaft fand, die er wirklich suchte. Eines Morgens hielt dann eine bequeme offene Kutsche vor der Thür. Dahinein wurde er gepackt, die Mädchen nahmen lachend und fröhlich gleichfalls darin Platz, und nun ging es hinaus in die frische freie Luft, um ihn daran zu gewöhnen. Das war ein Festtag für alle, wie sie in der Umgebung der Stadt unter hohen, schattigen Bäumen dahinfuhren, angefächelt von der feuchten, kühlen Luft, die von der See herüberkam.

Damit war wieder das Rechte getroffen. Die Ausfahrt bekam Hektor sehr gut, seiner Begleitung gefiel sie auch, und so wurde die Fahrt bei dem prachtvollen Wetter oft wiederholt.

Mr. Walbridge verlor fast den Kopf bei der übermäßigen Arbeit, und wäre nicht Arthur gewesen, dann wäre manches schief gegangen. Dieser

hatte sich inzwischen schon recht in die Art des Schaffens in Amerika eingelebt; es gefiel ihm sehr gut, und stets besser je länger er sich hineinarbeitete. Sein Weg führte ihn oft in die Nähe des Hauptquartiers, und dann kehrte er dort wohl auf einige Minuten ein, um die gemachte Bekanntschaft im Gange zu halten. Anfangs um Hektors willen, doch bald entstand eine Freundschaft zwischen ihm, Kapitän von Daun und Leutnant Brooks. Die Herren waren zu bescheiden, um oft von Mr. Walbridges Einladung, ihn zu besuchen, Gebrauch zu machen. Sie gingen aber sehr gern dahin, und dann mußte Arthur sie jedesmal abholen und dahin begleiten, was er sehr gern that. Was sie dahinzog, ließ sich leicht erraten und ebensogut, daß sie willkommen waren, aber keiner sprach ein Wort darüber.

John war jetzt selten im Wohnhause beschäftigt, er putzte keine Stiefel mehr und trug auch keine Kohlen; Mr. Walbridge gebrauchte ihn ausschließlich für sich. Er war so gelehrig, willig und flink, daß er nächst Arthur unentbehrlich geworden war. Er mußte immer um ihn sein, half Rechnen, Zeichnen, führte das Tagebuch, machte Bestellungen und Botengänge, und alles andere der Art, was in dem Bureau vorkam. Weil Niemand, er selbst nicht, seinen Familiennamen kannte, so wurde er John Wal=

bridge genannt und man hielt ihn für einen Sohn des alten Herrn. Dieses wurde von keiner Seite widerlegt, und das sicherte John eine bedeutende Stellung. So begünstigt, ebnete sich sein Lebensweg ganz bedeutend. Er wußte selbst, daß es ihm an Schulbildung fehlte; unter Arthurs Leitung und Anordnung versuchte er nun das Versäumte nachzuholen und besuchte die Abendschule. Freunde hatte er unter seinen Altersgenossen nur wenige, und diese Wenigen waren Söhne angesehener Bürger. Diese führten ihn bei ihren Eltern ein wo er sich sehr beliebt machte und gern gesehen wurde. Arthur verlor ihn nicht aus den Augen, und, obgleich er nicht viel Zeit auf ihn verwenden konnte, so leitete er ihn doch auf allen seinen Lebenswegen und freute sich über seinen Erfolg.

So verfloß die Zeit; jeder war mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, und merkte wenig davon was sich draußen auf dem Kriegsschauplatze vorbereitete, bis ganz unerwartet die Nachricht von der Schlacht am Chickamauga eintraf, in der Bragg am 19. und 20. September die Unionarmee unter Rosecrans besiegte.

Hektor war noch immer lahm, aber doch recht kräftig in jeder anderen Beziehung geworden. Daher war keine Ursache mehr vorhanden, ihm die Zeitungen

und Kriegsberichte vorzuenthalten. Er las die Zeitungen die dem Süden freundlich oder auch feindlich gesinnt waren, und wenn der Süden Schlappen erlitten, dann regte es ihn gar nicht übermäßig auf. Die Fräulein Walbridge versäumten nichts damit, wenn sie sehr viel mit Hektor verkehrten, dabei hatten sie es aber sorgfältig vermieden, über irgend etwas zu sprechen was ihm hätte unangenehm sein können. Hektor bemerkte das sehr gut, und gelegentlich frug er lächelnd, ob sie das absichtlich und seinetwegen thäten um ihn zu schonen. Lilly gab das frei zu, und fügte als Entschuldigung hinzu, daß ihre politischen Ansichten so verschieden wären, daß ein Gespräch darüber ihr harmloses Beisammensein beeinträchtigen könnte.

„Sie könnten mich aber doch vielleicht eines besseren belehren?“ meinte Hektor.

„Das will ich gar nicht versuchen,“ erwiderte sie. „Wir unterhalten uns besser so. Am Ende bleibt es sich doch gleich, wer Recht oder Unrecht hat, die Frauen können nichts dabei gewinnen.“

„Sie sind aber doch so enthusiastisch für die Union!“

„Ja; wir sind die Kinder unserer Eltern, und glauben was die glauben. Die Männer können darüber hinaus gehen, die Mädchen nicht.

„Dann messen Sie sich gar kein Urteil zu?“ frug Hektor amüsiert.

„Wenn auch; wir könnten es doch nicht in Kraft setzen. Wo bliebe der Frieden im Hause, wenn jede eine andere Meinung hätte? Die Mama hat jedenfalls Recht wenn sie sagt: die Frau muß im Lebenskonzerte gut zweite Geige spielen, dann ist die Harmonie und der Erfolg gesichert.“

Hektor lachte fröhlich auf, und wollte eben wieder eine Frage stellen, als der Aufwärter meldete, daß die Kutsche vor der Thür stände.

Die Mädchen liefen und holten ihre Sachen, bald saßen alle in der Kutsche, und der Rosselenker wollte wissen wohin er fahren sollte.

„Wann kommt der Zug von Cincinnati?“ frug Hektor.

„Der kann bald hier sein“, war die Antwort.

„Ich las heute in der Zeitung“, erklärte Hektor, „daß dieser Zug viele Kriegsgefangene bringen soll. Ich möchte doch mal sehn, wie das aussieht; und wenn es Ihnen recht ist, dann benützen wir diese Gelegenheit dazu, und sehen uns das mal an.“

Die Damen waren damit einverstanden, und der Kutscher wurde angewiesen, umher zu fahren, bis die rechte Zeit gekommen, und dann an einem passenden Platze zu halten, wo man die Gefangenen

vorbeimarschiren sehen konnte. Endlich hielt die Kutsche, und aller Augen wandten sich dem herankommenden Zuge der Kriegsgefangenen zu.

Voran ritt ein Offizier nebst Trompeter und zehn Mann U. S. Soldaten. Dahinter folgten die Gefangenen, vier im Glied, Schulter an Schulter, drei Fuß Distanz, hoch aufgerichtet im schönsten Parademarsch, die Blicke gesenkt. Daneben marschierte die Wache, zu je vierzig bis fünfzig Gefangene ein Soldat auf jeder Seite, das Gewehr auf der rechten Schulter mit aufgestecktem Bajonett.

Rasch kamen sie heran, und Hektor sah ihnen gespannt entgegen. Plötzlich zuckte er heftig zusammen. „Sehen Sie den großen Mann, der da so stolz an der Spitze marschiert?“ frug er die Damen in großer Aufregung, „das ist mein Vater!“

Lilly legte erschrocken ihre kleinen Hände auf seinen Arm, sah wie bittend zu ihm auf und rief:

„O, Hektor! das ist doch wohl nicht möglich?“

Doch dieser hatte kein Auge von dem Manne verwandt und als er jetzt der Kutsche nahe kam, rief er laut: „Mr. Harris!“

Der Gerufene hatte blitzschnell den Blick erhoben, und ließ ihn über die Insassen der Kutsche gleiten. Augenscheinlich hatte er keinen davon erkannt, denn er salutierte stolz, und schritt ruhig weiter.

„Ihnen nach, schnell, Kutscher!“ rief Hektor ganz außer sich.

„Nicht doch, Kutscher!“ fiel Lilly weinerlich aber bestimmt ein. „Fahren Sie aus diesem Gedränge weg, der Vorstadt zu.“

Jetzt erst bemerkte Hektor, daß Lilly seinen Arm krampfhaft umklammert hielt, und ihn mit aller ihrer Kraft auf seinen Sitz zurückzog. Während sie langsam der Vorstadt zustrebten, fuhr Lilly fort:

„Nein, Hektor, das nützt jetzt nichts. Das müssen Sie vorerst mit Papa und Mr. Schreiner besprechen, die werden wohl Rat geben können, was da am besten zu thun ist. Sie sind jetzt in unsere Obhut gegeben und wir dürfen nicht zulassen, daß Sie übereilt handeln und sich wieder kränker machen.“

Hektor hatte sie unverwandt angesehen; da gab sie seinen Arm frei, und senkte den Blick. Ein wunderbares Gefühl überkam ihn, was er sich selbst gar nicht erklären konnte, und aus seinen Worten klang ein warmer, weicher Ton als er sagte:

„Sie haben das Rechte getroffen, Miß Walbridge. Ich war so überrascht, daß ich meine eigene Lage darüber vergaß. Und nun danke ich Ihnen von ganzem Herzen, daß Sie mich zurückhielten.“

„Mr. Harris, glauben Sie, daß Ihr Vater Sie erkannt hat?“ frug Daisy.

„Im ersten Augenblicke wohl nicht. Er weiß gar nicht, daß ich hier bin; und wenn auch, dann konnte er mich doch nicht in so angenehmer Gesellschaft vermuten.“

Nun lachten schon wieder alle drei Mädchen fröhlich auf und Hektor mußte mitlachen. Rose klatschte in die Hände und rief:

„Bravo! Mr. Harris, das war ja ein wirkliches Kompliment!“

„Aber die einfache Wahrheit!“ versicherte Hektor mit Überzeugung.

Mr. Walbridge und Arthur kamen am Abend sichtlich gut aufgelegt nach Hause und fanden Hektor im Parlor.

„Ich habe eine Neuigkeit für Sie“, redete Arthur ihn an.

„Gut oder schlecht?“

„Gut!“

„Die kann ich gebrauchen. Ich habe auch eine Neuigkeit für Sie; die ist aber nicht gut.“

„So! lassen Sie hören!“

„Erst das Gute.“

„Na, regen Sie sich aber nicht auf. Ihre Mutter kommt.“

„Dazu paßt meine Neuigkeit gut! Mein Vater ist schon hier!“ sagte Hektor bitter.

„Wie meinen Sie das?“ frug Mr. Walbridge verwundert; und Hektor erzählte, was ihm begegnet war.

Mr. Walbridge hörte mit hochgezogenen Brauen zu, sah Hektor eine Zeitlang sinnend an, und sagte dann:

„Im Grunde genommen ist Ihr Vater besser davon gekommen, als wie Sie. Die Gefangenen, besonders die Offiziere, haben es gar nicht so schlimm hier. Besser gefangen, als wie totgeschossen.“

„Ich weiß, meinem Vater wäre der Tod lieber, als die Gefangenschaft.“

„Das ist auch recht schön. Wenn man es sich aber so recht überlegt, dann möchte man doch gern das Ende von der Geschichte noch wissen. Geben Sie nur acht, wie er auflebt, wenn Sie und Ihre Mutter ihm die Hand reichen.“

„Bis wann wird meine Mutter hier sein?“

„Das ist nicht genau zu bestimmen. Heute Morgen erhielt ich von Memphis aus diese Depesche: „Ich bin auf der „Queen of the west,“ komme über Cairo nach Chicago. Frau Harris.“

„Also nicht vor übermorgen Abend,“ rechnet

Mr. Walbridge aus; „es kann auch ein paar Tage länger dauern."

Man hörte die Thürklingel, und gleich darauf traten Kapitän von Daun und Leutenant Brooks ein. Es war das Erstemal, daß sie allein, ohne Arthurs Begleitung, kamen. Nahe der Thür blieben sie stehen, um nach allen Seiten zu grüßen und sich zu verbeugen. Dann führte Arthur sie zu Hektor, und machte sie bekannt. Vorerst wurde das Wetter, der Unfall, und die teilweise Genesung besprochen. Dann erzählte Arthur was sich heute zugetragen und daß Frau Harris auf der Reise hierher sei.

„Das waren die Gefangenen von Chickamauga, die heute hier ankamen," erzählte der Aide de Camp Brooks; „man weiß aber noch nicht recht, wohin mit ihnen; alles ist überfüllt."

„Ist es möglich daß ich meinen Vater besuchen kann?"

„Ich weiß nicht; es wird sich aber doch machen lassen."

„Gewiß läßt sich das machen," sagte von Daun. „Der Profoß Marschall ist ein guter Bekannter von mir; wenn wir dahin kommen, dann drückt der im Notfalle ein Auge zu."

„Wollen die Herren mit mir gehen?"

„Versteht sich! sonst kommen Sie doch nicht durch; denn wir wollen es nicht erst an die große Glocke hängen, und um Erlaubnis von oben bitten. Kommen Sie nur morgen kurz vor Mittag nach dem Hauptquartier, dann gehen wir mit."

„Mr. Harris kann noch nicht ohne Stütze gehen. Die Damen müssen von dieser Fahrt doch dispensiert werden, nun biete ich mich zu Ihrer Begleitung an, Hektor," sagte Arthur.

„Die Damen sind mir immer so gute Kameraden, daß ich nicht gern sehe, wenn sie zurückgesetzt werden."

„Die Damen hin, die Damen her," rief Mr. Walbridge, „nicht wahr Ihr Mädels, Ihr bleibt ruhig daheim, und Sie, Mr. Harris, besuchen Ihren Vater. Arthur nimmt Sie in's Schlepptau. Wenn Sie den alten Herrn losgeeist haben, dann bringen Sie ihn hierher, denn hierher kommt auch Ihre Mutter. Wie das zu machen ist, das müssen die Herren Offiziere austüffteln."

„Die Aufgabe ist nicht so leicht; das ist schwerer wie Sie glauben!" lachte der Kapitän.

„Für heute Abend schließe ich die Debatte, sonst träumen wir am Ende noch davon," entschied Mr. Walbridge, und damit waren alle einverstanden.

Sie unterhielten sich noch lange Zeit, plauderten so recht gemütlich, sangen und spielten, und trennten sich erst spät, mit herzlichen Bedauern.

Die Gefangenen waren vorläufig in einem großen Lagerhause untergebracht. Bequemlichkeiten gab es da keine. Sie erhielten Kochgeschirr und Rationen wie die Soldaten im Felde, und mußten auch selbst kochen. Um das zu regulieren, wurden sie in Gruppen abgeteilt, gerade zahlreich genug, daß das Kochgeschirr ausreichte, und ebenso der Raum zum Niederlegen. Jeden Tag wurden so viele aufgerufen, um alle die nötige Arbeit zu thun; und das ging der Reihe nach, so daß jeden Tag andere darankamen.

Die Offiziere hatten es etwas besser. Sie waren in abgesonderten und besseren Räumen untergebracht. Die Kost war nicht viel besser, aber sie brauchten sie nicht selbst zu kochen, oder andere Arbeit zu thun; von ihrer eigenen Mannschaft wurden ihnen genug für alle die Zwecke zur Verfügung gestellt. Die Offiziere hatten die Aufsicht und das Kommando über ihre Leute, und mußten nach dem Rechten sehen. Die Union-Soldaten kümmerten sich gar nicht um das, was innerhalb der Postenlinie vorging.

Major Harris hatte seine Untergebenen in guter Zucht und sah ihnen scharf auf die Finger. Wo soviele Menschen in einem Gebäude eingeschlossen sind, da ist große Vorsicht geboten, um Krankheiten zu vermeiden. Reinlichkeit ist die erste Bedingung, und Ordnung die zweite. Auf beides sah er mit großer Strenge. Er war mitten zwischen seinen Leuten und machte Anordnungen, als ihn ein Orderly ersuchte, in das Wachtzimmer zu kommen.

Major Harris hatte den Tag vorher verwundert aufgeblickt, als er seinen Namen rufen hörte. Der junge Herr der da zwischen den drei hübschen Mädchen in der Kutsche saß, kam ihm bekannt vor, er konnte aber unmöglich glauben, daß es sein Sohn Hektor sei. Wie käme der hierher, und in diese Gesellschaft? War er ein Gefangener, dann konnte er doch nicht mit jungen Damen spazieren fahren, und freiwillig käme er auch nicht hierher. Er folgte dem Orderly, trat in das Wohnzimmer und salutierte, was prompt von allen Anwesenden erwidert wurde. Sein Auge hatte er auf den wachehabenden Offizier gerichtet, und erwartete dessen Befehle. Anstatt dessen lächelte jener und deutete in das Zimmer zurück. Als Mr. Harris dahin sah, erkannte er Hektor, der auf Kissen bequem in einem Schaukelstuhle saß. Ein Lächeln ging über Beider Gesicht,

und der Vater ging auf seinen Sohn zu, welcher ihm die Hand so weit er konnte entgegenstreckte.

„Papa, du mußt mich schon entschuldigen, daß ich dir nicht entgegenkomme und dir den schuldigen Respekt erweise; ich bin noch etwas lahm," sagte er.

Der Orderly brachte einen Stuhl für den Major, der Offizier bat ihn sich zu setzen, weil sie sich doch viel zu erzählen hätten; dann gingen alle hinaus, und ließen Vater und Sohn allein.

„Hektor, wie kommst du hierher?" frug der Vater, nachdem er dessen Hand ergriffen.

„Der 4. Juli ist uns verhängnisvoll geworden", erzählte Hektor. „Wir gingen von Gettysburg nach Williamsport zu, welches wir besetzt hielten. Ewells Vorhut war schon bis auf vier oder fünf Meilen von der Stadt angekommen, als Kilpatrick mit der feindlichen Kavallerie uns einholte, und den ganzen Zug zum Halten brachte. Wir konnten uns in unserer Lage nicht lange gegen ihn wehren und ich jagte im Sturm und Regen in die dunkle Nacht hinaus, um uns Infanterie oder Kavallerie zu Hülfe zu holen. Ich verlor den Weg, stürzte mit dem Pferde, wurde besinnungslos aufgefunden, und hierhergebracht."

„Das verstehe ich. Aber weiter!"

„Papa, hast du zu Hause jemals von Arthur

gehört, welcher mit der Newcomb aufflog und bei La Rues Aufnahme fand?"

„Ja, ich habe ihn auch gesehen. Was ist mit ihm?"

„Arthur ist hier. Wir wurden hier im Hospitale bekannt. Er kennt alle unsere Angehörigen; er sagt, sie hätten ihm viel Liebes und Gutes erzeigt, deshalb hat er sich meiner angenommen, sonst wäre ich jetzt gewiß verdorben und gestorben. Er hat mich bei seinen Prinzipal ins Haus gebracht und ich werde da jetzt noch gehegt und gepflegt. Aber jetzt sage mir, wie du in die Gefangenschaft geraten bist."

Einen Augenblick verfinsterte ein böser Zug des Majors Gesicht, dann lachte er hell auf und sagte: „Es ist wirklich zu dumm, um es selbst zu erzählen. Na, also höre. Longstreet hatte am Chickamauga die weißleberigen Yankees in die Flucht geschlagen; well, richtiger getrieben, und Bragg wollte nicht erlauben, daß unsere Kavallerie sie verfolgen sollte, bis festgestellt war, daß wir in keinen Hinterhalt fallen würden. Das sollte ich herausfinden. Als ich dann an der Spitze von hundert Mann sah, daß sie wie die Hasen davonliefen, da packte es mich. Hei, wie wir ihnen nachjagten; gestreckten Galopp, Degen in der Faust. Alle Befehle und Warnungen waren

vergessen, alle Vorsicht zum Teufel! Ihnen nach, Einhauen! Das war alles, was wir dachten. Da plötzlich, von beiden Seiten eine Salve, die Hälfte der Sättel war leer, Menschen und Pferde wälzten sich durch- und übereinander. Auch mein Pferd war gestürzt, im Augenblicke waren wir umringt; na, das kennst du ja. So kam ich hierher."

Hektor hatte das Lachen gar nicht zurückgehalten. Er kannte seinen Vater zu gut, und konnte sich leicht vorstellen, wie er bei der Aussicht, die sich ihm bot, aufgebraust war.

„Was mich ärgert ist, daß ich so dumm war", fuhr jener fort. „Ich schäme mich vor meinen armen Soldaten, die so durch meine Schuld gefangen genommen wurden, und die anderen sind gar tot", setzte er bitter hinzu. Wenn sie mich nur gleich ganz hier behielten!" sagte er grimmig; dann fuhr er bedeutungsvoll flüsternd fort: „Sie laufen auch nicht mal so leicht. Erst spät in der Nacht, gegen Morgen kam Thomas mit seiner Armee ganz gemütlich in Chattanooga an. Ich habe das selbst gesehen, denn sie hatten uns keine Federbetten im ersten Hotel gegeben; und den ganzen Tag waren doch Bischof Polk, Longstreet und Hill, Wheeler und Breckenridge über ihn her."

„Die Erfahrung habe ich auch gemacht, und

zwar von Bull Run an", sagte Hektor; „darüber wollen wir später noch sprechen, wenn uns Zeit bleibt. Aber wir erwarten die Mama in zwei oder drei Tagen."

Der Major sah seinen Sohn ungläubig an: „Woher weißt du denn das?"

„Arthur hat immer mit jemand da unten in Verbindung gestanden; Wie und mit wem? das will er nicht sagen. Er weiß alles, was da vorgefallen ist; auch daß Bella sich mit Louis verlobt hat. Felix und Henry sind aus Vicksburg vor der Übergabe entflohen, und sind glücklich heimgekommen. Banks ist mit seiner Armee oberhalb New-Orleans und macht es unsicher für unsere Leute. Gestern erhielt Arthur eine Depesche von Mama von Memphis. Sie ist auf der „Queen of the west" und kommt über Cairo hierher, um mich zu sehen; jetzt sieht sie uns beide."

Der alte Herr hatte das Haupt in die Hand gestützt, und war in seine Gedanken vertieft. „Das ist eine eigentümliche Verkettung von Umständen", sagte er halblaut. „In meiner jetzigen Lage sollte mich deine Mutter eigentlich nicht sehen, und nicht eher, als bis ich den Schaden wieder gut gemacht habe. Ich bin schuldig, ja sehr schuldig. Mein unglückliches Temperament bringt mich immer wieder

in Ungelegenheiten. Na, ich kann mir nicht helfen und leide selbst am meisten darunter."

Hektor hatte verwundert aufgehorcht. So hatte er seinen Vater nicht gekannt; der hatte sich selbst nie angeklagt, nie schuldig befunden. Jetzt that es ihm weh zu sehen, wie sehr er sich sein Versehen zu Herzen nahm.

„Man thut halt was man kann, und besonders im Kriege ist man nicht für das Resultat verantwortlich", sagte Hektor, um ihn zu trösten.

Der Offizier trat herein und meldete, daß Hektors Kutsche da sei, ob sie auf ihn warten sollte.

„Wann darf ich meinen Vater wieder besuchen?"

„Jeden Morgen, wenn Sie wollen. Es scheint mir, Sie haben gute Freunde hier, die sich für Sie verwenden."

Gleich darauf trat Arthur ein. Hektor machte ihn mit seinem Vater bekannt; sie sprachen dann noch einige Augenblicke zusammen und verabschiedeten sich dann.

Hektor fühlte sich ebenso unbehaglich über dieses Zusammentreffen wie sein Vater. Wenn nur die Mutter nicht auch noch gekommen wäre, aber das ließ sich nicht ändern. Der Vater that ihm sehr leid; er schien gänzlich gebrochen, und sehr verändert. Die Mutter konnte ihm nichts nützen, große Liebe

hatte er zu keinen von beiden je gehabt, obgleich er wußte daß er der Mutter Abgott war. Er sowohl wie sein Vater waren in einer Lage, in der man, besonders von Bekannten, nicht gern gesehen sein will; sie wollten nicht bemitleidet werden.

— — — — — — — — — —

Den Umständen nach befand sich Hektor recht gut, und er hatte Aussicht schließlich wieder ganz gesund zu werden. Ob er aber jemals wieder zur Armee gehen konnte, daß war eine unbeantwortete Frage, und sein Verlangen danach auch nicht mehr übermäßig. Seit fast drei Monaten war er in Mr. Walbridges Hause; und es gefiel ihm da so gut, daß er gar kein Verlangen hatte fortzukommen. So ein trauliches Familienleben hatte er vorher nie kennen gelernt. Frau Walbridge war gar nicht stolz; sie war überall im Hause, übersah die Arbeiten, und legt selbst oft Hand mit an; aber es umgab sie eine Würde, die ihm bisher fremd war. Sie war die Königin in ihrem Reiche, und sie beherrschte ihre Umgebung vollständig mit ihren freundlichstrahlenden Blicken.

So waren auch die Mädchen. Obgleich sie sich frei und ungeziert benahmen, so waren sie doch so zart und unnahbar; es umgab sie ein Nimbus, der selbst den Schatten von Frivolität fern hielt. Wie

wird sich seine Mutter in diesem Kreise ausnehmen? wie sich stellen, welchen Eindruck machen?

Er hatte beobachtet, wie hier im Norden alles im Fortschritte begriffen war. Bei ihm, daheim im Süden, blieb alles beim alten; nichts veränderte sich; da gab es kein Streben und keine Fortschritte. Welche bedeutende Stellung hatte sich Arthur hier in der kurzen Zeit errungen?! Freilich, der hatte was gelernt, und war nicht überstudiert; er konnte arbeiten. Arbeit schändet hier nicht, Arbeit brachte den denkenden strebenden Menschen vorwärts. Was hatte aber er selbst erlernt? Gänzlich plan- und nutzlos hatte er seine Zeit vergeudet. Anstatt zu erwerben und selbständig zu werden, hatte er ein Vermögen durchgebracht und verschleudert; für sein ganzes Leben hatte er garnichts aufzuweisen was ihm seine Entstehung verdankte.

Solche Gedanken waren ihm früher nicht gekommen, erst sein Unfall und seine jetzige Umgebung brachten ihn dazu. Was sollte daraus werden? Er mußte sich gestehen, und er that es gern, daß Lilly Walbridge einen mächtigen Einfluß auf ihn ausübte. Sie hatte eine Gewalt über ihn wie nie zuvor ein anderes weibliches Wesen. Willenlos und unbewußt hatte er sich in ihre Ketten schmieden lassen, und es lag ihm gar nichts daran, sich wieder

davon zu befreien. Er verträumte jetzt sein Leben, und der Traum war so schön. So hätte er so gern noch weiter gelebt; aber jetzt kam seine stolze Mutter, die bittere Feindin des Nordens, und die würde ihn wohl unsanft aus seinem Traume aufrütteln.

Mißmutig grübelte er vor sich hin, ohne herauszufinden was er thun sollte, da klopfte es an die Thür, und auf sein „Herein“ erschien Lilly's lachendes Gesicht in der geöffneten Thür: „Mr. Harris, wollen Sie mitfahren?“

Ei freilich wollte er mitfahren. Verflogen war aller Mißmut, zu Ende sein Grübeln. Der Wärter half ihm einsteigen und hoffnungsvolles Selbstvertrauen erwachte in seiner Brust.

Zwei Tage später empfing Arthur Frau Harris auf dem Bahnhofe, und führte sie zu der Kutsche, worin Hektor ihrer wartete. Das Wiedersehen war etwas absonderlich. Hektor war augenscheinlich bemüht, seine Mutter recht herzlich zu empfangen; und sie, blaß von der Krankheit, und angegriffen von der Reise, hatte große Mühe ihre tiefe innere Bewegung zu beherrschen.

Mr. und Mrs. Walbridge hatten ganz entschieden darauf bestanden, daß Frau Harris zu ihnen kommen sollte, und so fuhren sie langsam dahin, um Zeit zu gewinnen, sich erst vorher etwas auszusprechen.

Hatte Hektor bis dahin Furcht gehabt, daß das Auftreten seiner Mutter in dem Hause abstoßen würde, so fand er jetzt, daß er sich darin geirrt hatte. Sie trat den Damen so freundlich und nett entgegen, daß es gar nicht lange währte, da waren sie schon alle gute Freunde, und plauderten alle frei und ungenirt über alles, was der Mutter nahe lag.

Auch Frau Harris war überrascht. Sie hatte keine Ahnung davon gehabt, daß da drei schöne junge Mädchen im Hause waren. Wenn sie jetzt diese, die ihren Blumennamen alle Ehre anthaten, ansah, dann leuchtete ihr Blick auf und glitt wie erstaunt auf ihren Sohn. War es möglich, daß Hektor, welcher die schönsten Blüten des Südens nicht beachtet hatte, hier Wohlgefallen fand? Hektor versuchte so gleichgültig wie möglich auszusehn, im Stillen aber wunderte er sich über die Milde und Sanftmut die seine Mutter zu erkennen gab. So wunderte sich einer über den andern, und das brachte sie einander näher.

Erst später, als Mutter und Sohn allein waren, erzählte Hektor, was dem Vater zugestoßen war, und berichtete, wie er ihn so sehr verändert gefunden, wie er sich die Gefangenschaft so sehr zu Herzen nahm, und sich schämte, sie zu sehen.

Frau Harris kämpfte gewaltsam ihre Erregung nieder, und hörte scheinbar gelassen zu. Hektor konnte ja nicht wissen, daß sie schon längst erkannt hatte, daß Mann und Frau zusammengehören, bis der Tod sie trennt. Die Schwärmerei der Jugendjahre war dahin, die Pflicht des Weibes war geblieben. Bei ihr stand es fest: sie wollte ihrem Manne das Leben erleichtern, sein Leid tragen helfen. Nun entstand die Frage: „Konnte sie ihn besuchen?“ Hektor sagte ihr, daß Arthur gute Freunde unter den Offizieren hätte, die jedenfalls die Erlaubnis erwirken würden.

Einige Tage später hatte Arthur die Erlaubnis erhalten, und er begleitete Frau Harris und Hektor zum Vater; als der letztere aber in das Wachtzimmer trat, zog er sich mit den Offizieren zurück, und ließ die Familie allein.

Major Harris war eingetreten und blickte scheu auf seine Frau. Diese eilte ihm entgegen, schlang die Arme um ihn, küßte und herzte ihn, daß er gar nicht wußte, wo er eigentlich war.

„Nun komm, lieber Mann, und setze dich zu uns, daß wir die kurze Zeit, die uns erlaubt ist, gut ausnützen können;“ damit zog sie ihn zu einem Stuhle neben Hektor, uud hielt seine Hände fest umspannt in den ihren.

„Ein solches Wiedersehen hatte ich nicht erwartet", sagte er bitter. „Du siehst mich hier in einer schmachvollen Lage, und ganz allein durch meine Schuld.

„Laß dich das nicht anfechten, Harris. Auf so etwas muß man im Kriege gefaßt sein. Du bist wieder einmal ein Hitzkopf gewesen. Das ist aber keine Schande und auch kein Verbrechen. Hättest du Erfolg gehabt, dann war es eine Heldenthat."

„Nein, nein! Ich hätte es vermeiden können, vermeiden müssen! So brave Jungens wie ich hatte, giebt es gar nicht mehr!"

„Das ist immer so im Leben, lieber Mann; und weil man den Ausgang nicht vorher sehen kann, so muß man die Folgen mit Gemütsruhe tragen."

Hektor hatte leicht aufgelacht. „Ich glaube, Papa, solche Extra-Sprünge habe ich auch genug gemacht; nur, daß ich persönlich durchgekommen bin."

„Uns haben sie alle gekriegt; tot, verwundet, gefangen. Wenn ich doch nur selbst gefallen wäre!"

„So?! und um deine Frau und deine Kinder giebst du gar nichts? Nein, Mann, das ist nicht möglich. Ich danke dem Himmel, daß er dich uns bewahrte. Die Gefangenschaft wird zu ertragen sein und wird zu Ende gehn wie der Krieg auch. Was dann der Ausgang ist, das ist einerlei.

Zusammen wollen wir unser Leid tragen, wenn wir verlieren, und versuchen uns in das Unvermeidliche zu fügen, wenn nur keiner von Euch mir so gewaltsam entrissen wird."

„So sprecht ihr Weiber!"

„Für wen lebst du, wenn nicht für Weib und Kind? Was ist ein Vaterland, wenn du niemand hast, mit dem du es in Liebe teilst? Nein, Mann, fasse Mut. Jeder thut das, was ihm zugewiesen, so gut er kann und das hast auch du gethan; niemand kann dich anklagen."

„Nur ich mich selbst! Rache will ich üben, mit Blut die Schande von meinem Namen abwaschen. Nur frei, dann sollen sie mich kennen lernen."

„Aber, Harris! ich kenne dich ja selbst nicht wieder!"

„Frau, ich kenne mich selbst nicht mehr! Wenn ich an die braven Burschen denke, die mir selbst in die Hölle gefolgt wären, dann kenne ich nur noch einen Lebenszweck: Rache für sie und mich!"

„Du bist krank, lieber Mann. Frag' die Leute, ob sie dir einen Vorwurf machen. Daß ihr nicht auch erschossen wurdet, war nicht eure Schuld. Ihr waret in derselben Gefahr und teilt jetzt dasselbe Loos."

„Es fehlte auch noch, daß du gefallen wärest“, fiel Hektor ein. „Sieh mich einmal an! gelähmt, und fast hülflos, könnte ich der Mama eine gute Stütze sein, nicht wahr?“

„Ich schrieb dir, Harris, daß Louis La Rue um Bella's Hand angehalten, und ich gab meine Einwilligung, mit der Bedingung, daß du damit einverstanden wärest. Du hast nie darauf geantwortet. Hast du den Brief erhalten? und was willst du thun?“

„Mir ist es recht.“

„Hast du keinen Glückwunsch für deine Tochter? sie ist doch dein Liebling!“

„Na ja; ich wünsche ihr viel Glück. Es ist jetzt aber nicht die Zeit mich mit solchen Sachen zu befassen. Später einmal. Erst muß ich aus dieser Patsche heraus. Sonst macht was ihr wollt, ich bin mit Allem zufrieden.“

„Ich schrieb dir auch, daß wir alle Schulden abbezahlt haben, und bares Geld für dich bereit liegt wenn du es brauchst,“ fuhr Frau Harris fort.

„Den Brief habe ich auch erhalten; es hat mich gefreut, aber ich passe zu so was nicht; ich bin nicht zum Krämer geboren. Geld brauche ich nicht, ich lebe mit meinen Soldaten, das reicht.“

„Papa, können wir irgend etwas für dich thun?“

„Nein! gar nichts. — Doch! Ihr könnt Forrest wissen lassen wo ich bin.“

„Harris, hast du kein freundliches Wort für deine Frau, für Felix oder Florence?“

Major Harris sah seine Frau verwundert an. „Ja so!“ erwiderte er, „ich hätte bald fast vergessen dir zu danken für deinen freundlichen Besuch. Solche Sachen vergißt man im Kriege. Du bist ja auch wohl meinetwegen nicht gekommen; na, das schadet nichts. Also, ich danke dir, Frau, und grüße die Kinder von mir.“

Die Thränen traten Frau Harris in die Augen. Sie stand auf, schob den Stuhl zurück, stellte sich dicht vor ihren Mann, ergriff dessen Hände, und sah ihn schmerzbewegt an:

„Wir wollen dir diese Stunde nicht nachtragen, lieber Mann; dein Geschick hat dich noch mehr verbittert. Wir werden deshalb nicht aufhören in Liebe und Achtung an dich zu denken. Im Geiste begleiten wir dich auf deinen tollkühnen Ritten, vergiß das nicht. Und wenn eine Stunde kommt, wo du dich nach Ruhe und Erholung sehnst, dann denke an uns, die wir dein Hab und Gut treu für dich bewahren, und komme heim.“

Auf der Heimfahrt wurde zwischen Mutter und Sohn wenig gesprochen. Der Eindruck, den

diese Unterredung auf beide gemacht, war nicht so leicht zu verwischen; hierbei trat der Unterschied zwischen Vater und Mutter grell zu Tage. Hektor empfand herzliches Mitleid mit der Mutter. Er hatte sie heute zum Erstenmale als Weib, als liebendes sorgendes Weib gesehen. Sie hatte die Schlacken abgelegt, die sie bisher entstellt und verzerrt hatten, und so trat sie ihm näher und erzwang sich nicht allein seine höhere Achtung, sondern auch die wahre Kindesliebe.

Auf den Vater hatten weder Zeit noch Ereignisse mildernd eingewirkt; sie hatten ihn wenn möglich noch schroffer und herzloser gemacht. Nun dachte Hektor auch an sich selbst, und er mußte sich gestehen, daß sein eigenes Leben nur sehr wenig verschieden war von dem des Vaters; daß er selbst recht lieblos und rücksichtslos vorgegangen, und vieles nachzuholen hatte. Er hatte in einen Spiegel gesehen, und in dem Vater sich selbst erkannt. Wie aber war er überhaupt zum Nachdenken gekommen? Sein Unfall, sein Krankenlager und seine Umgebung, hatten ihn dazu gezwungen; und nun fühlte er für diese Umstände sich dankbar. Er schämte sich, daß er die Liebeszeichen, die seine Mutter ihm so reichlich gespendet, nicht empfunden, kaum beachtet hatte. Da reifte in ihm der Entschluß es ihr reichlich zu

entgelten, und durch kindliche Dankbarkeit für alles empfangene Gute das Mutterherz zu erfreuen.

Vor dem Hause angekommen, half Frau Harris ihren Sohn aus dem Wagen und geleitete ihn in sein Zimmer. Als er dann wieder in seinem bequemen Stuhle saß, da ergriff er der Mutter Hand, küßte sie ehrerbietig und sagte:

„Mama, du hast eine schwere Stunde gehabt; vergiß sie und ruhe dich ein wenig aus. Und ehe du gehst, erlaube, daß ich dich um Verzeihung bitte. Ich war dir kein dankbarer Sohn; du sollst aber in Zukunft nicht mehr über mich zu klagen haben.“

Die Mutter hatte sich bei dieser Rede höher aufgerichtet, ein tiefer Atemzug erlöste ihre Brust, leichte Röte färbte die sonst bleichen Wangen, glückstrahlend schaute sie zu ihm nieder, umschloß seinen Kopf mit beiden Händen, preßte ihn heftig an ihr wildklopfendes Herz und küßte ihn heiß auf die Stirn:

„Mein Sohn! mein Sohn!“ rief sie mit gedämpfter Stimme jubelnd, „dieser Augenblick läßt mich alle Unbilden vergessen. Nun ist alles gut.“

— — — — — — — — — — — — — —

Kapitän von Daun und Leutnant Brooks hatten gegen Arthur schon mehrere Male den Wunsch ausgesprochen, mit Hektors Mutter bekannt gemacht

zu werden. Auf das hin hatte er dann vorsichtig sondiert und fand Frau Harris geneigt, mit den Herren zusammenzutreffen. Eines Abends war dann die ganze Gesellschaft im Parlor versammelt. Um die Zeit war es in Chicago schon sehr kühl, deshalb war in dem großen Ofen ein Feuer von Steinkohlen angezündet, welches den großen Raum angenehm erwärmte. Die hohen breiten Schiebethüren zwischen den Zimmern waren zurückgeschoben, sodaß diese einen großen Saal bildeten. Die Lichtglocken waren mit hellblauem Seidenpapier verhängt, um das grelle Gaslicht zu dämpfen; und weil gerade vom Michigan See her der Sturm brauste, so fühlte man sich hier um so behaglicher in den Räumen.

Frau Harris saß neben Frau Walbridge, und beide unterhielten sich mit dem Hausherrn und Arthur. Mr. Walbridge ließ es sich angelegen sein, die Damen durch seinen guten trockenen Humor im Lachen zu erhalten, was ihm nie fehlschlug. Für Arthur blieb dabei nur wenig zu sagen übrig, er konnte nur mitlachen. Dabei konnte er aber kaum seine Augen von Frau Harris abwenden, die ihm heute so ganz anders erschien wie früher. Sie sah so zufrieden und beglückt aus, daß sie seinen Blick fesselte; sie schien um zehn Jahre verjüngt zu sein.

Die Mädchen und die Offiziere hatten sich um

Hektor geschart, und waren bald im besten Zuge. Da wurde geschäckert und gelacht, geneckt und abgewehrt; und dabei war es schwer zu sagen, wer von allen am ausgelassensten war. Hektor blieb gewiß nicht zurück dabei, obgleich es für ihn etwas ganz Neues war. Wohl zum Erstenmale in seinem ganzen Leben empfand er den beglückenden Einfluß von reinen liebenswürdigen jungen Mädchen. Und dieses riß ihn aus sich selbst heraus. Wo ungewöhnliche Schranken seine Lebenslust solange in Banden gehalten, da brach sie jetzt um so mächtiger durch; er war der Lustigste unter den Lustigen.

Seiner Mutter war das nicht entgangen, das Mutterauge sieht scharf; und das Glück, was aus seinen Augen leuchtete, spiegelte sich in ihrem Herzen wieder.

Nachdem dann ein delicater Imbiß umhergereicht, und einige Gläser Wein getrunken waren, wurde die Unterhaltung mehr allgemein. Unter anderen wurde Hektor gefragt, zu welchem Regimente er gehöre.

„Ich habe gar kein Regiment!" erwiderte er ausweichend.

„Sie sind aber doch Offizier."

„Ja, ich bin Oberst."

„So? wie ist das zu verstehn?"

„Bei Sharpsburg führte ich unser letztes Regiment, dessen Oberst soeben gefallen war, zum letzten Angriff gegen Burnside vor, und trieb ihn wieder aus der Stadt. Das und anderes verschaffte mir meinen Rang."

„Und das Regiment?"

„Das erhielt einen neuen Oberst, und ich blieb, wo ich war; ich gehöre zu General Lees Stab."

„Was? der Tausend, das ist interessant! Schon lange?" frug von Daun.

„Schon von „Fair Oak" bei Richmond an bis nach Gettysburg."

„Ei, ei! das läßt sich hören. Da können Sie ja ein ganzes Buch darüber schreiben!"

„Das ist auch wohl alles, was mir übrig bleibt, alles, was ich vielleicht noch thun kann", lachte Hektor.

„So schlimm steht es doch nicht, Hektor," fiel Arthur ein. „Bald sind Sie wieder ganz hergestellt, und dann steht Ihnen auch wieder die ganze Welt offen. Sie sind auf den Dienst nicht angewiesen, vielmehr einfach Soldat aus Patriotismus. Ist es damit vorbei, dann wird sich Ihre Mutter freuen, daß Sie die Aufsicht über die Plantage Ihnen übergeben kann. Und dem könnten Sie jetzt schon vorstehen."

Als die Herren bereit waren sich zu verabschieden, nahm von Daun Arthur auf die Seite und sagte ihm, daß Major Harris und seine Mitgefangenen den Nachmittag nach dem Osten geschickt seien, wahrscheinlich um ausgewechselt zu werden. Wenn Sie irgend etwas für Hektor thun könnten dann wollten sie es gern thun: er sollte nur erst seine Meinung sagen.

Etwas später führten Arthur und Frau Harris Hektor in sein Zimmer, und nun teilte Arthur ihnen die Neuigkeit mit. Was die Gefangenen anbetraf, so kam das recht gelegen; denn der Major wollte ja gern ausgewechselt werden, um sein früheres Leben wieder aufzunehmen. Anders war es mit Hektor. Seine Mutter wollte ihn gern mit heim nehmen; das nördliche Klima war zu rauh für ihn. Er selbst aber wußte, daß er regelrecht ausgewechselt werden mußte; und dann kam er in ein südliches Hospital oder erhielt Krankenurlaub. Und nun bemerkte er erst recht, wie gerne er noch bei Walbridge geblieben wäre. Vielleicht hätte er auch sagen können, was ihn hier am meisten festhielt; aber darüber konnte er doch unmöglich sprechen. Er konnte aber auch diese Gastfreundschaft nicht viel länger mehr in Anspruch nehmen; und so stand er an einem Scheidewege, wo guter Rat teuer war.

Es war Hektor unmöglich, schon jetzt einen Entschluß für sein nächstes Handeln zu fassen; das sagte er seinen Lieben, und die Sache wurde vertagt um in Erwägung gezogen zu werden.

Das Wetter wurde jetzt schon abwechselnd recht kalt, mit Stürmen und Schnee bis zu zwei und drei Zoll tief. Mr. Walbridge kannte das, und hatte darauf gerechnet und vorgebeugt. Alle Bauten, die er angefangen hatte, waren fertig oder unter Dach, so daß sie selbst bei ungünstiger Witterung fertig gemacht werden konnten.

Arthur saß mit John über den Büchern, um für den Schluß der Saison eine Übersicht über das Resultat der Arbeiten festzustellen. Er traute seinen Augen kaum, wenn er die enormen Profite sah, die jeder Kontrakt abgeworfen hatte. In Eile machte er einen Überschlag, wie hoch sich wohl der gesamte Überschuß belaufen möchte, und da bot sich ihm eine für ihn fabelhafte Summe dar. Als Mr. Walbridge bald darauf in das Bureau trat, frug er ihn, wie hoch er seinen diesjährigen Gewinn veranschlage.

Dieser sah ihn einige Augenblicke fragend an, dann legte er den Kopf in den Nacken, zog den Mund in der Mitte in die Höhe, und betrachtete

sorgfältig den Himmel: „So an die sechzigtausend Dollars rechne ich," sagte er dann so unbefangen, als hätte er zehn Dollars gesagt.

„Haben Sie das schon ausgerechnet?"

„Ausgerechnet? nein; das habe ich so im Griff."

„Rätselhaft! ich wollte meiner Rechnung und meinen Augen nicht trauen."

„Warum? stimmt es nicht?"

„Sie kommen so nahe daran, daß ich jetzt glaube es stimmt. Aber, wie können Sie das so genau sagen?"

„Ja, wie kann ich das sagen?! Ich rechne gewöhnlich auf fünfzehn Prozent, und das ist dann auch gewöhnlich so herausgekommen. Aber dieses Jahr haben Sie sich so in's Geschirr geworfen, daß ich auf bedeutend mehr rechnen muß. Außerdem haben wir fast an jedem Gebäude die übliche Prämie bekommen, für jeden Tag den wir den Schlüssel vor der Kontraktzeit abliefern konnten.

„Unglaublich!"

„Nein, ganz natürlich. Wir arbeiten nicht zum Vergnügen oder zu unserer Gesundheit. Wenn Sie wollen, dann lassen wir das Kapital zusammen für nächstes Jahr; es arbeitet sich freier wenn man Geld genug hat."

„Das hängt doch ganz allein von Ihnen ab," lachte Arthur.

„Mein Teil, ja! aber Ihr Teil doch nicht! — Arthur, Sie sind doch eine recht kindliche Natur. Wir haben doch oft genug darüber gesprochen; und wenn wir es auch nicht unterschrieben und besiegelt haben: Wir sind Partner. Nein nein! still! lassen Sie mich ausreden, damit Sie mich recht verstehen, sodaß wir später nicht mehr darauf zurückzukommen brauchen. Also, wir sind Partner; und das lassen wir jetzt schriftlich machen, mit einem Grundkapital, zu gleichen Teilen einbezahlt, von fünfzigtausend Dollars. Das Übrige teilen wir und verwenden es wie wir wollen. Als Zeitdauer setzen wir zehn Jahre fest, oder wie es Ihnen am besten paßt."

„Mr. Walbridge, überlegen Sie sich das noch einmal. Sie machen mir da ein fürstliches Anerbieten, das ich nicht annehmen kann. Ich kann wirklich gar nicht darüber sprechen."

„Dann sind Sie also zufrieden? Na, das ist gut, dann machen wir es so. Sorgen Sie sich nicht um mich, Arthur, ich passe schon auf daß ich nicht zu kurz komme."

Damit war für beide die Sache erledigt, und Arthur war nun Kapitalist geworden. Mr. Walbridge handelte dabei aber durchaus nicht unüberlegt. Er

kannte Arthurs Wert zu gut und wußte, daß alle seine Konkurrenten ihm wenigstens ebensoviel geboten hätten. Um ihn nun ganz für sich zu gewinnen, warf er fast den halben Profit des Jahres als Übergewicht in die Wagschale; und dennoch hatte er durch Arthurs Hülfe mehr gewonnen, wie je zuvor.

Am liebsten hätte sich Arthur nun gleich hingesetzt, Briefe geschrieben und alle seine Freunde von seinem Glücksfalle in Kenntnis gesetzt. Sein Partner gab aber keine Ruhe, bis er es aufschob und mit ihm heimging zum Abendessen.

Nach dem Essen saßen sie im Parlor und unterhielten sich sehr gut, da brachte Hektor das Gespräch auf, was er denn thun sollte. Man war einstimmig der Ansicht, daß das Klima in Chicago zu rauh und kalt für Hektor war, daß er nach dem Süden müßte.

„Zu der Überzeugung bin ich auch, und zwar gegen meinen Willen und Wunsch gekommen“, sagte Hektor, und zu Frau Walbridge gewandt: „Außerdem habe ich Ihre Güte schon viel zu lange in Anspruch genommen.“

„Bitte, Mr. Harris, sprechen Sie nicht davon“, fiel Frau Walbridge ein.

„Nein, nein! gewiß nicht, verlieren Sie darüber keine Worte“, sagte auch Mr. Walbridge. „Was

wir gethan haben, ist gern geschehn; wir hätten gern mehr gethan, wenn wir gewußt hätten, „was“.

„Was Sie für meinen Sohn gethan haben, das werde ich nie vergessen“, ließ sich Frau Harris vernehmen. Wenn Sie auch unsern Dank nicht annehmen, in unsern Herzen lebt er fort. Meine Angst und Sorge um meinen Sohn war qualvoll, bis ich hörte, mit welcher Aufopferung Sie sich seiner annahmen. Jetzt bleibt mir nur noch der eine Wunsch, daß ich ihn mit mir heimnehmen kann.“

„Das wird nicht gehen“, erklärte Mr. Walbridge. Ich habe schon mit mehreren Offizieren darüber gesprochen, alle sind derselben Ansicht, er muß sich auswechseln lassen.“

„Ja, Mama, das ist der einzige Weg.“

„Du kannst doch keine Dienste thun!“

„Jetzt noch nicht, aber ich hoffe bald. Bis dahin bleibe ich dann bei dir, wenn sie mich nicht im Hospitale zurückhalten.“

„Die werden froh sein, wenn Sie so lange heimgehen; sie haben doch noch Kranke genug an der Hand“, meinte Arthur.

„Bitte Arthur, melden Sie mich morgen an, daß ich stark genug bin, um ausgetauscht zu werden“, sagte Hektor entschlossen, und seinen Blick auf Lilly werfend, die schnell zu Boden sah: „Wäre Frieden,

dann ginge ich nicht! er muß aber bald kommen, und bis dahin weiß ich, ob ich noch ein Mann bin oder ein Krüppel für Lebenszeit. Der Norden hat Anziehendes genug für mich, sodaß ich als gesunder Mann den sonnigen Süden vergessen kann, und die Wege werden dann frei sein."

Am nächsten Morgen sprach Arthur mit Kapitän von Daun; dann gingen beide zu dem Adjutanten und hatten eine lange Unterredung mit ihm.

„Diese Anmeldung muß vom Hospitalarzt kommen", belehrte sie dieser, „sonst kann er den Namen nicht von seiner Liste streichen. Ich leite das alles für Sie ein und sorge dafür, daß der Oberst mit dem nächsten Transporte nach dem Osten abgeht. Er muß sich bereit halten, denn, wenn Befehl kommt, dann dürfen wir nicht zaudern. Ich schreibe noch heute an den Beamten, welcher die Auswechselung zu besorgen hat, damit es so glatt und schnell wie möglich vor sich geht. Er wird wohl nach City Point geschickt werden."

So, nun war der Würfel gefallen, ein Zurückgehn nicht mehr möglich. Es blieb ihnen auch nicht lange Zeit zum Überlegen. Schon in einigen Tagen erhielt Hektor Befehl, sich zu melden; man hatte aber die Rücksicht auf ihn genommen, daß er gleich nach dem Bahnhofe fahren durfte. Selbst

mit Krücken konnte er nicht weit gehen, und er mußte immer von Jemand gestützt und geführt werden. Jetzt stand er, von seiner Mutter gestützt, vor den Damen des Hauses und nahm Abschied.

„Sie sehen mich jetzt nicht zum letzten Male“ sagte er mit tiefernster Stimme. „Bleibe ich am Leben, dann komme ich eines Tages um Ihnen meinen Dank abzutragen, oder auch wohl um für mich noch mehr Ihre Liebe und Güte in Anspruch zu nehmen.“

„Werden Sie gesund und kommen Sie wieder, Mr. Harris; Sie finden hier immer offene Thüren;“ versicherte ihm Frau Walbridge.

Noch einmal reichten sie sich die Hände, dann führten die Herren Hektor zu der Kutsche. Frau Harris ließ es sich nicht ausreden, sie wollte Hektor abreisen sehen, und so fuhren sie alle vier zum Bahnhofe.

Jetzt war Hektor wieder Oberst Harris. Kapitän von Daun war da, und machte ihn mit dem kommandierenden Offizier bekannt; Hektor nahm schnell nochmals Abschied von der Mutter und ließ sich dann gleich zu dem für ihn bestimmten Waggon führen, wo die anderen Offiziere schon versammelt waren. Fertig! die Glocke auf der Lokomotive fing an zu läuten, schnell noch einen Händedruck, der Zug setzt sich in Bewegung, und ist in wenigen

Minuten den Blicken der Zurückgebliebenen entschwunden.

Frau Harris sah dem Zuge sinnend nach. Nun hatte sie hier nichts mehr zu suchen; sie konnte zurück gehen, und Hektor daheim erwarten. Würde er da die Ruhe finden die er brauchte? Sie glaubte es nicht mehr. Was ihn zum männlichen Entschluß, zu frischer That antrieb, das war die veredelnde kraftgebende Liebe. Sie hatte es gar nicht ungern bemerkt, daß sein Auge immer Lilly suchte; sie hatte das Mädchen selbst in's Herz geschlossen, und Lilly schien seine Aufmerksamkeit nicht ungern zu sehen. Sonderbar, daß so ein wilder Jüngling wie Hektor sich von einem so bescheidenen Mädchen zähmen ließ. Sie dachte zurück. Als Mädchen hatte sie selbst das herrische und stolze Benehmen an Mr. Harris bewundert, und diesen auch auf kurze Zeit gebändigt. Als er dann in seine alten Gewohnheiten zurückfiel, da war auch ihr Stolz erwacht. Sie begrub ihre Mädchenträume von stillem Glück und Liebe, und verschanzte sie ihm gegenüber hinter Hochmut, und wurde allmählich ebenso verbittert wie ihr Mann. Selbst ihre Mutterfreude verbarg oder vergaß sie, nur Hektor war ihr Stolz, ihre Freude. Sie hatte dann beobachtet, wie glücklich Bella und Louis waren; da ahnte sie wieder, wie ein wirklicher Edelmann

sein soll, und sie empfand, was sie selbst in ihrem Leben entbehrt hatte. Die letzte Unterredung mit ihrem Manne hatte sie überzeugt, das bei ihm keine Liebe und kein Bemühen eine Änderung hervorbringen würde, und mit Besorgnis dachte sie an Hektor, welcher dem Vater in vielem so ähnlich war. Eine Stunde später war sie aber darüber schon beruhigt; er hatte ihr gezeigt, daß er viel Gemüt hatte, und zarten Regungen zugänglich war. Dann sah sie auch, daß Lilly viel dazu beitrug. Konnte das Mädchen ihn dauernd fesseln? Das Yankee-Mädchen den südlichen Edelmann?

Sie wand sich langsam aus dem Gedränge und ging zu ihrer Kutsche, wo Arthur geduldig auf sie wartete.

„Ich habe mich frei gemacht um Ihnen Gesellschaft zu leisten, Frau Harris, damit Sie sich nicht gleich so einsam und verlassen fühlen,“ sagte er.

„Danke, Mr. Schreiner. Wissen Sie wann der Zug nach Cairo abgeht?“

„O, so schnell geht das nicht,“ lachte Arthur. „Frau Walbridge hat mich beauftragt, Sie auf irgend eine Weise hier noch festzuhalten. Es kann Wochen dauern, bis Hektor in der Heimat ankommt, und das Klima hier greift Sie nicht so leicht an; Sie dürfen noch nicht fort.“

„Sehr freundlich; aber ich darf den guten Leuten nicht länger zur Last fallen."

„Im Gegenteil, sie rechnen es sich zur Ehre an."

„Raten Sie mir, Mr. Schreiner, auf welche Weise kann ich Mr. Walbridge entschädigen? Hektor war vier Monate hier und wurde gehegt und gepflegt. Der Arzt war schon bezahlt, selbst der Krankenwärter sagt, er wäre schon bezahlt; das kann ich doch nicht annehmen!"

„Darüber läßt sich viel sprechen," entgegnete Arthur. Hektor wurde hierher gebracht, ohne gefragt zu werden; er wurde überhaupt nicht gefragt, er wurde uns gemeinschaftlich als Kriegsgefangener übergeben, da hatte er keinen Willen, und die Regierung ist für die Auslagen verantwortlich. Das Beste ist, Frau Harris, wenn Sie jetzt gar nicht darüber sprechen oder fragen. Es giebt oftmals Gründe, die man nicht so leicht erklären kann oder will, und das ist hier der Fall. Sie können überzeugt sein, daß so alles recht ist."

Frau Harris war durchaus nicht davon überzeugt, mußte sich aber den Umständen fügen und abwarten. Ebenso gab sie den vereinigten Bitten der Damen nach und willigte ein, noch eine Woche dazubleiben.

Am Abend brachte Arthur die Nachricht, daß

Felix und Henry wieder zu ihrem Regimente gegangen und auf dem Marsche nach Chattanooga waren. Bella wurde mit Louis Hülfe recht gut auf der Plantage fertig und Florence war zum Tode betrübt über Henrys Fortgehn. La Rues, Wornals und Alle sandten freundliche Grüße.

In der folgenden Nacht fiel ein tüchtiger Schnee, und da half kein Widerreden, Frau Harris mußte sich bequemen, die Sensation einer Schlittenfahrt durchzumachen. Die Mädchen wickelten sie warm ein, packten sie in den Schlitten, setzten sich neben sie, und fort ging es unter lustigem Schellengeläute in die Winterlandschaft hinaus. So etwas hatte sie noch nie gesehen, deshalb war es eine großartige Überraschung für sie. Alles, alles mit Schnee beladen und bedeckt, soweit das Auge reichte, blendend weiß wie ein Leichentuch. Darüber der wolkenlose Himmel mit der kalten Herbstsonne, die nicht erwärmte, aber alles glitzernd und glänzend machte, wie Krystalle und Diamanten. Ja, es war schön!

Die Mädchen waren so ausgelassen, jubelten und lachten derart, daß sie die alternde Dame vollständig mitrissen. Ihre Wangen waren von der scharfen Luft gerötet; darüber funkelten die Augen schalkhaft hervor; die Mäulchen immer fertig zum Lachen oder etwas Drolliges zu sagen. Ohne aufdringlich zu

sein, zogen sie die Dame in ihrer Fröhlichkeit mit sich, unterhielten sie aufs Beste, und zeigten ihr alles, was von Interesse war. Sie waren so traut und offen, so herzig und lieb, daß Frau Harris vergaß, daß sie eine Fremde war; sie vergaß ihr Alter, sie vergaß alles. Sie war froh mit den Fröhlichen, und Kind mit den Kindern. Es war für sie eine glückliche Stunde, diese Stunde des Selbstvergessens.

Der Schnee hielt nicht lange an, der Wind drehte sich und kam vom Süden, und mit der Sonne vereint schmolz er schnell den Schnee. Nun waren die Straßen zu schmutzig zum Ausfahren und das Wetter zu schön, um zu Hause zu bleiben, deshalb wurde eine Fahrt über den Michigan-See mit dem Dampfschiffe verabredet. Das kam aber nicht zur Ausführung. Man hatte Frau Harris mit der Schlittenfahrt doch ein bischen zu viel zugemutet; sie hatte sich ernstlich erkältet und durfte das Haus nicht verlassen. So verlebte sie nun die letzten paar Tage ihrer Anwesenheit im engsten Familienkreise, und das gefiel ihr sehr gut. Diese ruhigen traulichen Stunden waren für sie ein Genuß, und mehr und mehr befestigte sich bei ihr der Wunsch, daß sie sich in Hektor nicht getäuscht, daß er sich eines von diesen drei Mädchen zur Frau nehmen und

damit in Harris Mansion ein ebenso glückliches Leben einführen möchte, wie man es hier führte.

Frau Harris Abreise war mit einer Ovation verbunden. Die ganze Familie, Arthur, von Daun, Leutnant Brooks, der Arzt und andere Bekannte, hatten sich lange vorher eingefunden, um ihr noch einige freundliche Worte zu sagen, und sie nach dem Bahnhofe zu begleiten. Tief ergriffen von so viel Teilnahme, drückte sie Allen noch einmal die Hände und bat, sich ihrer noch zuweilen zu erinnern. Arthur führte sie dann zu dem Waggon, wo er einen Platz für sie gesichert hatte. Nachdem sie sich gesetzt, übergab er ihr einen Brief, und bat sie, ihn selbst an die Adresse zu geben. Dann eilte er hinaus, und noch lange wehten die Tücher ihr „Ade" nach.

VI.

Mitte Sept. 1863 wurde Grant angewiesen, alle Truppen, die am Mississippi entbehrt werden konnten, zu Rosecrans nach Chattanooga zu schicken. Er schickte Sherman mit fünf Divisionen sogleich dahin, aber, lange ehe sie ankamen hatte Rosecrans die Schlacht am Chickamauga geschlagen und

verloren. Er hatte sich dann in die Stadt zurück gezogen, und wurde dort von Bragg belagert.

Die Stadt liegt am südlichen Ufer des Tennessee Flußes, in einem Thale, das sich nach Süden erstreckt Östlich davon erhebt sich Missionary Ridge, 7—800 Fuß hoch. Westlich davon liegt der Lookout Mountain 2200 Fuß hoch, welcher im Norden bis dicht an den Fluß unterhalb der Stadt reicht, und nur Platz läßt für die Eisenbahn dem Ufer entlang. Nördlich von der Stadt und dem Fluße waren die Wege für Wagen und Kanonen unpassirbar, so daß alle Wege, der Fluß, die Eisenbahn und die Landwege von Lookout Mountain vollständig beherrscht, und Ab- oder Zufuhr abgeschnitten werden konnten.

Diese Berge hatte Bragg besetzt, am Fuße, in der Mitte und oben mit Brustwehren und Schanzen versehen, und mit hinreichender Artillerie armiert. Quer durch das Thal, von Ost nach West, ließ er Schanzen aufwerfen, und verband dadurch die beiden Stellungen. Somit hatte Bragg Rosecrans in der Falle, so daß dieser nicht rück- und nicht vorwärts konnte ohne seine wichtige Stellung, seine Artillerie und seine Wagen im Stiche zu lassen. Rosecrans konnte keinen anderen Ausweg finden, es stellte sich bald bitterer Mangel ein; Pferde, Esel und auch die Soldaten waren am Verhungern, es fehlte an allem,

und er entschloß sich alles zu opfern, und sich mit der Armee zu flüchten.

Um diese Zeit erhielt Grant den Oberbefehl über sämtliche Uniontruppen zwischen dem Alleghany und dem Mississippi, und südlich bis an Banks Distrikt. Sein Erstes war, das er Burnside absetzte, und Thomas dessen Kommando übergab. Dann telegraphierte er diesem, die Stadt unter allen Umständen zu halten. Die Antwort war: „Ich halte die Stadt bis wir verhungern".

Burnside war zur Zeit in Knoxville, und erhielt Befehl, sich zu verschanzen.

Grant kam am 22. Oktober in Chattanooga an. Eine fliegende Brücke war schon gebaut und W. F. Smith, welcher sich eine primitive Sägemühle hergestellt, hatte eine ganze Masse Bretter zur Hand, um noch eine andere und Pontons zu bauen. Auch ein Dampfschiff war im Bau begriffen; die Maschine dazu hatten sie in einem alten Fabrikgebäude aufgefunden.

Hooker, Howard und Slocum waren schon früher von der Potomac Armee hierher geschickt und bildeten jetzt Grants rechten Flügel. Am 27. legten sie eine Schiffbrücke unterhalb Lookout Mountain über den Fluß, überschritten ihn am 28., trieben den Feind zurück und stellten ihre Verbindung mit

ihrer Basis wieder her. Drei Tage nach Grants Ankunft hatte die Armee wieder Zufuhr und Lebensmittel. Bragg machte großartige Anstrengungen, um die Uniontruppen von da wieder zu vertreiben; aber ohne Erfolg.

Am 4. Nov. schickte Bragg General Longstreet mit 15000 Mann und Wheelers Kavallerie, 5000 Mann, von seiner Armee ab, um Burnside in Knoxville zu bedrohen.

Grant war soweit bereit; er wartete nur noch auf Sherman und seine Divisionen, um die Offensive zu ergreifen. Sein Plan war folgender:

Sherman sollte Braggs äußerste Rechte auf Missionary Ridge angreifen und dessen Verbindung mit der Eisenbahn bedrohen; das sollte ihn zwingen, Truppen von seinem Zentrum zu schicken, um die Basis zu schützen.

Dasselbe sollte Hooker im Westen bezwecken. Er sollte Lookout Mountain nehmen und überschreiten; dann rasch das Thal, „Chattanooga Valley“ klar machen und kreuzen, und Roßville südlich von Bragg besetzen. Dann sollte er seine Armee quer über den Berg bis in das Chickamauga-Thal, mit der Front nach Norden, aufstellen. Das bedrohte Braggs Flanke und Rücken und würde ihn zwingen, auch dorthin Verstärkung zu schicken.

Wenn Bragg auf die Weise sein Zentrum abgeschwächt hatte, dann sollte Thomas die feste Stellung auf Missionary Ridge angreifen.

Chattanooga wurde hauptsächlich durch Fort Wood beschützt, welches eine Meile östlich davon, und gerade vor Braggs Hauptquartier errichtet war. Es war sehr fest, mit 22 Kanonen versehen, und wurde von Grant und Thomas als Hauptquartier benutzt.

Am 23. Nov. stellte Granger seine zwei Divisionen unter J. G. Wood und Sheridan wie zur Parade am Fuße des Forts auf; Palmers 14. Korps schloß sich ihm rechts an und Howard stand etwas zurück. Um zwei Uhr ging plötzlich die ganze Linie vor, und trieb nach hartem Kampfe die erste Linie des Feindes auf die Hauptlinie zurück. Dadurch wurde Grants Linie eine Meile weiter vorgeschoben, aber es kostete ihm 1100 Mann an Toten und Verwundeten.

Jetzt war alles für die Hauptaktion bereit.

Sherman begann am 24. Nov. wie befohlen. Um zwei Uhr morgens wurden 116 Pontons, jedes mit 30 Mann besetzt, von weit oberhalb der feindlichen Linie von Braggs Rechten geräuschlos den Strom abwärts in Bewegung gesetzt. Einige landeten von Zeit zu Zeit, überrumpelten die auf-

gestellten Wachen und nahmen sie gefangen, ohne daß ein Schuß fiel. Dann kamen die Bote endlich an den dazu bestimmten Platz, wo alle landeten und Brustwehren aufwarfen. Nun wurde die Schiff-brücke sogleich in Angriff genommen; und während die Pontons einzeln aneinander gefügt, wurden die anderen solange gebraucht, die schon wartenden Truppen herüberzuholen. Bei Tagesanbruch waren auf die Weise schon zwei Divisionen übergesetzt und die Brücke war fertig. Bis Mittag war Shermans ganze Armee auf dem Südufer des Flusses, um 1 Uhr ging er vor und um 3 Uhr hatte er die erste Anhöhe erobert.

Zu derselben Zeit wie Sherman, ging auch Hooker im Westen vor. Er hatte drei Divisionen, Asterhaus vom 15. Korps, Tenessee-Armee; Geary vom 12. Korps, Potomac-Armee, und Crufts vom 14. Korps, Cumberland-Armee. Um an den Berg zu kommen, hatten sie den Fluß Wauhatchen zu überschreiten, und das versuchte der Feind heftig zu verhindern. Während die anderen da im heißen Gefecht begriffen waren, ging Geary mehr südlich, kam ohne viel Widerstand hinüber, und begann so-gleich den Berg zu ersteigen. Um 11 Uhr kam auch Asterhaus hinüber und folgte Geary.

Der Berg war wie mit Felsblöcken übersät, voll tiefer

Schluchten, stark bewaldet und steil. Der Kopf des Berges ist ein 30 Fuß hoher senkrechter Felsen, umgeben von einer ebenen Fläche, gut befestigt. Mittags erreichte Geary diese Fläche, nahm Stellung und wartete auf die Anderen.

Somit war dann alles erreicht was Grant für diesen Tag festgesetzt hatte.

Am folgenden Morgen, den 25. Nov., war Sherman mit Sonnenaufgang in Bewegung. Er hatte Tags zuvor das nördliche Ende von Missionary Ridge genommen, fand aber bald heraus, daß der Hügel durch eine Senkung und einen Eisenbahn-Tunnel von dem Hauptthügel getrennt wurde. Nun griff er den Hauptthügel an und eroberte das äußerste Ende davon, während M. L. Smith versuchte, weiter südlich die Eisenbahn in Besitz zu bekommen. Bragg schickte nun eine Brigade nach der anderen gegen Sherman vor, um ihn zurück zu treiben; jede Kanone, die ihn erreichen konnte, wurde auf ihn gerichtet. Es entstand da ein furchtbarer Kampf, so daß Grant gezwungen war, Bairds Division vom Zentrum an Shermans Rechte anzuschließen.

So weit ging alles wie Grant es beabsichtigte, aber Hooker erschien nicht um Roßville zu besetzen, und dadurch eine Diversion auch in der Richtung zu veranlassen. Die Übermacht, die Bragg gegen

Sherman allein jetzt verwenden konnte, war zu groß, es mußte schnell etwas geschehen um ihm Erleichterung zu verschaffen, 'und es blieb nichts übrig, als den Angriff auf Braggs Zentrum zu machen, ohne auf Hooker länger zu warten.

Sheridan's und Wood's Divisionen standen schon den ganzen Morgen unter Waffen, und gingen nun auf Befehl augenblicklich mit lautem „Hurra" vorwärts, trieben den Feind zu seinen Brustwehren, übersprangen diese mit ihm zugleich, nahmen viele Gefangene und trieben nun die anderen den Berg hinauf.

Bragg hatte oben, 7—800 Fuß hoch, sodann halbwegs nach unten, und am Fuße des Berges bedeutende Erdwälle aufwerfen lassen. Der Berg ist steil, rauh, felsig, stark bewaldet und mit gefällten Bäumen bedeckt. Die Zurückweichenden befanden sich zwischen Freund und Feind, und letzterer folgte ihnen auf dem Fuße, und drang mit ihnen zugleich nach oben vor. Die feindliche Artillerie durfte deshalb nicht schießen, weil ihre eigenen Leute im Wege waren. So schützten die Rebellen selbst ihre Verfolger.

Die Absicht Grants war, daß sich die Unionsoldaten am Fuße des Berges sammeln und ordnen sollten. Wie es kam, läßt sich nicht genau feststellen; genug, sie nahmen die Gelegenheit wahr,

folgten dem Feinde, nahmen die zweite Linie wie die erste, und kamen auf den Gipfel. Gerade vor ihnen war Braggs Hauptquartier, er selbst inspirierte seine Truppen durch seine Gegenwart. In langen Reihen standen die Kanonen aufgepflanzt, und ihre Schlünde spieen unaufhörlich Feuer und Eisen den Angreifern entgegen, tausende von Gewehren sekundierten mit rapider Geschwindigkeit, aber alles das konnte die Angreifer nicht mehr zurückhalten. Sie drangen vor, kletterten über die Barikaden und Hindernisse, schossen, stachen, schlugen. Die Kanonen wüteten noch eine Zeitlang gegen die Unionsoldaten, dann dienten sie noch als Brustwehren, aber bald waren sie in den Händen der Sieger, wurden umgedreht und donnerten nun den davonlaufenden Rebellen Tod und Verderben nach.

Sheridan drang vor bis er an den Chickamauga Fluß kam, oberhalb des Ortes, wo die Rebellen ihn überschritten hatten; er attackierte den Feind, der sich da auf einem Hügel festgesetzt hatte, nahm viele Gefangene, trieb die anderen in die Flucht und erbeutete alle ihre Artillerie, den Wagentrain und alles Kriegsmaterial.

Sherman hatte noch lange zu kämpfen und es wurde Abend, ehe er die Gegner vertreiben konnte. Den nächsten Morgen früh ging er an die Verfolgung, kam aber zu spät.

Baird war Shermans Rechter zu Hülfe geschickt, und hatte da einen schweren Stand. Nirgends wütete der Kampf so heiß, wie vor ihm, oder währte so lange. Doch seine Leute standen fest, schlugen tüchtig drauf und endlich als alle die Andern davon gelaufen, konnte auch er seine Gegner ihnen nachschicken.

Wo aber war Hooker?

Dieser hatte, nachdem er Lookout Mountain erstiegen, die Nacht dort kampiert und fand am nächsten Morgen, daß die Gegner abgezogen waren. Er folgte ihnen nun gleich, aber sie hatten im Thale alle Brücken abgebrannt und die Wege blockiert. Dadurch wurde er bis drei Uhr nachmittags bei Chattanooga Creek aufgehalten. Endlich ließ er die Soldaten das Wasser durchwaten, und, seine Artillerie und Wagen zurücklassend, eilte er auf Roßville zu, traf da auf den fliehenden Feind, warf ihn zurück, und unglücklicher Weise gerade auf Palmer, welcher diesem Anprall nicht gewachsen war. Die meisten seiner Leute gerieten in Gefangenschaft, doch entkamen viele.

Grant beeilte sich jetzt, Burnside in Knoxville von Longstreet zu befreien, was ihm bald gelang. Nach Washington meldete er, daß er in diesem Engagement 757 Tote verlor, 4529 Verwundete und

330 Vermißte. Er nahm 6142 Gefangene, 40 Kanonen, 69 Munitionswagen und über 7000 Gewehre.

Am 3. März 1864 wurde Grant General-Leutenant und damit Oberbefehlshaber über die ganze Vereinigte Staaten Armee. Auf dashin beschloß er, sich an die Spitze der Potamac-Armee zu stellen, und die Operationen gegen Lee selbst zu leiten.

Lee hatte sich nach der Schlacht von Gettysburg, 1.—4. Juli 63, bei Williamsport über den Potomac gerettet, und kampierte wieder bei Culpeper, von wo ihn Meade im September vertrieb.

Nun versuchte Lee zwischen Meade und Washington zu lagern, was Meade veranlaßte, sich nach Centreville zurück zu ziehen. Lee folgte ihm dahin, zog sich aber wieder zurück, ohne eine Schlacht anzubieten. Abermals folgte ihm Meade und am 7. Nov. 63 hatte Russels Division vom 6. Korps ein scharfes Engagement am Ufer des Rappahannock mit Hays (R) Division von Earlys Korps. Russel stürmte die feindlichen Schanzen, nahm 2000 Gefangene und erbeutete acht Fahnen.

Den ganzen Winter über blieb Lee bei Orange Court Hause und Gordonsville, wo Longstreet, welcher bei Bragg gewesen war, im März 1864 wieder zu ihm stieß, und wo Grant ihn fand, als er den Oberbefehl erhielt.

Während des Winters hatten General Kilpatrick und Oberst Dahlgreen mit ihrer Kavallerie einen Einfall in Virginia gemacht, kamen bis an die Befestigungen von Richmond, bestanden da einen heftigen Kampf und zogen sich dann nach der Halbinsel zurück. Dahlgreen war gefallen.

Grant ließ Meade in seiner Stellung als Befehlshaber über die Potomac-Armee und ließ alle Befehle durch dessen Hauptquartier gehen, was später oft große Ungelegenheiten ergab.

VII.

Trotz all dem Wirrwarr und der Kriegsunruhen kam Frau Harris auf ihrer Rückreise ganz gut durch. Die Dampfschiffe von Cairo aus waren fast ausschließlich von Militär in Anspruch genommen, es wurde aber doch für sie gesorgt und sie erhielt auf einem der besten Schiffe einen Platz in der Damenkajüte.

Sie wurde um diese Zeit daheim erwartet, es ließ sich aber nicht genau bestimmen, wann sie ankommen würde. Jedesmal wenn ein Boot abwärts kam, ritt jemand nach dem Landungsplatze, um sie

zu empfangen. So traf es sich, daß sie bei ihrer Ankunft Louis dort vorfand. Dieser wollte eine Kutsche holen lassen; Frau Harris bestand aber darauf, mit ihm bis nach La Rues Hause zu Fuß zu gehen.

Unterwegs hatte sie viel zu erzählen, besonders von der Reise und wie freundlich jeder gegen sie gewesen war. Sie hielt die Yankees nicht mehr für Barbaren wie früher. Bei La Rues mußte sie einkehren bis die Kutsche angespannt war und da übergab sie Arthurs Brief an Herrn La Rue, welcher ihn in die Tasche steckte, weil darauf stand „Persönlich“. Aline stand heftig erregt dabei, und hoffte, Frau Harris würde etwas von den Bekannten erzählen; denn fragen konnte sie doch nicht. Ebensowenig wußte Frau Harris, was von ihr besonders erwartet wurde und sprach nur im allgemeinen. Sie versprach aber am nächsten Tage wiederzukommen und ausführlich Bericht zu erstatten. Aline hatte es wohl gesehen, daß sie ihrem Vater einen Brief übergab. Weil der ihn aber ganz ruhig in die Tasche steckte, ließ sie sich dadurch täuschen, und frug nicht danach.

Sobald Frau Harris, von Louis begleitet, abgefahren war, zog sich Herr La Rue in sein Zimmer zurück, verschloß die Thür, und setzte sich in seinen

Armstuhl. Bedächtig betrachtete er den Brief. „Persönlich!" Was hatte das zu bedeuten? Er sah auf den ersten Blick von wem er war, aber warum sollte er für ihn persönlich sein? Er schnitt ihn auf, überflog die engbeschriebenen Blätter, und je weiter er kam, um so mehr klärten sich seine Mienen auf. Arthur schrieb, daß er das, was er erst nach einer Reihe von Jahren gehofft hätte zu erreichen, schon jetzt erreicht habe. Er schilderte seinen Partner, beschrieb, was sie dieses Jahr geleistet hatten, und deutete an, daß ein großer Gewinn dadurch erzielt war. Dann erzählte er, wie er sich nur als Angestellter betrachtet habe, bis Mr. Walbridge anders entschied. Er sei jetzt voller Partner mit einem zu gleichen Teilen einbezahlten bedeutenden Grundkapital, und somit beneidenswert situiert. Er sprach von seinem Aufenthalt bei La Rues, von der liebevollen Sorgfalt, mit welcher er umgeben wurde, und seinem Erwachen. Wie er, von Alinen's Blick getroffen, erkannt habe, daß seine Entfernung unumgänglich geboten sei, um die Ruhe des jungen Mädchens und der Familie nicht zu beeinträchtigen; daß schuldige Dankbarkeit und das Bewußtsein seiner Mittellosigkeit ihn abgehalten, auch nur mit einer Silbe zu verraten was in ihm vorging; daß er sich aber vorgenommen, zu erwerben und zu sparen, bis dieser Grund wegfiel und sich dann zu

erkundigen, wie Herr La Rue und seine Angehörigen und Freunde seine Werbung um Aline ansehen würden. Nur mit Mühe habe er sich bezwungen Mrs. Harris ntcht zu begleiten, er wollte erst wissen wie er, Herr La Rue, darüber denke. Käme er jetzt, wie er so gern wollte, dann könnte möglicher Weise ein unbewachter Augenblick veranlassen, daß er als der undankbarste Mensch der Welt in den Augen des Herrn La Rue erscheine. Wenn sein Kommen also nicht gewünscht sei, dann müßte er sich zu überwinden suchen, und fern bleiben bis seine Anwesenheit harmlos wäre. Zum Schluß bat er Herrn La Rue, ruhig zu überlegen und ohne Rücksicht auf ihn seinen Entschluß zu fassen. „Ich weiß was Sie sich selbst, Ihrer Umgebung und Ihren Traditionen schuldig sind. Sind Sie meiner Werbung abgeneigt, so will ich es tragen wie ein Mann, was auch daraus wird. Öffnen Sie mir aber Ihr Haus, dann komme ich zu Weihnachten, und Aline mag unbeeinflußt entscheiden und ihrem Herzen folgen."

Herr La Rue legte den Brief zusammen, und steckte ihn wieder in die Tasche. Dann zündete er sich eine Cigarre an, ging mehrere Mal im Zimmer auf und ab, öffnete dann die Thür, und beauftragte John das Phaeton anspannen zu lassen.

Aline saß vor dem Klavier und spielte träu=

merisch leichte Melodien leise vor sich hin. Sie war etwas enttäuscht. Frau Harris hatte Arthur gesehen und gesprochen, war wochenlang bei ihm gewesen, und doch hatte sie seiner nicht weiter erwähnt. Daraus konnte sie sich keinen Vers machen. Sie grübelte hin und her um sich dieses sonderbare Benehmen zu erklären, mußte sich aber doch endlich auf morgen vertrösten.

„Kind, willst du mit nach Wornals?" frug ihr Vater von der Thür her.

„O ja, gern!" rief sie freudig, und lief um sich bereit zu machen.

„Papa, von wem war der Brief, den dir Frau Harris gab?" frug Aline, als sie im Phaeton davon fuhren.

„Sieh, sieh! Töchterchen; also neugierig?" neckte der Vater ganz gegen seine Gewohnheit.

„Nicht viel! ich meinte nur, er sei von Chicago."

„Ja, er enthält meistenteils nur Geschäftssachen."

„Hast du denn Geschäfte in Chicago?"

Der Vater sah sie lächelnd an. „Du bist wirklich neugierig!"

„Nur weil du etwas verheimlichen willst. Sage es mir doch!"

Nun lachte der Vater laut auf. „Geduld! alles zu seiner Zeit. Erst will ich mit Doktor Wornal

das geschäftliche besprechen; das andere sind Nebensachen, die erzähle ich dir später."

Aline sah ihn zweifelnd an: „Papa, daß ist das erstemal, daß du Heimlichkeiten hast!"

„Und?"

„Und nun sag' — ist der Brief von Arthur?"

„Wie kommst du darauf?"

„O, ich meine nur", sagte sie heftig errötend.

Der Vater legte einen Arm um ihre Schultern, und zog sie an sich: „Hast du ihn denn so gern?"

„O, Papa!" stieß sie in großer Verwirrung hervor, und senkte den Kopf.

Zufrieden lächelnd sah er auf sie nieder und strich ihr schmeichelnd das Haar von der Stirn: „Gedulde dich, mein Herzchen, ich erzähle dir was er geschrieben hat. Es geht ihm gut und er hat ein Geschäft angefangen, was aber viel Geld erfordert und er glaubt, daß er viel damit verdienen kann."

„Sonst nichts?" frug sie kleinlaut.

Herr La Rue mußte wieder lachen: „Du frägst heute zu viel, mein Kind, das ist nicht gut. Warte bis morgen. Frau Harris kann uns mehr erzählen, als wie er schreibt."

Der Doktor war hocherfreut, seine lieben Nachbarn zu empfangen und führte sie gleich in den

Parlor, wo der kühlen Witterung wegen ein Feuer brannte. Zina kam sogleich herbei, grüßte ehrerbietig und sah den Doktor fragend an. Dieser besann sich einen Augenblick, was sie wohl wollte; dann nickte er mit dem Kopfe und sie ging fort. In einigen Minuten war sie wieder da, brachte Portwein und Cakes und sagte: „Frau Wornal bittet, sie noch einige Minuteu zu entschuldigen; sie wird bald erscheinen."

„Sie ist doch nicht krank?" frug Herr La Rue.

„Nicht eben krank, sie fühlt sich aber nicht ganz wohl."

„Darf ich zu ihr gehen?" frug Aline schnell.

„Gewiß, mein Schatz; gehen Sie nur hin," sagte der Doktor.

Aline hing sich an Zina's Arm und ging davon.

„Jetzt schnell zum Geschäft;" sagte Herr La Rue. „Ich habe da einen Brief, den Sie lesen sollen. Aline braucht noch nichts davon zu wissen, und gerade heute ist sie recht neugierig. Bitte!" damit reichte er dem Doktor Arthurs Brief.

Der Doktor las ihn schnell und gab ihn dann zurück, ohne ein Wort zu sagen, oder eine Miene zu verziehen.

„Nun?" machte Herr La Rue.

„Ja, sprechen Sie nur zuerst, lieber Nachbar; in Familiensachen ist das immer ratsam."

„Wohl! wohl! ich hätte ihre Meinung gern gehört, ehe Sie durch mich beeinflußt sind."

„Ich bin nicht so nahe berührt davon, wie Sie."

In diesem Falle doch; wir bilden ja eigentlich nur eine Familie. — Mir wurde damit ein längst gehegter Wunsch erfüllt. Das Mädchen hat ihn jedenfalls sehr gern, das habe ich auch heute wieder gesehn. Wie ich ihn kenne, so ist er kein Erbschaftsjäger, und seinem Schreiben nach ist er gut genug gestellt."

„So! nun will ich auch meine Meinung aussprechen. Ich glaube jedes Wort was er da schreibt; und ich weiß, daß Aline nie einen Andern nimmt."

„Er ist ein Ausländer, ein Deutscher," warf La Rue ein.

„Gerade das Rechte. Deutsch und französisch macht eine gute Race."

„Ich fürchte, er wird sich nur schwer in die hiesigen Verhältnisse schicken."

„Er wird sich gar nicht schicken; der bleibt, wo er ist; und Aline ist immer ein halber Yankee gewesen."

„Das Mädchen ist mir ans Herz gewachsen, wie

soll ich ohne sie leben? Stark ist sie auch nicht, das Klima im Norden wird sie töten."

Der Doktor sah seinen Freund eine Zeit lang sinnend an. „Doch wohl nicht;" sagte er bedächtig. „Sie ist nicht schwächlich, wenn auch fast zu zart. Dem ist ja auch im Notfalle abzuhelfen. New-Orleans ist auch keine kleine Stadt, und bietet ihm alle Gelegenheit, die er nur wünschen kann."

„Im Grunde genommen ist die Frage ja entschieden, aber —."

„Aber, es kam so plötzlich!" lachte der Doktor. „Sehen Sie lieber Freund, alles was man jahrelang schon erwartet, gehofft oder befürchtet hat, kommt so plötzlich, wenn man direkt vor die Frage gestellt wird. Wir halten nur so eine Nachlese, versuchen uns alles recht klar zu machen, möglich Zweifel zu beseitigen, nur — um Ja zu sagen."

„Sie haben Recht, Doktor," gab Herr La Rue zu, indem er erleichtert aufatmete, „Ich kenne keinen triftigen Grund, warum ich mich der Verbindung widersetzen sollte. Die Trennung wird mir schwer, und doch möchte ich meinen Liebling glücklich sehen, ehe ich die Augen schließe."

„Das hat gute Wege, daran denke ich noch lange nicht, und Sie auch nicht. Wir wollen in unseren Nachkommen unsere eigene Jugendzeit nochmal durch-

leben: eine behagliche Nachverdauung halten. Louis wird Ihr Haus bald lebendig machen. Das Mädchen, die Bella, ist ja wirklich eine Freude! das hätte ich von ihr nie erwartet!"

„Wir haben uns alle in ihr getäuscht," gab Herr La Rue glücklich lächelnd zu.

Jetzt kamen Thea und Aline in das Zimmer. Hastig begrüßte Frau Wornal die Herren und frug: „Also Frau Harris ist zurück?"

Der Doktor sah seinen Freund fragend an; in der Eile waren sie soweit noch gar nicht gekommen, und der Doktor wollte nun selbst gern die Neuigkeit hören.

„Ja, Frau Harris kam heute Morgen an. Sie hielt sich nicht lange auf und erzählte nur wenig. Louis hatte sie heimgefahren; aber morgen will sie uns besuchen, und Bericht erstatten."

„Wie sieht sie denn aus?"

„So genau habe ich sie gar nicht angesehen!" lächelte Herr La Rue. „Jetzt, da Sie fragen, will es mir scheinen als ob sie zehn Jahre jünger aussähe."

„Das machte das kräftige Klima da oben!" bekräftigte der Doktor.

„Was macht Hektor?"

„Wir haben gar keine Zeit gehabt, sie zu fragen; sie war in Eile heimzukommen. Sie kommen doch

morgen zu uns? Dann werden wir wohl alles erfahren."

„Sie haben aber doch einen Brief von Arthur, was schreibt der?"

„Ja, verehrte Frau", entgegnete Herr La Rue galant, „sie brachte einen Brief von Arthur. Er schreibt da sehr viel Geschäftliches, was ich mit meinem lieben Freunde erst besprechen wollte, ehe wir zur Tagesordnung übergehn und allgemein debattieren."

Das war genug gesagt für Thea; sie begriff sogleich, daß da etwas Wichtiges vorlag, was Aline noch nicht wissen sollte. Daß aber überhaupt in der Angelegenheit, die sie in dem Briefe vermutete, noch eine Frage aufkommen konnte, das beunruhigte sie. Sie selbst sowohl wie ihr Mann, hatten ihre Meinung darüber schon längst gefaßt und hatten alle Ursache zu glauben, daß auch Herr La Rue dachte wie sie. Um nicht voreilig zu sein, lenkte sie besonnen ein:

„O, das ist etwas anderes; dann will ich nicht mehr fragen. Sie bleiben doch zu Mittag?"

Herr La Rue hatte das nicht im Sinne gehabt; er hatte aber noch mehreres mit dem Doktor zu besprechen, und nahm deshalb die Einladung an.

„Dann will ich gleich Zina Bescheid sagen", erklärte Thea darauf und ging mit Aline hinaus.

„Ich kann dem Mädchen doch nicht sagen, was Arthur geschrieben hat!“ nahm Herr La Rue das Thema wieder auf. „Aber wie kann ich es vermeiden?“

„Ich denke, man sagt ihr gar nichts; dann kann er sie überraschen.“

„Von Überraschungen halte ich nicht viel; da macht selbst der beste Mann oft die größten Dummheiten. Besser, wenn man auf das Kommende vorbereitet ist.“

„Die Unruhe wird sie sehr angreifen. Sehen Sie? Sie ahnt etwas, und das ist genug, um sie sehr aufzuregen.“

„Das ist die Ungewißheit, die regt immer am meisten auf. Ich glaube selbst, daß sie den Brief nicht lesen sollte, man muß ihr aber genug sagen, damit sie sich danach richten kann.“

„Ich denke, das läßt sich leicht machen. Wir sagen ihr, daß er die Absicht hat uns den Winter über, wenn möglich, noch zu besuchen.“

„Ja, das geht“, stimmte der Doktor bei.

„Den Brief will ich doch lieber hierlassen, damit ihn Frau Wornal lesen kann, denn sie muß genau unterrichtet sein. Wenn Sie mit ihr sprechen wollen, dann sagt sie dem Mädchen, was Recht ist; nicht zu viel und nicht zu wenig.“

„Thea besorgt das schon, man braucht ihr nicht viel zu sagen, die trifft immer das Rechte", versicherte der Doktor mit Überzeugung.

Frau Harris hatte am kommenden Morgen recht aufmerksame Zuhörer. Bella und Florence hatten ihr schon alles entlockt, was für sie Wert hatte. Sie erwarteten deshalb nichts Neues zu hören, und wollten Aline gern entführen, um ihre Gesellschaft zu haben. Die ging aber nicht; keine zehn Pferde hätten sie fortgezogen. Ohne es zu wollen, machte Frau Harris den Yankees ein Kompliment über das andere.

„Ich hatte mich auf viele Unannehmlichkeiten gefaßt gemacht", erzählte sie, „und fand mich angenehm enttäuscht. Das Dampfschiff, mit welchem ich abfuhr, war vollgepfropft mit Soldaten; aber alle waren rücksichtsvoll gegen mich, obgleich sie wußten, daß ich eine Rebellin war: die Offiziere waren sehr aufmerksam und gefällig gegen mich. Ich frug den einen, wie es käme, daß sie mich trotzdem so freundlich behandelten. Da lachte er und sagte: „O, Madam, wir gehören ja doch zu einem Vaterlande, und diese Verwirrung wird auch bald vorüber sein." Erst ärgerte ich mich darüber, mußte dann aber lachen über die gutmütige Bestimmtheit, mit welcher er sprach."

„Da oben ist alles voll Soldaten“, fuhr sie fort. „In Cairo war eine ganze Armee, die auf Befehle wartete. Mr. Schreiner holte mich in Chicago vom Bahnhofe ab, und brachte mich hin, wo Hektor lag. Es ist ein großes, schönes Haus, welches seinem Arbeitsgeber gehört, der Walbridge heißt. Dieser Herr hätte sich Hektors gewiß nicht angenommen, weil er ihn gar nicht kannte; somit hat Mr. Schreiner das veranlaßt, obgleich er nie darüber sprach. Hektor, — ja der arme Junge ist schlecht daran, der wäre nie im Hospitale mit dem Leben davon gekommen. Und wie wunderbar es sich traf! Wissen Sie, der Kapitän Carpenter, der früher einmal hier war, der hat Hektor unter seinem Pferde hervorgezogen und in ein Hospital bringen lassen. Er wurde dann nach Chicago gebracht, und als er Arthur dort sah, glaubte er, es sei der Offizier, der ihn gerettet hatte. Die Beiden sollen sich ja so täuschend ähnlich sehn. Hektor hat ihn dann angerufen und gelegentlich seinen Namen genannt. Er hat dann gefragt: ‚Haben Sie eine Schwester, die Bella heißt?‘ und als Hektor das bejahte, sei Arthur fortgeeilt und habe den Kranken dann am folgenden Tage holen lassen. O, er hat es da gut gehabt, und er ist ungern fortgegangen.“

„Ist er da weggegangen?“ wurde gefragt.

„Ja; er läßt sich auswechseln und kommt bald heim. Er war ganz gelähmt, konnte sich gar nicht rühren, und das Essen und die ärztliche Hülfe in so einem Gefangenen-Krankenhause sind auch nicht erster Klasse. Die Frau Walbridge und ihre Töchter haben sich recht um ihn bemüht. Das geschah aber auch wohl mehr Arthur zu Gefalle."

„Wohnt Arthur da im Hause?" frug der Doktor."

„Nein; er wohnt in der Stadt, kommt aber fast jeden Abend dahin. Die Damen haben ihn sehr gern, er ist ein so guter Gesellschafter."

„Sie machen mich neugierig; sind die Damen jung?"

„Ja, jung und schön; die älteste noch keine zwanzig."

„Wie viele sind denn da?"

„Drei Töchter; liebe gute Mädchen. Sie haben jede einen Blumennamen, der gut zu ihnen paßt: Lilly, Rose und Daisy."

„Welche gefällt denn Arthur am besten?"

„Ich glaube, er hat sie alle gern."

Die Antwort erregte scheinbar große Heiterkeit, doch der Doktor wollte mehr wissen:

„Ich meine, ob er eine besonders vorzieht? er ist doch ein tüchtiger junger Mann!"

„Es schien mir, als wenn er sie alle drei ganz gleich ansah. Hektor sagt, daß die Mädchen ihm

im Vertrauen gesagt, daß Arthur sein Ideal schon gefunden hätte; aber wo? das wußten sie nicht. Vielleicht in Deutschland."

„Sagt er denn nicht wo oder wer sie ist?"

„Frau Walbridge sagte mir, sie hätte oft versucht ihn zum Sprechen zu bringen, aber alles vergebens. Darüber spräche er mit Niemand."

„Sonderbar; er ist doch sonst keine verschlossene Natur!"

„Nein, das ist er auch nicht. Wenn er aber nicht sprechen will, dann kriegt ihn Niemand dazu. Sie begreifen, daß ich Mr. Walbridge keine Bezahlung anbieten konnte, darum bat ich Arthur, mir zu raten, wie ich ihn entschädigen könnte. Er sagte, ich sollte garnicht davon reden, das wäre das Beste und das Richtige. Und als ich mich damit nicht zufrieden gab, sagte er: Es gäbe zuweilen Gründe, über die man nicht sprechen könnte oder wollte, und das wäre hier der Fall. Das war alles, was ich aus ihm herausbrachte, und ich mußte mich damit zufrieden geben."

„Jeder Zoll ein Edelmann", sagte der Doktor strahlend vor Zufriedenheit.

„Ja, das sagt Hektor auch. Er kann sich gar nicht erklären, warum er sich seiner so angenommen. Er muß doch auch schon großen Einfluß haben; es ist doch kein Leichtes einen Kriegsgefangenen so ohne

Weiteres in eine Privat-Familie zu nehmen. Aber auch darüber läßt er kein Wort verlauten. Er hat einige Offiziere vom Generalstab bei Walbridges eingeführt, wie er zu der Bekanntschaft gekommen, verschweigt er auch. Ich bin aber sicher daß er durch die Offiziere für mich die Erlaubnis erhielt, daß ich meinen Mann besuchen durfte."

„Mr. Harris? wie so denn?" frugen die Zuhörer fast zu gleicher Zeit.

„Ja, Sie haben mich vorhin unterbrochen. Ich wollte alles nach der Reihe erzählen, und da bin ich davon abgekommen. Als ich kaum in Chicago angekommen war, da erfuhr ich auch schon, daß mein Mann als Kriegsgefangener auch dort war. Nach zwei Tagen hatte ich Erlaubnis ihn zu besuchen, und ich fuhr mit Hektor zu ihm. Er freute sich sehr uns zu sehen, war aber sehr aufgeregt, weil er sich selbst großer Unvorsichtigkeit anklagt, wodurch er mit vierzig oder fünfzig seiner Mannschaft in die Gefangenschaft geriet. Du lieber Himmel! wer kann ein Unglück vermeiden? freilich hat jedes Unglück eine Ursache, und doch geschehen alle Tage welche. Wenn man die Ursache vorher wüßte, dann ließe sich wohl manches vermeiden. Wir haben versucht ihn zu beruhigen, und er hat uns viele herzliche Grüße an Sie Alle aufgetragen."

„Dann ist Mr. Harris noch in Chicago?"

„Nein; er wollte so gerne ausgewechselt sein, und da wurde er schon nach einigen Tagen nach City Point gesandt. Andere sind schon Monate lang dort eingesperrt, und sitzen heute noch. Ich glaube daß Mr. Schreiner auch dabei die Hand im Spiele hatte, er sagt aber nichts.

„Sie haben Ihren Mann also nicht mehr wiedergesehen?"

„Nein; denn seine Abreise ging so schnell und kam ganz unerwartet."

„Ist Hektor wieder ganz besser?"

„Er ist besser als wie er war, aber ganz hergestellt wird er wohl nie. Er nimmt es leichter als wie man glauben sollte. Soldat kann er nicht mehr werden, und auch das scheint ihn nicht aufzuregen. Ich kann nicht glauben, daß der Unfall allein das veranlaßte, wenn er auch wohl die erste Ursache war. Es gefiel ihm in Chicago sehr gut, und ich befürchte fast, er geht dahin zurück, wenn der Krieg vorüber ist."

„Chicago ist wohl eine große Stadt?"

„Es heißt, sie hat mehrere hunderttausend Einwohner; und es ist wunderbár, was da für ein Leben herrscht. Überall wird gebaut, und Straßen werden gemacht; Mr. Walbridge macht jedes Jahr ein kleines Vermögen mit Häuserbauen."

„Sie erwarten Hektor bald?"

„Das hängt von Umständen ab. Er ist gewiß schon ausgewechselt; aber Lee wird versuchen ihn bei sich zu behalten. Das geht aber nicht, das weiß ich. Er wird dann wenigstens Krankenurlaub erhalten, und dann kommt er gleich heim."

— — — — — — — — — —

Ein oder zwei Tage später kam Louis sehr aufgeregt zu seinem Vater. Er hatte eine Zeitung in der Hand, die er mißmutig zerknitterte.

„Bei Chattanooga wird eine Schlacht geschlagen, Papa. Die Zeitung sagt, daß Bragg große Vorteile hat, doch kann ich solches nach dem Berichte nicht finden. Gieb Acht, Bragg wird geschlagen!"

„Bragg ist sehr vorsichtig, mein Sohn; so leicht kriegen sie ihn nicht unter. Was sagt die Zeitung?"

„Du hast doch gelesen, daß Grant jetzt den Oberbefehl über die Bundestruppen hat. Der hat eben alles umgedreht, obgleich unsere Zeitungen nur darüber spöttelten. Bragg hatte den Lookout Mountain besetzt und beherrschte mit seinen Kanonen von da aus den Fluß, die Eisenbahn und die feindliche Rückzugslinie. Zufuhr konnten sie gar keine erhalten, und abziehen konnten sie auch nicht, weil die Berge hinter ihnen unpassierbar sind. Bragg saß auf den Bergen und wartete, bis er den Feind aus-

gehungert hatte, dann wollte er die Klappe zumachen. Grant hatte aber einige Brücken gelegt, er kreuzte den Fluß zweimal wodurch er gute Wege erreichte, und in drei Tagen war seine Armee mit allem versehen und seine Zufuhr und Rückzugslinie gesichert. Er dachte aber nicht daran, sich zurückzuziehen, sondern legte eine Brücke unterhalb Lookout Mountain, schickte Hooker mit drei Divisionen hinüber, und vertrieb unsere Armee von dem Berge. Dadurch steht der Fluß und die Eisenbahn ihnen wieder offen. Die Zeitung sagt, das hätte nichts zu bedeuten, Bragg zöge nur seine Armee zu einem Massenangriff zusammen, und würde Grant schlagen und gefangen nehmen. Das kann ich aber nicht einsehen. Bragg hätte schon längst angreifen sollen, ehe dem Feinde alle Mittel wieder zu Gebote standen und ehe Verstärkung zu ihm stieß."

„Ja, ich entsinne mich, Jefferson Davis war vor kurzer Zeit bei Bragg, und riet ihm zum schnellen Handeln."

„Das wohl; aber sein Hauptzweck war nur, zwischen Bragg und Longstreet Frieden zu stiften. Trotzdem ist Longstreet und auch Wheeler nach Knoxville gegangen, und jetzt greift Grant an."

„Das kann ich auch nicht verstehen. Wenn Bragg sich seines Sieges so sicher war, dann war er doppelt

sicher mit Longstreets Hülfe und Knoxville mußte dann von selbst fallen. Hat schon ein Zusammenstoß stattgefunden?"

„Ja; Hooker hat von Westen aus Lookout Mountain angegriffen und zweifellos genommen. Zugleich hörte man von Osten her starken Kanonendonner. Genaues weiß man noch nicht. Die Zeitungen verfassen die Berichte wie sie wollen und versprechen große Siege. Ich glaube nicht mehr daran."

Louis behielt recht. Den nächsten Tag berichtete dieselbe Zeitung, daß Grant mit ungeheurer Übermacht vorgegangen, die Berge erstiegen und Bragg geschlagen habe.

„Wie war das nur möglich?" frug Doktor Wornal, als sie die Sache später besprachen: „Eine Vorpostenkette hätte die Berge halten müssen! Wo hatte Bragg seine Augen? Er konnte doch von Tag zu Tag sehen, wie Grant sich zu dem Angriffe fertig machte!"

Louis lachte bitter auf.

„Das ist sehr einfach. Grant betrachtet das Kriegführen nicht als ein Damenspiel, nicht als Kunst, sondern als Geschäft. War sein Plan nicht so natürlich und einfach, daß ihm jeder Mensch beistimmen mußte? Greift beide Flanken an, beide müssen vom Zentrum aus verstärkt werden und

dann wird das Zentrum angegriffen, und, so geschwächt, geschlagen."

„Was Grant meiner Meinung nach so erfolgreich macht, ist, daß er nicht zaudert, sondern seinen Soldaten vertraut und die haben Vertrauen zu ihm;" sagte Herr La Rue.

„Bragg hatte Grant in Chattanooga wie in einer Mausefalle, wie er selbst sagte und greift nicht an! Wartet ganz ruhig, bis er sich arrangiert hat und läßt sich dann selbst schlagen! Unerhört, unglaublich!", rief der Doktor grimmig.

Was hier besonders mitsprach, war, daß Harry Wornal, Henry La Rue und Felix Harris in Braggs Armee standen. Sie hatten noch gar keine Gelegenheit gehabt, einen Sieg mitzufeiern. Harry war bei Chickamauga, aber das war auch nur ein halber Sieg, wovon Chattanooga das Ende war, und das ging verloren. Sie wußten noch nicht, was aus ihren Angehörigen geworden war. Mit Furcht hofften sie auf das Beste, denn „keine Nachricht, gute Nachricht" hat sich oft bewährt. Daß sie nicht in rosiger Stimmung waren, konnte man ihnen nicht verdenken. Bragg hatte durch seine unerklärliche Unthätigkeit dem Süden unersetzliche Nachteile verursacht. Wenn es so weiter ging wie dieses fast verflossene Jahr, dann mußte ihre

Sache verloren gehen, und das Ende war schon abzusehen.

Herr La Rue hatte Arthurs Brief beantwortet und ihn zum Besuch eingeladen. Er sollte die kalten Monate bei La Rues bleiben, und dies sei nicht allein sein eigner Wunsch, sondern auch der Wunsch aller. Er sagte ferner, daß er nicht genau angegeben habe, wann er zu erwarten wäre, aber er würde um Weihnachten oder Neujahr jedenfalls eintreffen.

Die Mitteilungen von Frau Harris hatten das Vertrauen, welches man hier in Arthur setzte, womöglich noch befestigt und die gute Ansicht über ihn bestätigt. Es war deshalb für den alten Herrn eine angenehme Aufgabe gewesen, diesen Brief zu schreiben. Wohl tobte der Krieg noch im ganzen Lande; Interessen von riesengroßem Werte lagen in der Wagschale. Prinzipien, angeboren und mit der Muttermilch eingesogen, standen auf dem Spiele; aber abgesondert und entfernt von dem Schauplatze, wo diese Fragen in wilden Kämpfen gelöst wurden, fand der alte Herr seinen Trost, seine Befriedigung in seiner Tochter. An dem Abend seines Lebens wollte er sich in ihrem Glücke sonnen.

Thea hatte schon angefangen, Aline auf das

was zu erwarten war, vorzubereiten. Wie ein Kind, dem man vom Himmel spricht, mit glückverklärtem Blick, ahnend ohne zu verstehen, hoffend ohne zu begehren, nahm sie die spärlichen Enthüllungen entgegen. Inniger schmiegte sie sich an ihre mütterlich vorsorgende Freundin. Dabei wurde sie lebhafter, nahm an allem Anteil, leicht und fröhlich war sie überall Freude bereitend, und sich selbst erfreuend.

Schnell gingen mehrere Wochen vorüber. Hektor war ausgewechselt, doch die Ärzte hatten ihm angeraten sich vom Dienst zurückzuziehen, er tauge doch nicht mehr dazu. So hatte er sich kurz entschlossen und kam um seine Entlassung ein, die Lee ungern, aber doch notgedrungen bewilligte. Die Reise nach der Heimat war für ihn sehr beschwerlich, aber sie ging doch zu Ende; und so kam er, kurz vor Weihnachten, bei seiner Mutter an.

Das Wiedersehen war diesesmal herzlicher als wie je zuvor. Bella war in ihrem Liebesglück aufgeblüht und zugänglicher geworden. Hektor war schon lange nicht mehr gedankenlos gewesen, was schon allein seine Aufzeichnungen im Tagebuche bewiesen. Erfahrungen, die ihn zur Zeit kaum berührt, übten später ihre Nachwirkung. Was er im Norden gesehen übertraf den Süden und alle seine Erwartungen. So viel Liebe wie da oben war ihm noch nie

zu Teil geworden; wenigstens hatte er sie nicht empfunden. Er war ein Anderer geworden, und fühlte mit den Fühlenden. Fast zärtlich umarmte er Mutter und Schwestern, und freute sich aufrichtig wieder daheim zu sein. Und doch schien ihm der sonnige Süden nicht mehr so sonnig, er fühlte sich wie fremd in der Heimat, brennendes Sehnen nagte an seinem Herzen.

Das Gehen wurde ihm noch sehr schwer; ohne gute Stütze ging es gar nicht. Dennoch war er ruhelos, uud verlangte Beschäftigung. Mutter und Schwestern begleiteten ihn oft über die ganze Plantage, und lachten herzlich über neue an ihm entdeckte Tugenden. Ihm selbst aber war es völlig Ernst mit dem was er that. Er hatte einen Zweck dabei sich nützlich zu machen. Selbst wollte er die Plantage übersehen, und mußte sich deshalb mit den Verhältnissen und Umständen bekannt machen, was er früher nicht gethan hatte. Nur flüchtig machte er einige Besuche in der Nachbarschaft, und dabei blieb er in der Kutsche sitzen, was ihm seiner Lahmheit wegen gern entschuldigt wurde. Louis war sein bester Freund mit welchem er alles überlegte und besprach und dessen Rat er gern suchte und befolgte. Florence hatte an ihm jetzt einen guten Kameraden. Sie hatte sonst ja Niemanden, dem sie

ihr kleines liebebedürftiges Herz zuwenden konnte; da kam ihr der neugeborne Bruder recht gelegen. Den konnte sie nun hätscheln und schmeicheln, so viel sie wollte, er wurde gar nicht mehr ungeduldig; er fand sogar Gefallen daran.

Den Tag vor Weihnachten waren La Rues und Wornals recht aufgeregt, sodaß selbst Aline darauf aufmerksam wurde und verwundert bald den Einen und dann den Anderen beobachtete.

„Papa, fehlt dir etwas?“ frug sie endlich den Vater.

Dieser lächelte sie freundlich an: „O, nichts von Bedeutung, mein Kind. Kriegsnachrichten.“

Sie sah ihn darauf forschend an: „So?“ Dann ging sie zum Klavier, sang leise vor sich hin und spielte die Begleitung dazu.

Wenn ein Dampfboot beabsichtigte an irgend einer Landung anzulegen, dann wurde schon lange vorher ein Signal mit der Dampfpfeife gegeben, was die betreffenden Leute am Lande verstanden. An jenem Tage hatten schon mehrere Boote bei La Rues angelegt und jedesmal war Louis in gestrecktem Galopp hinuntergeritten, und war später langsam zurückgekommen. Am Abend ritt er wieder hinunter, obgleich sich kein Boot angekündigt hatte und hielt eine längere Unterredung mit dem Aufseher.

Nachher ritt er wieder heim, sprach allein mit seinem Vater und bald gingen alle zur Ruhe.

Am Weihnachtsmorgen verschlafen viele Menschen die Zeit, weil sie den Abend vorher vor Erwartung der kommenden Dinge nicht einschlafen konnten. Das war nun diesmal bei La Rues nicht der Fall. Als die Klingel zum Frühstück rief, stand Herr La Rue schon im Eßzimmer und hatte die Geschenke geordnet und verdeckt. Aline kam zuerst hinzu und begrüßte und beglückwünschte den Vater mit stürmischer Freude. Noch nicht fertig damit, öffnete sich die Thür wieder, und Louis trat mit Arthur ein. Aline beachtete das nicht, denn sie nahm an, daß ihr Bruder eingetreten sei, bis ihr Vater, ohne sie loszulassen, Jemandem die Hand entgegenstreckte. Sie hörte ihn sagen, „Willkommen mein teurer Freund“, und eine ihr so liebe, wohlbekannte Stimme sagte fast zu gleicher Zeit: „Ich wünsche allerseits ein fröhliches Weihnachtsfest!“ Blitzschnell hatte sie sich umgedreht und starrte mit weit offenen Augen von Einem zum Andern, unfähig ein Wort zu sagen oder einen Schritt vorzugehn.

„Sie sehen, Arthur, das arme Mädchen fürchtet sich vor Ihnen; gewiß weil Sie ein Yankee geworden sind“, lächelte der Vater, indem er Arthurs Hand herzlich schüttelte.

„Bitte, Fräulein, entschuldigen Sie mich, daß ich Sie so ungebührlich überraschte,“ sagte Arthur zu Aline, sie mit seinem treuen Blick freundlich ansehend. „Es war nicht meine Absicht, Sie heute Morgen zu überraschen, es war in Folge einer Verzögerung. Sonst hätte ich die Ehre gehabt, Sie schon gestern zu begrüßen.“

Aline rang nach Fassung. Sie hing noch immer kraftlos an ihres Vater Arme und betrachtete Arthur vom Kopf bis zu den Füßen, ohne es selbst zu wissen. Stürmisch wogte ihr Busen auf und nieder, ihr Gesicht hatte sich mit feiner Röte bedeckt und ihre Lippen zitterten leicht. Sie wußte, daß sie etwas sagen sollte, konnte aber durchaus keine Worte finden. Endlich stotterte sie hervor: „O, Arthur, wie freue ich mich, daß Sie gekommen sind!“

„Ja! das freut mich auch!“ rief der Doktor, der mit Thea eingetreten war und schnell auf Arthur zuging. „So, nun geben Sie mir erst mal die Hand. Das ist recht. Und nun wünsche ich Ihnen ein fröhliches Fest und dazu ein herzliches Willkommen.“

Thea war auch schon hinzu getreten, und auf die Weise wurde Arthur so in Anspruch genommen, daß Aline Zeit erhielt, sich zu sammeln. Dann reichte sie ihm die Hand nochmal; und wenn das

Plappermäulchen auch noch bedenklich zitterte, so gelang es ihr doch, ihm einiges zu sagen, was ihm gar nicht unangenehm zu sein schien.

Der Doktor behauptete, daß er und seine Frau absichtlich' so früh gekommen, ohne vorher gefrühstückt zu haben, um sich hier zum Essen einladen zu lassen. Thea machte mildernde Umstände geltend, weil sie zu Hause vor Ungeduld nichts hätte essen können. Während der Tisch für alle gedeckt wurde, nahm Herr La Rue die Tücher von den Geschenken und schob sie den Betreffenden zu. Daß Herr La Rue nicht die Auswahl getroffen, wenigstens nicht allein, ließ sich leicht erraten. Groß oder wertvoll waren sie nicht, aber sinnig und passend und jeder war angenehm damit überrascht.

Bei Tische ging es fröhlich zu. Da war soviel zu erzählen, zu fragen und zu beantworten, daß es unerschöpflich schien. Dabei war Arthur natürlich sehr in Anspruch genommen, sodaß ihm wenig Zeit oder Gelegenheit blieb, ein Wort an Aline zu richten, die nicht weit von ihm bei Thea saß. Aber er sah sie doch, sah das glückliche Lächeln, das ihr Gesicht verklärte; die dunklen Augen, die ihm wie Sterne geleuchtet und die jetzt fast unverwandt auf ihn blickten.

Erst nach dem Essen fand Arthur Gelegenheit,

sich Aline zu nähern und einige Worte mit ihr zu sprechen. Im Laufe des allgemeinen Gesprächs wurde manches erwähnt, was auf Arthurs früheren Aufenthalte hier Bezug hatte und irgend jemand erzählte Arthur von der Umwandlung, die sein Häuschen erfahren. Das ließ ihn den Wunsch aussprechen, seine alte Heimstätte zu sehen.

„Da müssen Sie sich an die Eigentümerin wenden, und das ist Aline. Ihr gehört das Haus und sie trägt den Schlüssel dazu immer bei sich;" sagte der Doktor.

Arthur wandte sich zu Aline; aber ehe er noch ein Wort sprechen konnte, zog sie den Schlüssel aus der Tasche und wollte ihm denselben geben. Er sah sie bittend an, und da senkte sie den Blick zur Erde. Thea kam ihr zu Hülfe:

„Liebes Kind, du wirst doch Arthur dein Schloß selbst zeigen wollen?! Nicht wahr, meine Herren, das ist nicht mehr wie recht?"

Alle stimmten ihr bei, und schließlich führte sie ihn hin.

Es war ein wunderbar schöner Tag. Kein Lüftchen regte die verwelkten Blätter, kein Laut störte die feierliche Stille. Wortlos schritten sie nebeneinander dahin; keins konnte einen Anknüpfungspunkt finden, und beide blickten zaghaft zur Erde. Da blieb Arthur plötzlich stehen; er sah den Pavillon vor

sich. Erstaunt betrachtete er den kleinen feenhaften Bau. Wer hatte die Umwandlung veranlaßt? Warum war das Häuschen, in welchem er jahrelang ein Traumleben geführt, zu einer zierlichen Villa umgebaut? Langsam betrachtete er das Haus von allen Seiten und dabei entdeckte er die Inschrift an der Front: „Durch Nacht zum Licht“. Ja, nun wurde es Licht in ihm; jetzt strahlte der helle Tag hinein. Das war das Werk der Liebe, und Aline die Seele desselben. Er schaute sich nach ihr um; da stand sie noch auf demselben Flecke in tötlicher Verlegenheit. Im Übermaß seiner Gefühle streckte er die Arme aus und rief jubelnd „Aline!“ Wie es geschah, wußte er selbst nicht; auch Aline wußte es nicht. Sie lag an seiner Brust, wie es gekommen wußte keines von beiden. Er hatte sie mit beiden Armen umfangen und küßte sie auf das Haar; und sie hatte ihr Haupt an seine Brust gebettet, und schluchzte vor Freude und Lust. Leicht hob er ihren Kopf zurück, sodaß sie ihn ansehen mußte und frug: „Mein?“ Selig strahlten ihn ihre feuchten Augen an; sie nickte „Jä“ — sprechen konnte sie nicht. Jubelnd zog er sie zu sich empor, und drückte einen heißen glühenden Kuß auf ihre keuschen Lippen. Der Kuß band und siegelte zwei junge Menschen auf Lebenszeit zusammen, für immer und ewig.

Wie konnten sie jetzt daran denken sich der anderen Gesellschaft wieder anzuschließen? Was gaben die beiden um die ganze andere Welt? sie waren eine Welt für sich. Wie schwillt die Brust des Mannes wenn er sein zweites „Ich“ errungen! Wie stürmt das Herz der Jungfrau wenn sie an der Brust des einzig Geliebten ruht! Was sie in mädchenhafter Scheu selbst ihrer besten Freundin nicht verraten, das durfte sie ihm jetzt ganz frei selbst anvertrauen. Zwischen ihnen war ein Bund besiegelt, der alle Geheimnisse ausschloß. Wer hat schon Worte gefunden so ein beseligendes Gefühl zu beschreiben? Solche Worte giebt es nicht.

Sie schwebten in der Märchenwelt, durchwanderten jetzt Arm in Arm den Pavillon, gingen unter den mächtigen Bäumen spazieren die alles Leid mit angesehen, und jetzt Zeugen des höchsten Glückes wurden. Zeit und Raum waren vergessen. Sie sprachen von ihrer Liebe, ihrem Glück, von früheren langen Zweifeln und süßem Hoffen. Wie lange sie so ganz selbstvergessen weiter gewandelt wären, ist gar nicht zu sagen, wenn nicht Hagar durch absichtliches Husten ihr Herankommen verraten hätte. Erstaunt blickten die Liebenden auf, als wunderten sie sich, daß noch andere Menschen lebten. Hagar kam nun näher und meldete, daß die Familie Harris angekommen

wäre. Langsam wandte sich das junge Paar dem Hause zu, jeder sich selbst fragend, wie sie der Gesellschaft entgegentreten sollten.

Die Familie Harris war freilich angekommen, und Thea benutzte diese Thatsache zu ihrem Zwecke. Mit echt weiblichem Gefühl hatte sie erraten was das lange Ausbleiben der jungen Leute zu bedeuten habe, sie konnte sich in ihre Lage versetzen, und begriff die Verlegenheit in der sie waren, sich unter diesen Umständen der Gesellschaft zum Erstenmale wieder anzuschließen. Um ihnen dieses zu erleichtern hatte sie Hagar zuerst ihnen nachgeschickt; ein Sklave war kein Mensch, und durfte alles sehen, ohne daß es irgend Jemand geniert hätte. Der Sklavin gegenüber konnten sie deshalb ihren ersten Versuch, wieder Leute zu sehen, am leichtesten machen. Nun ging Thea selbst ihnen entgegen und sah, daß Aline ihre Hand auf Arthurs Arm gelegt und, zur Erde blickend, sich eifrig mit ihm unterhielt. Sie machte sich den jungen Leuten bemerkbar, ging auf sie zu, und rief ganz verwundert als sähe sie etwas ganz Unerwartetes: „Was?! sehe ich recht?“ Aline nickte mehrmals mit dem Kopfe ohne aufzublicken. „Sehe ich recht?“ frug sie nochmals. Wieder nickte Aline; doch plötzlich nahm sie ihre Hand von Arthurs Arm und warf sich an Theas Brust. Arthur trat dicht neben sie

und bat: „Frau Wornal, wir bitten um Nachsicht und um Ihre Hülfe. Wir konnten nicht anders.“

Thea hatte mit einer Hand Aline an ihre Brust gedrückt, die andere reichte sie Arthur hin: „Ja ja“, sagte sie freundlich, „ich will sehen, was ich für Sie thun kann. Es braucht aber noch nicht Jeder zu wissen. Es ist Besuch gekommen; Aline kann voran laufen und die Damen begrüßen; wir zwei kommen nach.“

Aline sah sie dankbar an, küßte sie, wie sie es noch nie gethan, auf den Mund und floh wie ein scheues Reh davon. Thea vermied mit Gewandtheit ein Gespräch über das, was zwischen Arthur und Aline wohl vorgefallen war. Sie sprach vielmehr über Harris, daß Hektor heimgekommen, von Bellas Verlobung, und daß Henry und Florence wohl ein Paar werden könnten u. dgl. mehr. Arthur hörte andächtig zu, und er hatte sich vollständig gesammelt, als sie zu der Gesellschaft kamen.

Frau Harris beanspruchte das Vorrecht, ihm zuerst die Hand zu drücken. Bella und Florence begrüßten ihn dann mit einer so freien und offenen Herzlichkeit, daß er sich warm und innig davon berührt fühlte. Hektor aber zog ihn neben sich auf einen Stuhl und ließ ihn vorläufig nicht wieder los.

Bald nachdem Hektor heimgekommen war, wurde

ihm aus den Gesprächen mit Mutter und Schwestern klar, was Arthur veranlaßt hatte, sich seiner so energisch anzunehmen; Bella hatte es längst begriffen. Sie hatten keine Ahnung gehabt, daß sie Arthur sobald wiedersehen sollten, denn er hatte kein Wort davon verlauten lassen; um so mehr waren sie jetzt freudig überrascht, als sie ihn so unvermutet antrafen.

Louis setzte sich neben Beide und Arthur ergriff diese Gelegenheit, ihn zu seiner Verlobung persönlich zu gratulieren und frug dann: „Wann soll denn die Hochzeit sein?"

„Wie die Verhältnisse liegen, läßt sich noch gar nicht daran denken."

„Ja, wie so denn? Sie sind doch so situiert, daß dem nichts im Wege steht?"

„Sie irren sich Arthur, Bella hat die ganze Plantage zu überwachen, und kann deshalb ihre Mutter nicht verlassen."

„Dann wohnen Sie in Harris Mansion!"

„Das geht auch nicht, denn ich kann meinen Vater nicht verlassen, bis Henry zu Hause kommt."

„Darüber kann viel Zeit vergehen," sagte Hektor nachdenklich. „Es ist auch möglich, daß er gar nicht wieder kommt. — Nein, darauf können Sie nicht warten. — Ich habe meinen Abschied genommen,

und dabei vage Hintergedanken gehabt. In den Krieg gehe ich nicht mehr. Selbst wenn ich gesund werde, dann werde ich es erst dann sein, wenn der Krieg vorüber ist. Ja ja, Louis, ich habe genug gesehen. Da oben wird eine Macht entfaltet, der wir nicht mehr lange Widerstand leisten können. Die Unionsoldaten sind so gut wie unsere besten, wenn auch unsere Zeitungen das Gegenteil behaupten, ich habe sie kennen gelernt. Enger und enger ziehen sie den Kreis um uns zusammen. Es fehlte ihnen ein guter Feldherr — den haben sie jetzt: Grant oder Meade. Meade ließ Lee bei Williamsport entschlüpfen, also wird es Grant sein. Ich sage Ihnen, alles Blut was jetzt noch vergossen wird, fließt für unsere Sache vergebens. Diese Überzeugung hat aber nichts mit meinem Entschlusse zu thun. Ich finde, daß ich leicht entbehrlich bin, wenigstens dort. Hier kann ich mich wohl noch nützlich machen, und das will ich versuchen. Deshalb sage ich: Heiraten Sie, Louis; heiraten Sie so bald wie möglich. Mit Ihrer Hülfe, werde ich wohl alles übersehen können."

„Sie muten sich zu viel zu, Hektor; das kann ich gar nicht annehmen."

„So schwach bin ich nicht mehr. Was meine Schwester, ein schwaches Mädchen, vollbringen könnte, das werde ich auch noch fertig bringen. Es fehlte

mir die Anregung, und die ist jetzt gegeben, das wird mir helfen. Setzen Sie nur den Tag für die Hochzeit fest."

„Wenn Sie den Tag nicht zu weit hinaus schieben, Louis, dann bleibe ich bis dahin hier," lachte Arthur fröhlich.

Am nächsten Morgen nach dem Frühstück, als Aline mit Hagar Hausangelegenheiten zu besprechen hatte, bat Arthur Herrn La Rue und Louis um eine Privat-Unterredung, die ihm bereitwillig gestattet wurde.

„Kaum weiß ich, meine Herren," hub Arthur an, „wie ich beginnen soll, obgleich ich die ganze Nacht darüber nachgedacht habe. Bei meinem ersten Erwachen nach jahrelangem Schlummer strahlten mich zwei Augen und ein himmlisches Lächeln an, und dieses liebliche Bild grub sich mit unauslöschlichem Zeichen tief in mein Herz. Wie ich bis dahin eine Zufluchtsstätte hier gefunden, so fand ich dann in Ihrer Mitte eine Heimat. Täglich im Verkehr mit dem Mädchen, dem ich so viel zu danken hatte, wuchs meine Liebe zu ihr, fast über meine Widerstandskraft. Meine Wohlthäter sollten mich nicht undankbar finden, indem ich als Fremdling Ihr Vertrauen mißbrauchte, und den Funken nährte, der in dem kindlichen Herzen erglommen. Ich ging von hier um

zu erwerben; und wenn mir das gelungen, und ich mich sonst nicht getäuscht hatte, dann wollte ich vor Ihnen erscheinen. Ich kam mit der festen Absicht ruhig und besonnen, keinen Schritt ohne Ihr Vorwissen zu thun, doch mein Verhängnis kam mir zuvor. Fragen Sie mich nicht wie es kam; ich kann es Ihnen nicht sagen. Ich habe bis auf den letzten Augenblick mit mir selbst gerungen, da geschah es; ein unbewachter Augenblick, und wir hatten uns umarmt. Ich habe Ihr Vertrauen schmählich mißbraucht, verzeihen Sie mir, wenn Sie können; aber zurück kann ich nicht: Geben Sie mir die Hand Ihrer Tochter Aline."

Die beiden Herren hatten ihm gerührt zugehört, und blickten eine zeitlang schweigend vor sich hin. Endlich sagte Herr La Rue:

„Arthur, ich habe diesen Ausgang vorher gesehn, und doch hieß ich Sie kommen. Sie können nichts Wertvolleres von mir fordern; nichts was mir teurer ist. Aber ich kenne auch niemand dem ich sie lieber anvertraue, als Ihnen. Nehmen Sie sie hin, seien Sie mein Sohn."

Louis war aufgesprungen, um Arthur die Hand zu drücken, da hörten sie Aline leise trällernd über den Hausflur gehen. Auf einen Wink des Vaters ging Louis an die Thür und rief hinaus: „Schwester-

chen, komm hier mal her!" Ahnungslos kam sie herbeigelaufen und steckte den Kopf zur Thür herein: „Papa, wolltest du mich?"

„Ja, Kind; komm hier mal her!"

Aline eilte auf den Vater zu, beugte sich hinter ihm stehend zu ihm nieder und legte ihr Gesicht gegen seine Wangen: „Was ist es, Papa?"

„Sieh dir mal den jungen Mann da ordentlich an; fürchtest du dich nicht vor dem Riesen?"

Tiefer neigte sie sich über des Vaters Schulter, wurde feuerrot über das ganze Gesicht und schüttelte heftig mit dem Kopfe.

„Dann muß ich doch wohl „Ja" sagen! Damit zog der alte Herr Aline hinter sich hervor und schob sie Arthur zu. Überwältigt von ihren Gefühlen sanken beide vor dem Vater auf die Kniee nieder.

„Sieh, sieh! da komme ich ja eben recht zur Betstunde!" erscholl des Doktors Stimme von der Thür her. „Aber da macht man doch gewöhnlich die Thüren zu, um aufdringliche Besucher fern zu halten!"

„Kommen Sie nur her, lieber Nachbar und gratulieren Sie dem neuen Brautpaar!" rief ihm Herr La Rue zu. Aber ehe der einen Schritt

machen konnte, war Aline schon aufgesprungen und hatte den lieben Freund jubelnd umarmt.

„Das ist recht, mein Schatz. Noch einmal zum Abschiede", rief dieser in drolliger Verzweiflung. „Wissen Sie, Arthur, bisher habe ich immer mein Teil von ihren Liebkosungen abgekriegt, damit hat es nun ein Ende. Also ich gratuliere! Himmel wenn ich doch nur geschwind eine Rede wüßte! Na, ich schreibe mir eine aus dem Buche ab, und die lese ich Ihnen später einmal vor;" dabei schüttelte er dem Brautpaare fast die Arme aus den Schultern.

„Doktor, wir danken auch herzlich — — —

„Ja, das glaub' ich! das thäte ich auch, wenn man so ein Mädchen in die Arme geworfen kriegt. Aber hören Sie mal, tanzen kann sie großartig! Gelt Mädchen, wir haben manchen ‚Jig' zusammen getanzt! Sie glauben das nicht? Wohl weil ich so dick bin? Na, hören Sie mal, Sie glauben am Ende, ich wäre so dick geboren? Nein, ich bin auch mal jung und zierlich gewesen, nicht wahr Aline? Aber auf Ihrer Hochzeit da tanze ich mit der jungen Frau noch einmal einen ‚Jig'; und das soll der letzte sein."

So sprudelte der Doktor, ganz außer sich vor Vergnügen, noch lange fort und hielt alle im Lachen. Endlich unterbrach ihn Herr La Rue mit der Frage: „Haben Sie Frau Wornal nicht mitgebracht?

„Na, so was!?“ rief der Doktor in Verzweiflung. „Komme mit der großen Kutsche im Galopp angejagt, um Sie alle zum Essen zu holen, und nun hätte ich bald die ganze Geschichte vergessen. Wissen Sie, meine Frau, oder die Zina, oder sonst Jemand hat da etwas ganz besonderes ausgetiftelt oder aufgespürt, was zu gut ist, um es für uns allein zu behalten. Nun müssen Sie mit, ob Sie wollen oder nicht. Ich belege Sie offiziell mit Beschlag, denn ich bin mit der Würde und Vollmacht eines Gesandten ausgestattet.“

Thea hatte ganz richtig kombiniert, daß ein Mann wie Arthur, nach dem was gestern vorgefallen, keine Stunde unnötig versäumen würde, um mit Herrn La Rue zu sprechen; und den Ausgang kannte sie auch. Sie beschloß nun, Aline über die Verlegenheit des ersten Tages, die ihr neuer Stand wie gewöhnlich mit sich brachte, so leicht wie möglich hinwegzuhelfen. Deshalb richtete sie ein Verlobungsessen her, und schickte ihren Mann hin, um die ganze Gesellschaft zu holen. Sie wußte, daß sie sich auf ihren Mann verlassen konnte, denn sie harmonierten in allem, und so auch hier. Er hatte die glückliche Gabe, den schwerwiegenden Momenten das peinlich Beängstigende zu nehmen. Seine mannigfachen Erfahrungen und sein guter Humor kamen ihm

dabei gut zu statten. Als nun die Kutsche an ihrem Hause vorfuhr, sah Thea gleich an den lachenden Gesichtern der Insassen, daß ihr Herr und Gebieter seine Aufgabe zu ihrer vollen Zufriedenheit erledigt hatte. Einen Augenblick lang drohten die in Aline aufquellenden Gefühle sie zu bemeistern; darauf war Frau Wornal auch vorbereitet, sie gab ihr gar keine Zeit dazu und brachte sie schnell wieder in die allgemeine Unterhaltung.

Bei Tische sorgte der Doktor dafür, daß keine ernste Stimmung aufkam. „Alles zu seiner Zeit und nie zu viel auf einmal“ war sein Grundsatz, der sich auch hier trefflich bewährte; denn man muß sich auch an das Glück erst gewöhnen, um es richtig und voll genießen zu können. Mit leichter Suppe fängt man an, dann erst kommt der schwere Braten, und mit süßer Mehlspeise schließt man ab, dann erhält man den vollen Wert. Deshalb hielt er die Unterhaltung in leichter heiterer Bahn, um alles richtig einzuleiten.

Louis hatte heute seine Braut noch nicht besucht, und er bat gleich nach dem Essen um Entschuldigung, um das nachzuholen. Arthur begleitete ihn zum Wagen; er mußte ihm doch für sein freundliches Entgegenkommen danken, was ihm bisher nicht möglich gewesen war. Außerdem hatte er noch etwas

anderes auf dem Herzen, und das sprach er nun unverhohlen aus: „Was Hektor gestern in Bezug auf Ihre Heirat sagte, finde auch ich für richtig. Sprechen Sie ohne Zeitverlust mit Bella und ihrer Mutter. Hektor wird dabei nur gewinnen. Er bedarf der Anregung, wie er selbst sagt, und die erhält er dadurch. Es ist eine Wandlung mit ihm vorgegangen, die begünstigt werden muß, um gute Früchte zu tragen. Ich habe die Beobachtung schon in Chicago gemacht, daß irgend etwas auf ihn einwirkte, was einen ganz anderen Menschen aus ihm machte. Geben Sie ihm Beschäftigung, bürden Sie ihm Pflichten auf, er wird, wie ein guter Soldat, alles aufbieten und sie erfüllen."

„Ich habe seine Vorschläge leicht genommen," entgegnete Louis; „sehe aber selbst ein, daß er einen Lebenszweck haben muß, um ihn gesund zu machen. Dennoch traue ich dem Handel nicht recht. Er hat nie gern gearbeitet; wie kommt er jetzt darauf?"

„Es kann nicht schaden wenn ich Ihnen meine Vermutung mitteile; thatsächliche Beweise habe ich freilich nicht. Mein Partner hat drei schöne Töchter; Frau Harris kennt sie. Die Älteste, Lilly, hat es ihm angethan, und sie ist die Triebfeder, die ihn antreibt."

„Nicht möglich!" lachte Louis. „Hektor und ein

Yankeemädchen?! Das würde seinen Vater rasend machen."

„Glaub' ich auch," bestätigte Arthur gleichfalls lachend. „Nach dem was ich von ihm in Chicago gesehen, ist er zu allem fähig. Sagen Sie nichts von meinen Mutmaßungen; Sie können aber diese Kenntnis unter Umständen nutzbringend verwenden."

„Das will ich versuchen; ich danke Ihnen, Arthur. Also, bis heute Abend."

Nachdem Louis an die Möglichkeit seiner baldigen Hochzeit erst einmal gedacht hatte, da erwachte auch die Sehnsucht mit voller Kraft. Er hatte sich männlich in das Unvermeidliche gefügt; es mußte eben sein. Jetzt aber war seine Ruhe dahin. Das Ziel war erreichbar, das unmöglich scheinende möglich geworden, nun wollte er es erreichen.

Er fand Bella am Schreibtische; neben ihr saß Hektor. Freundlich und achtungsvoll begrüßte er beide, und küßte zart und rücksichtsvoll Bella's Hand. Hektor sah belustigt zu:

„Ich meine, Ihr seid ein recht phlegmatisches Brautpaar, Ihr beiden," lachte er.

Da trafen die Blicke des Paares auf einander wie Blitz auf Blitz, und ein feines sonniges Lächeln bewies, welch eine Fülle von Liebe gute Sitten in Banden hielt.

„Sie sind beide recht fleißig, wie ich sehe," sagte Louis.

„Ja sehr; ich nehme eben den ersten Unterricht von Bella, damit ich fähig werde, ihr bald die Last der Verwaltung abzunehmen. Ich bin ganz entschieden dafür, daß Ihr bald heiratet."

„Das ist auch unser Wunsch, nicht wahr Bella?" und leiser, als spräche er nur für sie, fuhr er fort: „Wir fügten uns ja auch nur der Notwendigkeit, und die fällt jetzt weg. Die Mutter wird nichts dagegen einzuwenden haben; und mein Vater wünscht, daß ich dich recht bald zu ihm bringe. Wollen wir mit deiner Mutter sprechen, und den Tag festsetzen?"

Bella hatte sich abgewandt, damit keiner von beiden das verräterische Rot in ihrem Gesicht sehen sollte.

„Sag' ja, Bella," fuhr Louis drängend und bittend fort. „Arthur sagt, er bleibt hier, wenn wir den Tag nicht zulange hinausschieben."

Als Bella noch immer stumm blieb, suchte Hektor seine Krücken zusammen, und stand auf.

„Ihr kommt doch nicht damit zu stande, wenn ich mich nicht in's Mittel lege," sagte er lachend. „Bleibt nur ruhig hier; ich brauche Euch nicht. Ich will schon mit der Mutter alles nötige besprechen;" damit humpelte er hinaus.

Bella hätte es als eine tötliche Nichtachtung betrachtet, wenn Louis sie in Gegenwart anderer geliebkost hätte, und ebensowenig liebkoste sie ihn. Was für das Herz ist, gehört nicht vor die Augen anderer: dann wird es frivol. Sobald aber Hektor das Zimmer verlassen, warf sie sich an Louis' Brust, das Gesicht gerötet von mädchenhafter Scham und Liebesglück. Mit strahlenden Augen suchten ihre Lippen in wildem Ungestüm die seinen, zu einem langen heißen Kuß. „Ist es möglich?" flüsterte sie verschämt.

„Ja, meine Königin, in wenigen Wochen sind wir eins," raunte er ihr in's Ohr, und preßte sie heftig an sein Herz.

Hektor fand seine Mutter in tiefes Nachdenken versunken. „Ich dachte soeben an deinen Vater und an Felix," erwiderte sie auf seine Frage. „Wo mögen sie sein? Ich habe gelesen, daß das Wetter im Osten diesen Winter sehr rauh und kalt ist; Kleidung und alles ist unerschwinglich teuer; wie werden sie sich durchschlagen?"

„Mama, ich verstehe dich gar nicht mehr! Du hast dir doch früher keine solchen Gedanken gemacht, warum denn jetzt?"

„Viel liegt zwischen sonst und jetzt, mein Sohn. Wir haben viel erlebt, was uns in einsamen Stunden

zu denken giebt. Auch an Chicago dachte ich, wo ich in dem schönen Familienkreise meine eigene Heimat vergessen konnte. Man vermißt das Entbehrte nicht, wenn man es nicht kennt; umsomehr aber, wenn man es zu spät kennen lernt. So ein häusliches Glück war uns nicht beschieden; mein einziger Wunsch ist, daß ich den Rest meines Daseins so friedlich und ruhig im Kreise meiner Familie verleben kann, wie ich es dort gesehen."

Hektor hatte sich auf seinem Stuhle bis dicht an die Seite seiner Mutter geschoben. „Nun sehe ich erst, wie ähnlich wir uns in Wirklichkeit sind", sagte er heiter. „Sieh, Mama, mir geht es gerade so wie dir; so ein Bild schwebt auch mir vor. Wie wir lebten, so gefiel es uns damals; es war den Gewohnheiten und Verhältnissen gemäß. Genugthuung habe ich aber nicht darin gefunden. Es war ein sinnloses und planloses in den Tag hineinleben, jeder für sich. Jetzt haben wir etwas gesehen, was uns besser gefällt; warum sollen wir es nicht versuchen?"

Lange sah Frau Harris ihren Sohn prüfend an, dann legte sie ihre Hand schmeichelnd auf seine Schulter und sagte innig: „Ich weiß, was du sagen willst, Hektor. Mache deiner Mutter das schönste Vergnügen, was du ihr machen kannst; versuche es."

„Verlaß dich darauf, ich thue es, Mama. Ich habe genug, was mich zieht; ich muß aber auch was Zwingendes hinter mir haben. Laß Bella heiraten, so bald es geht, dann muß ich die Plantage selbst übersehen, und alle Arbeit allein thun. Das wird mich schon treiben und stärken und zum Manne machen in mehr wie einer Bedeutung des Wortes."

„Hat Bella davon gesprochen?"

„Louis ist bei ihr und dringt auf meine Veranlassung in sie, den Tag festzusetzen. Weißt du, Mama", fuhr er vertraulich fort, „die zwei wissen nie, wann der rechte Tag ist. Wenn wir nicht für sie handeln, dann werden sie nie zu einem Entschlusse kommen.

„Du ladest dir doch wohl zu viel auf, Hektor; es ist nicht so leicht wie du glaubst. Und dann — die Sklaven fürchten sich vor dir. Wir haben sie sehr vorsichtig behandelt, um Unruhen zu vermeiden, und haben dabei nur gewonnen. Die Bundestruppen durchstreifen das ganze Land, Baton Rouge haben sie besetzt, überall laufen die Sklaven davon und doch ist uns kein einziger davongelaufen."

Hektor lachte lustig auf. „Darüber mache dir keine Sorgen, Mama; du wirst dich verwundern was für ein guter Master ich ihnen sein werde."

„So schnell geht es mit der Hochzeit doch auch nicht. Da muß noch soviel vorbereitet werden."

„In Kriegszeiten sind alle solche Regeln aufgehoben. Die brauchen nicht mehr nach der Hochzeit, als wie vorher. Wenn wir auch nichts um die Kirche geben, so muß die Hochzeit doch vor der Fastenzeit stattfinden, der Nachbarn wegen."

„Ich weiß nicht, was dein Vater dazu sagen wird."

„Der hat dir unbedingte Vollmacht gegeben, und er fühlt sich am Ende beleidigt wenn du sie nicht gebrauchst."

„So schnell!?"

„Mama, das laß Bella sagen, wenn sie will; das gehört ja zur Mode. Sag' den zweiten Dienstag im Februar!"

Auf solches Drängen hin gab Frau Harris endlich nach, und auf ihren Arm gestützt führte Hektor sie in den Parlor. Ohne viel Beraten und Bereden ging es freilich nicht ab aber es wurde beschlossen, daß die Trauung in einer Kirche in Baton Rouge ohne allen Aufwand stattfinden sollte, und die Feier in Harris Mansion.

„Um diese Verhandlung, die mir am nächsten liegt, nicht zu verzögern, habe ich bis jetzt verschwiegen, was sich bei uns daheim zugetragen hat," sagte

Louis, fein lächelnd. „Aline hat sich mit Arthur verlobt!“

Diese Nachricht kam wirklich unerwartet, so daß Keiner gleich etwas sagen konnte. Frau Harris gab dem Ausdruck indem sie sagte: „Ich kann nicht gleich Worte finden, um die Freude und Zufriedenheit hinreichend auszusprechen, die ich bei dieser Nachricht empfinde. Bitte überbringen Sie allen unseren Gruß und herzlichsten Glückwunsch. Wir werden nicht verfehlen uns sehr bald persönlich bei Ihnen einzufinden.“

„Ich weiß, Aline muß sehr glücklich sein,“ sagte Bella zu Louis. „Sie sind beide so gefühlvoll, daß sie prächtig zusammen passen und ein sonniges Leben vor sich haben.“

Hektor saß sehr still dabei. Gedankenvoll ließ er seinen Schnurrbart durch die Finger gleiten und starrte in's Leere. Er dachte an sein verfehltes Leben, seine verlorene Gesundheit und was wohl daraus werden könnte. Bei diesen schwermütigen Grübeleien sah er ein liebliches Mädchenantlitz, das ihn freundlich anlächelte. Ja, wenn er gesund wäre!

„Hektor, hast du keinen Gruß für das neue Paar?“ hörte er Louis fragen.

Dieser fuhr auf wie aus tiefem Traum aufgeschreckt, sah den Fragenden einen Augenblick ver-

ständnislos an, dann besann er sich: „Ich danke dir Louis; das kannst du mir doch nicht recht besorgen, das muß ich selbst thun." Er konnte sich das heitere Auflachen der Anderen nicht gleich erklären, dachte auch nicht darüber nach. Er ergriff seine Krücken, stand auf und ging der Thür zu. Als er eben hinaustreten wollte, drehte er sich halb um: „Bitte, sag', ich lasse gratulieren, und wünsche viel Glück", sagte er und ging weiter.

Jetzt war es Louis, welcher die Situation nicht erkannte. Aufschauend sah er, daß die Augen der Frau Harris feucht waren, und daß sie Hektor schmerzlich lächelnd nachblickte. Er ergriff ihre Hand: „Mut, Mama, er wird wieder besser werden!"

„Ja, das hoffe ich; und dann wird alles gut."

Die Trauung war vollzogen, das junge Paar und seine Begleitung von Baton Rouge zurückgekehrt, und das delikate Mahl verzehrt. Nun unterhielten sich die Gäste wie sie eben zusammentrafen. Die junge Frau lehnte auf den Arm ihres Mannes und empfing die Glückwünsche der einzeln ankommenden Nachzügler. Sie fühlte keine Schwäche mehr in Arthurs Nähe; reine innige Liebe hatte sie davon befreit. Arthur und Aline unterhielten

sich eben mit Hektor, als das junge Paar zu ihnen trat.

„Arthur, nicht wahr, heute singen Sie mir ein Lied;“ bat Bella.

Dieser sah freundlich lächelnd zu ihr nieder: „Ja, ich singe Ihnen ein Lied, Frau La Rue, und es soll mir ein besonderes Vergnügen sein.“ Damit ging er zum Klavier, präludierte einige Augenblicke und stimmte an: „Der Jungfrau Heil! nur ihrem zarten Streben.“

O schöner Tag, wenn Myrte dann und Rosen
Im Brautgewand umblühn den zarten Leib!
Das schönste Loos von allen Erdenloosen
Es ist das Weib, ein liebend Weib!

Aline hatte neben ihm stehend dem Gesange andachtsvoll gelauscht. Nun beugte sie sich vor, als wollte sie die zufällig daliegenden Noten betrachten und flüsterte ihm zu: „O Arthur! das war schön.“

„Und du hast noch nicht einmal die Worte verstanden, Schatz!“

„Ich habe sie aus deinem Singen erraten,“ sagte sie verschämt.

Der Tag, der für Arthurs Abreise bestimmt, war bis auf einen herangekommen und er machte seinen Abschiedsbesuch bei Harris. Sie hatten dabei noch so viel zu besprechen, als wenn sie bisher gar keine

Zeit dazu gehabt hätten. Florence war förmlich tiefsinnig geworden, seitdem Bella zu La Rues gezogen war. Oft zog sie die Stirn in finstere Falten; das machte dann aber gerade den entgegengesetzten Eindruck, sie sah dann wirklich drollig aus. Bei dieser letzten Unterredung hörte sie zu, ohne auch nur ein Wort zu sagen; sie fühlte bitter die Ungerechtigkeit, daß alle einen Bräutigam hatten, nur sie nicht.

„Haben Sie keine Botschaft zu schicken?“ frug Arthur eben.

Hektor besann sich einen Augenblick: „Sagen Sie meinen Freunden, daß mir die Tage, die ich bei ihnen verlebte, unvergeßlich sind; sie umfassen den schönsten Abschnitt meines Lebens. Die Erinnerung daran stärkt mich, und giebt mir den Mut zu hoffen und zu leben.“

„Sie werden uns doch recht bald mal besuchen?“

„Wenn ich gesund werde! Ja! das wird mein erster Ausflug sein.“

Als am nächsten Tage das Dampfboot herankam, welches Arthur entführen sollte, begleitete ihn Aline dahin. Sie litt nicht, daß sonst noch jemand mit ging, sie wollte mit ihm allein gehen, und ihr Wunsch wurde respektiert. Ihr Herz war so voll, sie mußte mit ihm allein sein um es auszuschütten.

Es blieb ihr aber nur wenig Zeit. Schon von weitem rief der Aufseher, daß das Boot nicht anlegen würde, er müßte im Kahn hinüber fahren. Nur schnell noch einen Kuß, noch einen Händedruck; dann sprang er in den Kahn und ließ sich zum Schiffe rudern. Da eilte er auf das obere Verdeck, und winkte, das Taschentuch schwingend, in Antwort seinem trauten Lieb noch manches „Lebe wohl" zu.

Sherman's Operationen von Chattanooga nach Atlanta. — Am 3. März 1864 wurde General U. S. Grant Oberfeldherr sämtlicher Bundestruppen, und damit trat eine Wendung in der Art der Kriegsführung ein. Alle seine Armeen sollten zugleich vorgehen, und dadurch einander unterstützen. Es gab für ihn nur zwei objektive Punkte, und das waren die Armeen unter Lee im Osten, und unter Johnston im Westen. Alle anderen mußten fallen wenn diese geschlagen wurden, oder mußten von ihnen absorbiert werden.

Sherman erhielt den Oberbefehl in Westen über die Cumberland Armee unter Thomas, die Tennessee Armee unter McPherson und die Ohio Armee unter Schofield. Seine Aufgabe war, am 6. Mai vor-

zugehen und Johnston zu schlagen, oder ihm auf Schritt und Tritt zu folgen, bis er die Armee aufgelöst hatte.

Prompt wie immer setzte Sherman am 6. Mai 1864 von Chattanooga aus seine Armee in Bewegung, und ging auf Dalton zu, wo Johnston seine gute Stellung auf Buzzard Roost stark befestigt hatte und dadurch die Stadt Dalton deckte.

Sherman sah, daß es viel Blut kosten würde wenn er versuchen wollte, den Gegner in dieser Stellung zu schlagen; deshalb ließ er McPherson eine Flankenbewegung machen, und zwang damit Johnston sich nach Reseca zurückzuziehen.

Am 15. Mai griff ihn Sherman bei Reseca an, und es kam zu einer großen blutigen Schlacht. In der folgenden Nacht zog Johnston ab, und seine Nachhut wurde erst am 17. bei Adairsville eingeholt und gleich in ein Gefecht verwickelt, um die ganze Armee zum Stehen zu bringen. Dennoch entwich er in der Nacht, und wurde am 17. bei Caßville eingeholt, wo wieder mehrere Gefechte stattfanden. Auch diese waren nicht im Stande Johnston aufzuhalten, denn in der Nacht entkam er nach Etowah.

Um ihm dahin auf gradem Wege zu folgen, hätte Sherman durch den Allatoona Paß gehen müssen, welcher von Johnston gut verschanzt und leicht

zu verteidigen war. Deshalb verließ er den Weg, machte eine Flankenbewegung und ging auf Dalles zu.

Am 25. traf Hooker auf den Feind und trieb ihn nach einer blutigen Schlacht auf New Hope Church bei Dalles zurück. Da wurden dann mehrere hitzige Gefechte geliefert, die jedes einer Schlacht nahe kam, besonders das am 28., als Johnston McPherson angriff und blutig zurückgeschlagen wurde.

Den 4. Juni verließ Johnston auch diese Stellung und zog sich hinter die Befestigungen auf Kenesaw, Pine und Lost Mountain zurück. Bald wurde er gezwungen, Pine und Lost Mountain aufzugeben, und er konzentrierte seine ganze Macht auf Kenesaw Mountain. McPherson und Thomas griffen ihn in dieser festen Stellung am 27. Juni an, wurden aber ganz entschieden zurückgeschlagen. Am 2. Juli begann Sherman wieder einen Flankenmarsch, und veranlaßte damit Johnston, sich in eine gut befestigte Stellung am Südufer von dem Chattahoochee zurückzuziehen.

Am 17. Juli ging Sherman gleichfalls über den Fluß, zerstörte die Augusta-Eisenbahn und trieb Johnston endlich nach Atlanta hinein.

Der ganze Süden erhob wegen dieses Mißerfolges ein großes Zetergeschrei, sodaß die Re-

gierung, gezwungen oder auch wohl freiwillig, Johnston durch Hood ersetzen mußte.

Sherman hatte seine Erfolge seiner Taktik zu verdanken. Die festesten Stellungen umging er und schlug sich nur, wo er auf Erfolg rechnen konnte.

Hood ergriff nun sogleich die Offensive, wie es sein Land verlangte, und attackierte Sherman immer wieder auf das hitzigste. Die bedeutendste Schlacht fand am 20. u. 22. Juli statt. Sherman versuchte seinen linken Flügel in der Nacht zum 20. hinter Hoods Rücken zu schieben, und Hood hatte in derselben Nacht diesen Flügel umgangen, und stieß so von hinten auf die Bundestruppen, als diese auf dem Marsche waren oder noch keine Stellung genommen hatten. Das gab Hood anfangs einen großen Vorteil. Aber es waren alte Soldaten, die dadurch nicht lange verblüfft wurden. Sie hatten sich bald den Umständen angepaßt, und gaben den Angreifern vollauf zu thun. Allmählich dehnte sich die Schlacht auf die ganze sieben Meilen lange Linie aus, und wütete den ganzen folgenden Tag. Gegen Abend war Hood dann wieder in die Stadt zurückgetrieben. McPherson war gefallen, und Logan übernahm sein Kommando während dieser Schlacht.

Der linke Flügel hatte sich endlich soweit östlich um die Stadt gezogen, bis daß er die Eisenbahn

erreichte, und sich da verschanzte. Nun sollte der rechte Flügel westlich die Stadt umgehen und von der Seite die Eisenbahn abschneiden, wurde aber heftig angegriffen und gezwungen, sich zu verschanzen. Hier währte die Schlacht bis nachmittags, und endete mit Rückzug. In der Nacht gab Hood seine Außenwerke auf.

Nun wollte Sherman der Stadt die Zufuhr vom Süden abschneiden. Zu diesem Zwecke sammelte er alle Truppen, die irgendwo in der Linie entbehrlich waren, führte sie selbst im weiten Bogen um die Stadt herum und kam dann endlich am 1. Sept. 20 Meilen weit von Atlanta in die Nähe der Eisenbahn. Er fand aber, daß Harden ihm zuvorgekommen und sich verschanzt hatte. Sie schlugen sich bis die Nacht anbrach, dann zog sich Harden in die Stadt zurück. Hood verbrannte dann alles, was für den Gegner von Wert sein konnte, und verließ die Stadt.

Slocum besetzte die Stadt den nächsten Morgen und machte Sherman Meldung davon. Auf das hin kam dieser in leichten Tagemärschen zurück.

Der ganze Feldzug hatte bis dahin, 2. September 1864, vier Monate gedauert.

Grant's Zug vom Rapidan bis Richmond. — Grant selbst blieb bei der Potomac-Armee, welche er unter Meades Befehl gestellt hatte. Sie bestand aus drei Infanterie-Korps: Hancock das 2., Warren das 5. und Sedgwick das 6. und ein Korps Kavallerie unter Sheridan. Hunt kommandierte die Artillerie.

Die Kavallerie hatte früh am 4. Mai die Wachen vertrieben, und die Übergänge über den Rapidan gesichert. Um sechs Uhr waren die Schiffbrücken gelegt und nun konnte die Potomac-Armee vorrücken.

Das 5. und 6. Korps kreuzte bei Germania Furt; das 2. bei Ely's, mit der Kavallerie voran. Den Abend war die ganze Armee mit 4000 Wagen auf der Südseite des Flusses.

Frühmorgens am 5. Mai traf Warren auf den Feind, welcher außerhalb seiner Schanzen war. Grant befahl anzugreifen und bald wütete eine furchtbare Schlacht. Alle Truppen, die Grant erreichen konnte, schickte er dahin; aber ihr Vordringen war wegen des dichten Waldes und Unterholzes sehr beschwerlich und langsam. Sobald sie in die Front kamen, traten sie gleich mit in den Kampf ein.

Burnside hatte mit seinem Korps am Rappahannock Wache gestanden, bis er am 4. Mai nach-

mittags hörte, daß die Armee ihren Übergang glücklich bewerkstelligt hatte. Schon am nächsten Morgen 6 Uhr führte er seine Leute bei Wilderneß Tavern in die Schlacht, nachdem sie 36 Meilen marschiert hatten.

Am 6. wurde die Schlacht erneuert und währte von 5 Uhr morgens an den ganzen Tag, ohne eine Entscheidung zu bringen. Nach Dunkelwerden versuchte Lee Grants Rechte zu umgehen, nahm mehrere hundert Gefangene und verursachte in der Dunkelheit viel Konfusion. Sedgwick stellte bald die Ordnung wieder her und der Feind zog sich in seine Befestigungen zurück.

In der Nacht vom 7.—8. Mai ging Grant auf Spottsylvania Court Haus zu, um Lee von Richmond abzuschneiden. Lee hatte so etwas vermutet; er hatte den kürzeren Weg und kam ihm zuvor. Warren traf am 8. auf den Feind und trieb ihn vor sich her bis in dessen Schanzen.

Am 9., 10. und 11. fanden viele Gefechte statt und es wurde viel hin und her marschiert, aber alles ohne große Resultate.

Sedgwick war am 9. gefallen und Wright übernahm sein Kommando.

Am 12. ließ Grant einen allgemeinen Angriff machen. Hancock eroberte eine Schanze in Lees

Hauptlinie, nahm Johnsons Division gefangen und erbeutete 20 Kanonen. Weil der Nachschub zu langsam kam, wurde dadurch nicht viel entschieden. Fortwährend fanden bedeutende Gefechte statt, und es wurde viel manövriert.

Spät nachmittags am 19. kam Ewall hinter seinen Befestigungen hervor und griff heftig an, wurde aber mit schweren Verlusten zurückgeschlagen.

Am 21. ging Grant auf den North Anna Fluß zu, wo ihm Lee, weil er den kürzeren Weg hatte, wieder zuvor kam, sich auf die Südseite stellte und Grant den Übergang wehrte.

Das 5. Korps erreichte den Fluß am 23. nachmittags, mit dem 6. dicht hinter sich, errang sich den Übergang und wurde heftig angegriffen. Es hielt aber seine Position.

Am 4. Mai war auch Butler am James Flusse vorgegangen, nahm am 5. City Point und Bermude Hundred fast ohne Opposition und verschanzte sich. Am 14. nahm er einen Teil der Befestigungen bei Drurys Bluff, halbwegs nach Richmond, von wo ihn der Feind am 16. zu vertreiben suchte, aber ohne Erfolg zu haben.

Am North Anna Flusse zog Lee die Truppen unter Beauregard und Breckenridge an sich. Grant fand, daß Lees Stellung am North Anna Fluß zu

stark war, und beschloß, ihn über Hanovertown zu flankieren. Sheridans Kavallerie mit dem 6. Korps erkämpfte sich bei Hanovertown den Übergang über den Pamunkey Fluß und am 28. errangen zwei Divisionen dieser Kavallerie einen Sieg bei Hawes Shop. Am 29. und 30. ging dann Grants ganze Armee heftig kämpfend vor, und Lee nahm auf der Nordseite des Chickahominy eine neue feste Stellung ein. Denselben Abend griff Lee Grants linken Flügel an, und wurde erst nach hartem Kampfe zurückgeschlagen. Sogleich griff Grants ganze Linie an, und eroberte einen Teil von Lees Außenwerken.

Sheridan mit der Kavallerie nahm am 31. Cold Harbor und hielt den Platz bis er durch das 6. Korps abgelöst wurde. Dieses Korps machte dann am 1. Juni Abends einen Angriff, und eroberte die erste feindliche Linie in seiner Front. Lee kam darauf in der Nacht mit seiner ganzen Macht hervor, um seine Linie wieder herzustellen aber umsonst. Am 3. Juni griff Grant von allen Seiten an, wurde aber mit schweren Verlusten abgewiesen.

Nach der Schlacht in der Wilderneß fing Lee an, seine Leute vorsichtig zu schonen, und verlegte sich, wenn irgend möglich, ganz auf die Verteidigung. Sie fochten fast nur noch hinter guten Brustwehren;

und diese wurden vorher sorgfältig ausgelegt, von Sklaven gut vorbereitet, ehe sie sich dahin zurückzogen. Jetzt war er so nahe bei Richmond, daß er sich jeden Augenblick in die enorm befestigte Stadt zurückziehen konnte, ohne eine Möglichkeit für Grant, ihn davon abzuhalten, oder zwischen ihn und die Stadt zu treten.

Lee in dieser Stellung angreifen, hieß einfach die Leute zur Schlachtbank führen; deshalb mußte Grant ihn in eine andere Stellung zwingen, die ihm mehr Aussicht auf Erfolg bot. Er schickte seine Kavallerie nach Charlotteville und Gordonsville im Shenandoah Thale, um Lee von daher die Zufuhr abzuschneiden, und bereitete sich vor, mit seiner Armee über den James Fluß südlich zu gehen, um auch von daher die Zufuhr abzuschneiden.

Butler schickte am 10. Juni Gillmore mit Infanterie, und Kautz mit Kavallerie gegen Petersburg vor. Kautz eroberte die Werke an der Südseite, und drang bis weit in die Stadt hinein, mußte sich aber dann zurückziehen, weil Gilmore sich zurückzog ohne anzugreifen.

Nach Dunkelwerden am 12. Juni, begann Grant seinen Marsch nach dem James Fluße. Wilsons Kavallerie-Division und das 5. Korps gingen bei Long Bridge über den Chickahominy bis nach White

Oak Swamp, und deckten von da aus den Marsch der Armee, deren Spitze in der Nacht des 13. Juni den James bei Wilsons Landung erreichte.

Jetzt war die Potamac-Armee wieder, wo sie drei Jahre früher war. Furchtbare Schlächten waren seitdem geschlagen, und doch war nichts entschieden. Die südliche Armee hielt sich deshalb für unbesiegbar und wurde darin von ihrer Presse und den Führern angespornt. Trotzdem waren sie jetzt nach Richmond zurückgetrieben, und auf die Vertheidigung ihres Kapitols angewiesen. Die Schlachten in der Wilderneß, bei Spottsylvania, North Anna und Cold Harbor — blutig und schrecklich wie sie gewesen, hatten das nicht verhindern können. Ihre Verluste waren wohl nicht so groß wie die der Union Armee, weil sie fast nur hinter Brustwehren gefochten, und mehr in der Defensive gewesen; aber sie fühlten ihre Verluste mehr wie jene, weil sie schwer oder garnicht zu ersetzen waren. Dann auch hatten sie gelernt, daß ihnen die Union-Soldaten an Mut, Tapferkeit und Ausdauer durchaus nicht nachstanden, wie sie bis dahin geglaubt, und daß sie jetzt einen Feldherrn gegen sich hatten, der wußte, was er wollte, der den Kopf nicht verlor und vor keinem Hindernisse zurückschreckte. Dreiundvierzig Tage hatten sie jetzt hinter einander gekämpft, marschiert und

gelitten, und standen trotzdem nun wieder an ihrem ersten Ausgangspunkte, um ihr Kapitol zu retten.

Das war nicht gegangen wie früher, wenn sich die eine Armee nach einer Schlacht zurückzog und die andere zusah. Dieses war ein unaufhörliches Schlachten, Kämpfen, Drängen und Schieben gewesen; unwiderstehlich und immer in derselben Richtung, nach Richmond zu. Jetzt waren sie da, Lee und Grant.

Siegel hatte am 1. Mai das Kommando im Shanandoah Thale erhalten, und begann in zwei Kolonnen vorzugehen. Die eine hatte er unter Crook gestellt, die andere befehligte er selbst. Crook hatte gute Erfolge, aber Siegel selbst wurde bei New Market total geschlagen, verlor alle seine Artillerie und wurde mit großen Verlusten auf Cedar Creek zurückgeworfen. Auf das hin wurde er durch General Hunter abgelöst.

Hunter ging am 5. Juni vor und schlug den Feind bei Piedemont in einer zehnstündigen Schlacht, machte 1500 Gefangene und erbeutete drei Kanonen und viele Kleinwaffen. Am 8. vereinigte er sich mit Crook bei Stounton und zog gegen Lynchburg, welches Lee mit einem ganzen Korps verstärkt hatte. Nach mehreren Gefechten am 17. und 18. hielt Hunter es für geraten, sich zurückzuziehen, weil

seine Vorräte für eine größere Schlacht nicht ausreichen würden. Er nahm den Weg über Kenawha, wodurch das ganze Thal bloßgelegt wurde.

Die Potomac Armee ging am 14. Juni bei Wilsons Landung über den James.

General Smith von Butlers Armee ging auf Petersburg vor, traf da vor Tageslicht auf die Vorposten, und trieb sie zurück. Trotzdem machte er keinen Angriff auf die Hauptlinie bis gegen Abend und dann nur mit einem Teile seiner Truppen. Dennoch nahm er die Werke nordöstlich von der Stadt, $2^1/_2$ Meilen lang, erbeutete 15 Kanonen und machte 300 Gefangene. Um 7 Uhr abends war das geschehen, es trennten ihn keine Werke mehr von der Stadt, die Nacht war hell und klar und doch ging er nicht vor. Gleich darauf stieß Hancock von der Potomac Armee mit zwei Divisionen zu ihm und stellte ihm diese zur Verfügung, weil er, Smith, die Lage der Dinge hier besser beurteilen konnte; aber Smith ging nicht. In der Nacht warf Lee bedeutende Verstärkung in die Stadt. Grant traf selbst den nächsten Morgen ein, und ordnete einen Angriff für den Abend sechs Uhr an, weil das 9. Korps nicht früher eintreffen konnte.

Smith, das 2. und 9. Korps, machten am Abend den Angriff wie befohlen. Der Kampf währte die

ganze Nacht, alle Außenwerke wurden genommen, ebenso ein Teil der Hauptlinie, mehrere Kanonen und 400 Gefangene.

Das 5. Korps kam dann auch an, und der Kampf wurde am 17. und 18. fortgesetzt. Der Feind wurde in seine Innenwerke getrieben, da hielt er aus und wurde eingeschlossen.

Zahllose Gefechte fanden an verschiedenen Plätzen statt; die Kavallerie machte Streifzüge nach allen Richtungen, zerstörte Eisenbahnen, Brücken und alles was für den Gegner Wert hatte. Diese Nebenbewegungen an und für sich beunruhigten und irritierten den Gegner, legten schwache Punkte blos, gaben auch oft wohl wertvollen Aufschluß, hatten aber sonst keine große Bedeutung und lehrten nur die anderen, wie es gemacht wurde.

Sobald Lee merkte, daß Hunter das Shenandoah Thal verlassen, schickte er Early dahin, um den Norden zu bedrohen, und in Maryland oder Pennsylvania einzufallen.

Hunter erhielt nun Befehl, so schnell wie möglich, zu Wasser oder Eisenbahn nach Harpers Ferry zu eilen, um Early entgegenzutreten. Das nahm dennoch zu viel Zeit in Anspruch und deshalb wurde das 6. Korps von der Potomac Armee und das 19. Korps, welches soeben von Banks zurückgekehrt und

schon in Hampton Roads eingelaufen, direkt nach Washington geschickt. Die Besatzung von Washington und Baltimore bestand zu der Zeit aus einigen Regimentern schwerer Artillerie, einigen „Einhunderttage-Freiwilligen“, sowie Teilen des Invalidenkorps. Eine Division vom 6. unter Ricketts ging nach Baltimore, die anderen zwei nach Washington.

Early kam am 3. Juli nach Martinsburg wo Siegel kommandierte; er hatte nur wenige Truppen und zog sich gleich über den Potomac zurück. Weber kommandierte in Harpers Ferry, und er beeilte sich, die Maryland Hights zu besetzen. Am 6. war Early in Hagarstown, und ging von da auf Frederick City zu. General Wallace mit seinen wenigen Truppen und mit Ricketts Division ging ihm von Baltimore aus prompt entgegen, traf auf ihn bei Menocacy, engagierte ihn sofort, hielt ihn den ganzen Tag fest, und gab dadurch Wright mit seinen zwei Divisionen Zeit nach Washington hineinzukommen. Wallace wurde geschlagen, wie es vorherzusehen war, aber der Zweck war erreicht, Washington war gerettet.

Earlys Kavallerie kam am 10. Juli bis nach Roßville, 4—5 Meilen von Washington, wo sie am 12. von einem Vorschub von Fort Stevens aus attackiert wurde. Es fand da zwischen ihnen ein Gefecht statt, wobei die Bundestruppen 280 an

Toten und Verwundeten verloren. In der Nacht trat Early den Rückzug an. Wright nahm dann das Kommando über alle Bundestruppen in der Nähe, verfolgte Early und schlug ihn bei Snickers Ferry. General Averill traf auf eine feindliche Abteilung von Earlys Korps bei Winchester, schlug sie, erbeutete vier Kanonen, und nahm 400 Gefangene.

Am 25. Juli machte die Rebellen-Kavallerie wieder einen Einfall in Pennsylvania, verbrannte die friedliche harmlose Stadt Chambersburg am 30. und zog sich dann zurück. Kelleys Kavallerie warf sich auf sie, und tötete oder verwundete fast die Hälfte derselben; die anderen flüchteten.

Um diesen Streifzügen durch das Shenandoah-Thal für immer ein Ende zu machen, erhielt General Sheridan daselbst den Oberbefehl.

Early hatte sich auf der Westseite des Apequon Creek verschanzt und deckte dadurch Winchester. Sheridan lag ihm dicht gegenüber vor Berryville, sodaß zu jeder Zeit ein Konflikt möglich war. Am 19. Sept. griff Sheridan an, schlug Early in einer hartnäckigen blutigen Schlacht, nahm alle seine Befestigungen, mehrere tausend Gefangene und fünf Kanonen. Early sammelte seine Leute bei Fischers Hill, wo Sheridan ihn am 22. wieder schlug und bis nach Stounton verfolgte.

Sheridan wählte dann eine Stellung an der Nordseite von Cedar Creek.

Early zog nun alle Hülfstruppen an sich, die er erreichen konnte, und rückte wieder vor. Seine Kavallerie traf am 9. Oktober bei Straßburg auf die Union-Kavallerie, wurde geschlagen, und verlor, außer den Toten und Verwundeten, 350 Gefangene und 11 Kanonen. In der Nacht des 19. Oktobers umging Early die Union-Linke im Schutze der Dunkelheit und eines schweren Nebels, überraschte sie im Rücken, trieb sie in die Flucht, erbeutete ihre Artillerie, mit welcher er dann die ganze Union-Linie beherrschte, und alle Vorräte und Lagergerät. Die Bundestruppen fielen mit schweren Verlusten zurück, und sammelten sich bei Middletown und Newtown.

Sheridan war zur Zeit des Angriffes in Winchester. Sobald ihm gemeldet, daß Kanonendonner in der Entfernung gehört wurde, warf er sich auf sein Pferd und jagte zur Front. Bald stieß er auf die Flüchtigen; der Weg war so bedeckt und versperrt durch Wagen, Ambulanzen und dergleichen, daß er sich den Weg durch Felder und Wälder suchen mußte, um nur vorwärts zu kommen; er ließ seinen Adjutanten zurück, um da Ordnung herzustellen. In der Front angekommen, orientierte er

sich schnell über die Sachlage, zeigte sich seinen Truppen, die ihn mit wilder Freude empfingen, ordnete seine Schlachtlinie und nahm die Offensive. Early wurde davon vollständig überrascht, als die ganze Linie im Sturm auf ihn eindrang. An Vertheidigung konnte er gar nicht mehr denken; von Standhalten konnte keine Rede sein. Er verlor fast alle seine eigene Artillerie, seinen Wagentrain, und ebenso alles, was er den Morgen erbeutet hatte. In wilder Flucht flohen seine Leute nach Stounton und Lynchburg zurück, und so endete der letzte Versuch, den die Rebellen machten, durch das Shenandoah Thal in Maryland oder Pennsylvania einzufallen.

Grants Armee bei Richmond war darauf beschränkt, die Gegner wachzuhalten und zu beunruhigen, Eisenbahnen und Brücken zu zerstören, oder wieder aufzubauen, Zufuhr abzuschneiden, für eigenen Unterhalt zu sorgen, Streifzüge zu machen und einen günstigen Punkt zum Angriffe zu finden. Keiner kam zur Ruhe; jeder zwickte den Andern wo er konnte, und weiter konnte den Winter über wegen des Wetters nichts erreicht werden.

Die Schlacht bei Nashville. — Als der Rebellen-General Hood am 2. September 1864 Atlanta aufgab, ging er nördlich, in der Voraussetzung, daß Sherman ihm folgen würde. Das that der aber nicht, sondern er gab Thomas den Oberbefehl über alle Uniontruppen nördlich von seiner eigenen Armee und schickte ihm das 4. Korps unter Stanley und das 23. unter Schofield nach Chattanooga zu Hülfe, um ihn stark genug zu machen, daß er sich gegen Hood wehren konnte.

Hood versuchte die Besatzungen aufzuheben, die Sherman zum Schutze der Eisenbahn und der angehäuften Vorräte zurückgelassen, was ihm nur in einem Falle gelang. Er zauderte oft, um zu sehen, ob Sherman noch nicht käme, trieb aber immer nach Norden zu. Als er endlich sah, daß Sherman nach Georgia hineinging, da war es zu spät, er war zu weit weg, um ihm zu folgen. Er mußte so weit nördlich gehen und soviel Unheil anrichten, wie er konnte.

Am 26. Oktober griff er Decature an und wurde abgeschlagen. Dann ging er nach Courtland, welches nicht besetzt war. Von da wandte er sich nach Florence, wo er in Gegenwart von Union-Kavallerie den Tennessee überschritt. Am 28. kam auch Forrest bei Fort Heiman an den Tennessee und nahm ein

Kanonenboot und drei Transportschiffe. Am 2. Nov. stellte Forrest eine Batterie oberhalb und eine unterhalb von Johnsonville auf und bannte dadurch drei Kanonenboote und ein Transportschiff. Am 4. eröffnete er eine heftige Kanonade auf die Stadt, und schließlich brannte ein Teil davon und alle Boote auf. Am 5. zog er ab und schloß sich Hood an.

Thomas hielt Hood nicht ernstlich auf, sondern zog sich langsam nach Nashville zurück. Nur Schofield hielt mit seinem Korps Franklin, wo er am 30. Nov. von Hood wiederholt angegriffen wurde, und es kam zu einer Schlacht, in welcher Schofield Sieger blieb. Er zog sich aber doch auf Thomas' Befehl in der Nacht nach Nashville zurück. Hood verlor 750 Mann tot, 3800 verwundet und 702 Gefangene. Schofield verlor in allem 2300 Mann.

Hood kam am 2. Dez. vor Nashville an und verschanzte sich.

Thomas übereilte nichts; er bereitete sich gut vor und griff Hood endlich am 15. Dez. in seiner selbstgewählten stark befestigten Stellung an. Zwei Tage währte die blutige Schlacht und endete damit, daß Hood total geschlagen und in die Flucht getrieben wurde. Er verlor fast alle seine Artillerie, Tausende wurden gefangen genommen, darunter vier Generäle.

IX.

Arthur Schreiner wurde bei Walbridges sehnlichst erwartet und festlich empfangen. Er war jetzt als erklärter Bräutigam eine interessante Persönlichkeit, besonders für die Mädchen. Lachend umringten sie ihn und bestürmten ihn mit zahllosen Fragen, die er bald ernsthaft, bald scherzend beantwortete, wie es eben kam.

„Hektor läßt grüßen!" rief er dazwischen.

„O, Hektor; wie geht es ihm?" frugen Rose und Daisy fast gleichzeitig.

„Hektor ist all right", sagte Arthur. „Er hat nur das Heimweh nach Chicago, sonst nichts."

„Er ist aber doch bei seiner Mutter!" wandte Mrs. Walbridge ein.

„Das wohl. Damit ist er aber nicht mehr zufrieden, seitdem er hier gewesen ist."

„Dann hat es ihm hier gut gefallen? Das freut mich."

„Ja, sehr gut. Wenn er soweit besser ist, dann ist sein erster Ausflug nach Chicago. So sagt er wenigstens, und ich glaube es ihm gern." Und nun mußte Arthur erzählen, wie die da unten lebten.

„Wie kommt Hektor denn jetzt dazu, sich um die

Plantage zu kümmern?" wollte Frau Walbridge wissen.

Arthur lachte. „Ich kenne nur zwei Gründe, die so etwas so schnell zu Stande bringen: Not oder Liebe. Not hat er nicht, da muß es wohl Liebe sein."

„O, das wäre schön, wenn Sie beide zu gleicher Zeit Hochzeit hielten", meinte Rose.

„Das ist auch möglich!" entgegnete er bedeutungsvoll.

„Wer ist denn seine Auserwählte?"

„Pst! nicht so laut! Sie kann es am Ende hören!" sagte Arthur geheimnisvoll, mit dem Finger warnend.

„O Arthur! sagen Sie doch!"

Es wird eine alte Liebe sein," meinte Frau Walbridge.

„Nein, das glaube ich nicht!" wehrte Arthur ab. „Er hat sich früher gar nicht um das schöne Geschlecht bemüht!"

„Eine Reisebekanntschaft?" rief Lilly.

„Das schon eher;" nickte Arthur.

„Sie wissen es ganz gut, Arthur; warum sagen Sie es nicht!"

„Ja, genau weiß ich es auch nicht; ich urteile nur so nach dem was ich sehe und höre."

„Wo hat er sie denn kennen gelernt?"

„Hier! hier in Chicago natürlich."

Die Mädchen sahen sich lachend und zweifelnd einander an: „Das ist nicht möglich! es sind ja gar keine andere junge Mädchen hier gewesen wie wir."

„Dann muß es eine von denen sein, die hier gewesen sind;" neckte Arthur. „Er hat sein Herz bei einer hier gelassen und er sagt, er holt es sich bald wieder."

Die Mädchen wußten nicht, was sie aus dem Gerede machen sollten. Sie lachten dazu und sahen sich einander prüfend an. „Na, ich bins nicht!" sagte Rose ganz entschieden; dann auf Lilly blickend: „Ich weiß! ich weiß! es ist Lilly!" und damit flog sie der Schwester an die Brust.

„Ich weiß von nichts; er hat mir nie ein Wort davon gesagt;" wehrte diese ab.

„Das ist auch nicht nötig", neckte Arthur weiter; „Sympathie und Zeichensprache."

„Ich glaube es doch nicht!" bestand Lilly. „Der hat mich schon längst vergessen."

„Vergessen? Das kennt der Hektor nicht. Wen der mal ins Herz geschlossen, der kommt nie mehr heraus. Wenn so ein alter Junggeselle Feuer fängt, dann helfen alle Dampfspritzen nichts."

„Hast du ihn gern, Schwester?" frug Rose.

„Warum denn nicht? er ist ein feiner, netter junger Mann, den kann man schon gern haben" lachte Lilly.

— — — — — — — — — — — — — —

Arthur war nicht heimgekommen, um viel Zeit mit Spielereien zu verschwenden. Er hatte schon genug davon durch seine Abwesenheit verloren, und mußte nun alles nachholen. Es stand sehr viel Arbeit in Aussicht, sein Tisch war mit Plänen und Papieren bedeckt, die alle sorgfältig geprüft und berechnet werden mußten, um richtige Propositionen zu machen. Mr. Walbridge hatte vorgearbeitet, so gut er konnte; er hatte die diesjährigen Preise für alles, was sie brauchten, er wußte, wo sie am vorteilhaftesten kaufen konnten, und hatte gute Aufseher gesichert.

Auch John war nicht müßig gewesen. Er hatte die Papiere geordnet und zusammengebunden, und außerdem ein Verzeichnis davon gemacht. Jetzt war er Arthurs rechte Hand, reichte ihm was er brauchte ohne Zeitverlust, und half beim Rechnen. Er war ein prächtiger Junge, aufgeweckt und intelligent. Wohlgenährt und gut gekleidet, sah man jetzt erst was er eigentlich wär. Seine Erscheinung verriet mehr die Abkunft von einer höheren, als von der niederen Klasse. Das verriet auch die Wahl in

seinem Umgang und sein ganzer Geschmack. Arthur hatte schon oft daran gedacht, woher er wohl stamme, wer seine Eltern wären, hatte ihn aber nie darum gefragt. Eines Tages frug er ihn danach.

„Ich habe meine Eltern nie gekannt," sagte John mit trübem Lächeln. So weit wie meine Erinnerung reicht, war ich als ganz kleines Kind bei einer deutschen Familie im Lande. Sie hatten ein kleines Stück Land gepachtet, und versuchten von dessen Erträgen zu leben, was ihnen recht schwer wurde. Ich habe sie nicht nach meinen Eltern befragt, weil ich sie für meine Eltern hielt. Doch hörte ich sie einmal mit anderen Leuten über mich sprechen; sie glaubten wohl, ich könnte es nicht hören oder verstehen, ich verstand aber jedes Wort. Sie haben mich schlafend im Walde gefunden, und mit sich heim genommen, weil sie glaubten, daß meine Eltern mich wohl aufsuchen würden. Sie haben dann auch Umfrage gehalten, aber niemand konnte Aufschluß geben. Nach einigen Wochen hatten sie sich so an mich gewöhnt, daß sie beschlossen gar nicht weiter zu fragen, und mich zu behalten. Ich soll sehr feines Zeug angehabt haben; um alles Auffallende zu vermeiden, und vieles Fragen zu verhindern, haben sie mir das ausgezogen, und haben mich in Selbstgemachtes gekleidet. Ich habe mich da recht

gut gefühlt, und verrichtete gern die kleinen Arbeiten, die ich thun konnte, was mir immer viel Lob einbrachte. Das spornte mich dann noch mehr an, und ich suchte immer wo und wie ich mich nützlich machen konnte, so daß ich oft nachts den Schlaf darüber vergaß. Da kam ein sehr schlechtes Jahr für die guten Leute, sie konnten die Pacht nicht auftreiben. Dazu kamen noch die Gerüchte vom nahen Kriege, und da entschlossen sie sich nach dem Norden zu gehen, wo weiße Arbeiter etwas verdienen konnten, und nicht wie Bettler angesehen wurden. Sie hatten nicht Geld genug um mich mitnehmen zu können, deshalb ließen sie mich bei einer ihnen bekannten Familie in Baton Rouge, und versprachen bald Geld zu schicken und mich nachkommen zu lassen."

„Die Leute, bei denen ich Unterkommen fand, waren auch recht arm; deshalb versuchte ich so viel wie möglich zu verdienen. Ich habe da mit den Negerbuben um die Wette gearbeitet, und verdiente doch kaum genug, um mich satt essen zu können. Das bischen Zeug, was ich brauchte, erhielt ich von den Frauen, für die ich arbeitete. Sie hatten mich alle gern, und gaben mir auch gern das abgelegte Zeug ihrer Jungen. Der Krieg brach dann bald aus, so daß Weilers, so hießen meine ersten Pflegeeltern, das Reisegeld nicht schicken konnten, selbst

wenn sie es hatten. Dann wurde ich zu Ihnen gerufen, und seitdem ist meine Not vorüber. Ich konnte Ihnen nicht viel nützen, denn der Sambo paßte gut auf Sie auf, aber für mich war es ein Segen des Himmels."

Arthur hatte die Bleifeder auf den Tisch gelegt und hörte sinnend auf das, was John ihm erzählte. Ja, jedes Menschenleben bildet einen Roman. Könnte man die Erlebnisse eines Jeden von Tag zu Tag verzeichnen, und im Auszuge wieder geben, dann würden alle Phantasien in den Schatten gestellt und fielen von selbst weg. Man hört und liest von dem, was andere erlebt haben und vergißt darüber, was man selbst durchlebt.

Aufblickend bemerkte Arthur einen schwarzen Fleck an Johns Ohr und sagte: „Du hast da einen Tintenflecken am Ohr!"

„Das ist kein Tintenfleck, das ist ein Muttermal", entgegnete John lachend.

Ja so, ein Muttermal; richtig, das gehört ja auch dazu, um die Geschichte vollständig zu machen. Er selbst hatte einen Doppelgänger, der als Bindepunkt galt; John, ein Muttermal. So sorgt schon die liebe Natur dafür, daß sich zusammenfinden kann, was zusammen gehört; daß die getrennten Teile wieder ein Ganzes bilden können.

„Hast du nie Verlangen nach deinen Angehörigen gehabt?“ frug Arthur weiter.

„Nein! ich kannte sie nicht, deshalb habe ich sie auch nicht vermißt,“ erwiderte John.

„Dann hast du auch nie versucht, sie aufzufinden?“

„Nein! ich hatte gar keine Anhaltspunkte, und am Ende macht es mir jetzt nichts mehr aus.“

„Ja, wenn man die Eltern in der ersten Kindheit entbehren muß, dann haben sie später nicht mehr den Wert für uns. Du hast doch eine harte, freudlose Jugendzeit durchlebt.“

„So ist es mir nie vorgekommen und ich habe auch nicht daran gedacht. Wenn ich nur ein Stück Brot hatte, und irgend einen Unterschlupf für die Nacht, dann war ich so glücklich als wie die anderen.“

„Wohl weil du so bescheiden warst?“

„Das weiß ich nicht. Wäre ich aber unzufrieden mit den Verhältnissen gewesen, dann hätte ich gewiß versucht, mich zu verbessern.“

„Bravo! John. Verzagt bist du nicht, und du kombinierst gut. Ernster Wille und offene Augen könnten manchen auf bessere Weide führen, aber die Macht der Gewohnheit, das angeborene und anerzogene hält uns zurück. Du hast das Klettern von unten auf gelernt, weißt, wie du dich zu halten hast, und wirst nicht schwindlig, wenn du höher

steigst. John, mach weiter so, und ich prophezeihe dir eine große Zukunft."

— — — — — — — — — — — — — —

Das Wetter ließ nichts zu wünschen übrig. Der Winter, wie er im Kalender steht, war vorüber, aber auch die Natur versuchte die Angabe zu rechtfertigen, die Sonne schien hell und klar und schöne warme Tage folgten, sodaß man mit den Unterbauten schon früh beginnen konnte. Die Schaufler gruben die Keller aus, und die Maurer legten die Grundsteine. Da stellte es sich denn heraus, daß nicht genug Arbeiter aufzutreiben waren. Die Losung für die Armee hatte stattgefunden und hatte zuviel weggenommen. An mehreren Plätzen war versucht, sich der Losung zu widersetzen; diese Bewegung wurde aber schnell und energisch unterdrückt. Unter Grants Oberleitung hatten die Armeen große Erfolge errungen, und man sah das Ende kommen. Jetzt stand die loyale Bevölkerung noch fester zusammen, und gaben den Rebellen im Norden keine Gelegenheit, den Ereignissen hindernd in den Weg zu treten.

Um diesem Mangel an Arbeitskräften in etwas abzuhelfen, veranlaßten Walbridge und Schreiner ihre Arbeiter und Handwerker täglich zwölf Stunden, anstatt wie bisher zehn Stunden zu arbeiten. Sie

wurden dann auch nach der Stunde bezahlt, aber auch etwas mehr für jede. Den Vorschlag nahmen sie dann gern an; Geld kann jeder gebrauchen, und das lag für sie jeden Samstagabend bereit. So ging denn die Arbeit trotz mancher Hindernisse rüstig voran und nahm die Leute so in Anspruch, daß sie kaum Zeit fanden, die welterschütternden Kriegsereignisse viel zu beachten. Mr. Walbridge und Arthur hatten viel mehr Kontrakte angenommen, als wie in dem vorhergehenden Jahre, sodaß selbst der unverwüstliche Arthur es für nötig fand, jede zu erübrigende Stunde seiner Ruhe zu widmen. Seine Briefe schrieb er in großer Eile, und alle zeichneten sich durch ihre musterhafte Kürze aus. Sonntags schrieb er an seine Braut, das war sein Festtag, und die Briefe waren nicht kurz. Er konnte die Zeit gar nicht nach Tagen berechnen, denn die gingen zu schnell hin; er mußte sie nach Wochen berechnen, und dann konnte er kaum der Reihe folgen. Für jede Woche setzte er sich eine Aufgabe, ein Ziel, und steckte es weit genug hinaus; wollte er es erreichen, dann mußte er sich eilen. Das hielt ihn im Gange und ließ die Zeit viel zu schnell verlaufen.

Mr. Walbridge wetteiferte natürlich mit seinem jungen Partner, und wenn er dann abends spät

totmüde nach Hause kam, dann glaubte man ihm schon, daß Arthur ebenso müde war, und entschuldigte ihn, obgleich sie ihn doch schmerzlich vermißten. Von Zeit zu Zeit kam Arthur aber doch, und zwar dann, wenn er irgend eine Nachricht von „da unten“ anbringen wollte. Er sah gut genug, daß Lilly auf diese Botschaften förmlich wartete, und deshalb machte es ihm Freude, sie zu bringen; und die anderen freuten sich alle mit.

So kam der Sommer heran, und Aline schrieb an Arthur, daß bei Hektor ganz entschieden eine Wendung zum Besseren eingetreten, an Körper und Geist. Daß er sich mit unermüdlichem Fleiße der Plantage angenommen, große Fortschritte mache und die Sklaven, die noch alle da waren, sehr vernünftig behandle. Er käme jetzt oft in die Gesellschaft, und glänze durch seinen guten Humor. Seine Mutter hinge mit abgöttischer Liebe an ihm, und schwöre darauf, daß sie das alles Chicago zu verdanken habe. Das letztere hatte Aline dick unterstrichen.

Das war zu deutlich als daß Arthur lange gewartet hätte. Außerdem mußte er einmal wieder eine heitere Ablenkung haben, sonst versank er ganz im Geschäft. Er zwackte sich dann gleich am Abend ein paar Stunden ab und begleitete Mr. Walbridge

nach seinem Hause. Mutter und Töchter hatten sogleich erraten, daß er wieder etwas Neues bringe, und gleich waren alle lachend um ihn herum, und versuchten auf alle Weise ihn zum Reden zu bringen.

„Arthur, was bringen Sie uns heute?“ frug die eine.

„Oh, es kann bald losgehen!“ neckte er.

„Was kann losgehen?“

„Das Heiraten, was denn sonst!“

„Wir glaubten, Sie wollten bis zum Winter warten.

„Ja ich! aber der Andere!“

„Wer denn?“

„Hektor!“

„So? hat er geschrieben?“

„Er nicht, aber meine Braut; und die schreibt wie ein Buch; was darin steht ist jedes Wort wahr.“

„Was schreibt sie denn?“

Arthur zog langsam und gravitätisch den Brief aus der Tasche, legte ihn so zusammen, daß nur die unterstrichenen Zeilen zu lesen waren, und hielt es den Mädchen in sicherer Höhe vor: „Sehen Sie selbst, hier steht es dick unterstrichen; ‚Seine Mutter hängt mit abgöttischer Liebe an ihm, und schwört dazu, daß sie das Alles Chicago zu verdanken hat.‘

„Ja, was denn?“ frug Frau Walbridge.

Die Mädchen aber suchten den Brief zu erhaschen und griffen den jungen Riesen von allen Seiten zugleich an. Das war der Spaß, den er wollte, und er beutete die Gelegenheit zur Genüge aus, bis er dem vereinigten Schmollen, Bitten und Lachen der schönen Mädchen endlich zum Opfer fiel und tropfenweise seine Neuigkeit auskramte.

Frau Walbridge als sorgsame Mutter hatte dabei viel zu denken. Sie sah wohl, daß ihre Töchter das Ganze als einen lustigen Spaß betrachteten, und dann auch wieder, daß Lilly dabei nicht ganz so unbefangen war, wie es wohl den Anschein hatte. Gegen Hektor hatte sie nichts einzuwenden, er schien ein ehrenhafter, tüchtiger junger Mann zu sein. Es war aber gar nicht anzunehmen, daß er alle seine südlichen Ideen und Vorurteile auf die Seite setzen könnte, um eines Mädchens willen, das er nur so wenig kannte. Sie konnte freilich nicht umhin selbst zu gestehen, daß Hektor und seine Mutter mehr in ihrem Benehmen verrieten, als wie sie offen aussprachen, oder auch aussprechen konnten. Alles zu seiner Zeit, und die Zeit war noch nicht gekommen, das ließ sich also leicht erklären. Aber es wäre ihr doch lieber, wenn die Mädchen nicht soviel über gewisse Möglichkeiten sprechen wollten, die doch wahrscheinlich im Sande verlaufen würden. Sie machte

sich gerade keine Sorgen darüber, aber es gab ihr doch zu denken, besonders weil auch Kapitän von Daun und Leutnant Brooks ebenfalls wie Meteore durch ihren Familienkreis geschossen. Sie hatte die beiden Herren sehr gerne gesehen, und sie hatten sich durch ihr bescheidenes feines Benehmen ein warmes Plätzchen in ihrem guten Herzen gesichert. Jetzt waren sie mit ihrem General zur Front abgegangen. Sie gingen ja alle fort; alle zur Front. Wer konnte sagen, ob einer von ihnen wiederkehrte?

Zum Glück für Frau Walbridge kam nun noch mehr Besuch, Herren und Damen. Das riß die sorgsame Mutter aus ihrem Nachdenken und verscheuchte die Grillen. Eine Zeitlang ging es dann bunt durcheinander; allmählich aber fanden sich die älteren Herren zusammen, und besprachen eifrig Politik und Kriegsnachrichten.

Im Norden waren die Ansichten durchaus nicht einstimmig. Es gab da sehr viele offene und auch versteckte Rebellen, die unter dem Schutze der Gesetze das Recht zu ihrer eigenen Ansicht hatten, und — diese Ansicht frei und laut aussprechen durften.

Die Presse hatte dasselbe Privilegium und machte davon vollen Gebrauch. Sie vertrat unverholen die Sache des Südens, verkleinerte die

Erfolge der Bundestruppen, und verherrlichte jede That der Rebellen. Die Union-Offiziere waren alle Dummköpfe, jeder südliche Soldat ein Feldherr. Ihr Zweck war, den Norden zu entmutigen. Man nannte diese Leute, besonders die geheimen, „Copperheads," Kupferkopf, nach einer kleinen giftigen Schlange, die sehr gefürchtet wird. Grants Siege wurden seiner Übermacht zu gute geschrieben, obgleich er in Wirklichkeit die Übermacht bisher immer erst nach der Entscheidung erhielt. Er hatte aber von Natur die Menschenkenntnis und den Mutterwitz, den andere in der Schule zu erlernen suchen. Er kannte die Menschen und zog Vorteile aus ihren Schwächen; er sah auf den ersten Blick sich bietende Vorteile, und hielt sie fest. Das machte ihn erfolgreich. „Ja, er hat sich noch nicht mit Bob, Robert und Lee gemessen!" riefen sie höhnisch aus. Jetzt hatte er auch das gethan, und hatte Bob nach Richmond hinein getrieben.

Mr. Walbridge war ein ganz entschiedener Union-Mann, aber einer seiner Gäste war das nicht. Sie kabbelten sich dann regelmäßig, wenn sie zusammen kamen; das thaten sie gern, es verdarb auch die Freundschaft nicht; und so ging es denn auch bei diesem Besuche.

„Na, Mr. Copper, jetzt hat sich der Grant auch

mit Bob gemessen; was denken Sie jetzt von ihm?“ frug Mr. Walbridge lachend.

„Ja, mit so einer Übermacht! da ist das nicht zu verwundern,“ erwiderte Mr. Copper.

„Gehen Sie doch, das hat ja nichts mit dem Übergange über den Rapidan zu thun! Da hat Ihr Siegfried gewiß geschlafen.“

„Er wurde überrascht; ja, das ist richtig. Das kann aber doch Jedem einmal passiren.“

„Aber keinem guten General! Lee wußte, daß Grants Armee zum Losschlagen bereit stand, wußte, daß sie ihm an Zahl überlegen war, und seine Aufgabe war, sie im Einzelnen zu schlagen. Er mußte die Augen offen halten, und dazu eine günstige Gelegenheit erspähen. Am Rapidan war die Gelegenheit, die mußte er ausnützen, und statt dessen läßt er den Feind bis fast in sein Lager kommen, ehe er seinen Degen zieht.“

„Ja, damit hatte Lee Pech. Er konnte doch nicht selbst am Ufer stehen und Grant beobachten. Das mußten seine Untergebenen thun! und die haben ihn nicht früh genug benachrichtigt. Er hat Grant aber dann doch in der Wilderneß geschlagen!“

„Ein schöner Sieg, wenn Grant nach der zweitägigen Schlacht ganz unbeirrt auf Richmond los

marschiert, und Lee muß sich beeilen daß er ihm noch zuvorkommt."

„Da sehen Sie Lees feine Strategie! Er hält den Feind lange genug auf, daß er sich eine neue Stellung auswählen und verschanzen kann, in welche er zurückfallen kann. Auf so etwas mußte er sich vorbereiten, und hat es auch gethan. Sehen Sie nur mal, wie er sich gewehrt hat, bis seine neue Stellung fertig war!"

„Sie sprachen da von Grants Übermacht. Wer hat denn Lees Befestigungen gemacht? Seine Soldaten?"

„Nein, gewiß nicht; das thun die Sklaven, die thun das gern? Die wollen gar nicht frei sein."

„Sehen Sie? Das wollt' ich hören. Bei Grant haben das die Soldaten zu thun. Und wer treibt Lees Train? Die Sklaven! Wer ebnet ihm die Wege, bringt Zufuhr, Lebensmittel und Futter herbei? Die Sklaven! Wer bringt ihm die Nachrichten von den Bewegungen des Gegners? Die Sklaven! Alles das müssen in unserer Armee die Soldaten thun, und die werden alle mitgezählt in der „Übermacht." Bei Lee sind das keine Soldaten und werden nicht mitgezählt, da sind es Sklaven!"

„Das hat gar nichts zu bedeuten. Die paar Brustwehren aufwerfen, das können die Soldaten

auch leicht genug thun, wenn sie hinkommen. Die Sklaven thun es gern, weil sie ihre Master lieb haben."

„Wie der Hund seinen Herrn. Freilich, solche Menschen muß es auch geben und giebt es auch genug; sind nicht mal alle Neger. Essen lieber einen zugeworfenen fetten Brocken als ein Stück selbstverdientes Brot."

„Sie werden es den Schwarzen doch nicht verdenken, daß sie zufrieden sind, weil es ihnen gut geht?"

„Das verdenke ich niemandem. Aber schlimm ist es, wenn Menschen mit so einem Leben zufrieden sind! Sehen Sie, Grant kommt ohne Sklavendienste durch, jeder Arbeiter kriegt voll bezahlt und jetzt steht er vor Richmond."

„Lee wird ihn schon wieder von dort vertreiben, er muß nur erst wieder seine Kräfte sammeln. Hinter seinen Befestigungen steht er ganz sicher".

„Dank der Sklaven!"

„Was wollen Sie? Die Sklaven müssen doch ihren Unterhalt verdienen!"

„Ja, wie ein Pferd, bis sie sterben. Die haben keinen Sonntag und keinen Ruhetag; aber immer das gleiche glückliche sorgenlose Leben wie die Leute im Zuchthause. Dann sind Sie auch mit der demo=

kratischen Plattform zufrieden: „Der Krieg ist verfehlt; es muß sofort Frieden unter jeder Bedingung geschlossen werden; und George B. McClellan ist der wahre Prophet und muß Präsident werden."

„Natürlich, das ist meine Plattform für die ich stimme. Die Südländer sind ein freies Volk, wie wir auch."

„Bis auf die drei Millionen Sklaven!"

„Ja, bis auf die drei Millionen Sklaven. Und sie haben das Recht sich von dem Norden zu trennen, wenn sie wollen."

„Und die Sklaverei beizubehalten bis an den jüngsten Tag. Das ist recht schön, geht aber gegen alle Natur. Die Juden hatten ihren Moses, und so haben alle Sklaven bisher ihren Moses gefunden bis auf unser zivilisiertes Zeitalter. Jetzt haben diese Negersklaven ihren Moses gefunden, er heißt aber anders, sein Name ist Abraham Lincoln. Geben Sie acht, er wird mit großer Majorität wieder gewählt; und das allein wird den Krieg zu Ende bringen."

— — — — — — — — — — — — — —

Im November 1864 sollte wieder die Präsidentenwahl stattfinden. Die Union-Partei, welche diesesmal den Platz der republikanischen eingenommen, hatte als Hauptgrundsatz aufgestellt: „Die Union

muß und soll erhalten werden," und Lincoln, der jetzige Präsident, war ihr Kandidat zur Wiederwahl.

Dieser Partei entsprang eine Nebenpartei, die John C. Freemont als Kandidaten aufstellte. Mit Bedauern sei es erwähnt, daß an der Spitze dieser Partei auch viele der hervorragendsten deutschen Führer mit standen, welche, auf ihren bis dahin bewährten Einfluß bauend, versuchten, die deutschen Stimmen Lincoln abwendig zu machen. Unbeständig wie sie sich damit bewiesen, sind sie geblieben bis auf den heutigen Tag. Sie verscherzten damit alle Gelegenheit, neue Ehre auf sich selbst oder den deutschen Namen zu häufen. Sie hörten auf, den Deutschen noch länger als geachtete, verehrte und zuverlässige Führer voran zu gehen. Sie waren berühmt und eine Macht; jetzt sind sie verschollen.

Es war zu fadenscheinig, daß diese Nebenpartei den rebellischen Demokraten in die Hände arbeitete. Das Deutschtum schwankte kurze Zeit, und schloß sich dann der älteren Partei wieder um so fester an; und damit ging diese neue auseinander.

Die demokratische Partei stellte als Grundsatz auf: „daß der Krieg verfehlt sei und unter allen Bedingungen Frieden geschlossen werden sollte." G. B. McClellan war der Kandidat. Damit wurde das

Gerücht, daß McClellan, als er Befehlshaber der Potomac-Armee war, sich zum Diktator aufwerfen wollte, mehr oder weniger bestätigt.

In der dann folgenden Wahl war A. Lincoln wieder siegreich; und damit wurde McClellan, trotz seiner glänzenden Talente und Fähigkeiten, in den Hintergrund gestellt, und verschwand von der politischen Bühne.

Diese Wahl und der Krieg bildeten überall im ganzen Lande den Brennpunkt der Unterhaltung. Nicht allein im Norden, sondern auch im Süden, wo die ruhig Denkenden ihre Niederlage voraussahen. Ihre einzige Hoffnung war, daß ihre Freunde im Norden McClellan erwählten. Nur dann konnte das Schlimmste von ihnen abgewendet werden. Grant stand mit seiner Armee bei Richmond und hielt Lee mit seiner Armee wie in einem Schraubstocke da fest. Sherman hatte Atlanta genommen nachdem er Johnston und Hood geschlagen und bedrohte den ganzen Süden in jeder Richtung. Sheridan hatte Early im Shenandoah-Thale total aufs Haupt geschlagen und für immer daraus vertrieben. Price wurde bei Kansas City, Mo., von Pleasanton und Curtis geschlagen und mit großen Verlusten nach Arkansas zurückgetrieben. Wo sollte da die Hoffnung auf Erfolg auf dem Kriegsschau-

plätze herkommen, wenn der Himmel nicht ein Einsehen hatte und für sie ein kleines Wunder verrichtete?

Trotz aller dieser Aufregung gingen die Geschäfte in Chicago besser wie jemals. Geld war im Überfluß vorhanden und zirkulierte frei von Hand zu Hand. Jeder hatte Geld, und jeder wollte bauen. Es war, als hätte es das Schicksal darauf abgesehen, Walbridge und Schreiner in einem Jahre reich zu machen. Der alte Herr konnte sein Glück gar nicht genug begreifen, daß er Arthur gefunden hatte, denn ohne ihn hätte er es nicht so weit gebracht. Arthur schmiedete das Eisen, solange es heiß war. Unermüdlich war er bei der Arbeit; tags bei den Bauten, abends über den Papieren und Büchern. Immer wieder wurden alle nachgesehen und geprüft, berechnet, was geliefert und noch zu kaufen war. Man hätte ihn „arbeitstoll" nennen können, wäre er nicht so ruhig und besonnen dabei gewesen.

Von La Rues hörte Arthur, was er auch aus den Zeitungen ersehen konnte, daß nämlich die Bundestruppen dort das ganze Land durchschwärmten, daß aber La Rues selbst nicht von ihnen belästigt wurden. Harry

Wornal, Felix und Henry waren bei Hoods Armee. Das junge Paar lebte bei La Rues wie im Himmel. Doktor Wornal, Thea und Herr La Rue gewöhnten sich schon allmählich wieder daran, unter dem Sternenbanner zu leben; selbst Frau Harris und Hektor konnten den Gedanken daran leidlich ertragen. Hektor war schon fast ganz wieder hergestellt, und war ein musterhafter Verwalter geworden, die friedliche Arbeit schien ihn zu beglücken.

Alles dieses teilte Arthur seinen Freunden mit, natürlich mit den üblichen Neckereien. Sein Partner selbst drang darauf, daß er sich Erholungs-Stunden erlaubte, dann ginge es wieder bei der Arbeit um so besser.

Eines Tages wurde Mr. Walbridge durch einen Brief von Hektor überrascht. Hektor entschuldigte sich, daß er nicht früher geschrieben, damit, weil er immer noch in Zweifel gewesen, ob er ganz besser würde oder nicht." Davon hängt für mich alles ab", schrieb er, „und ich mußte vermeiden, unvorsichtig einzugreifen; Worte zu gebrauchen, die den Lauf der Dinge beeinflussen mußten, und für die ich dann später nicht hätte aufkommen können. Das ist jetzt vorüber. Ich bin gesund, und kann verantworten, was ich sage. Ich habe in Ihrem Hause ruhige, glückliche Tage verlebt, trotz meiner Krankheit; ein

Leben, wie ich es nie gekannt. Da stieg in mir der Wunsch auf, es so fortzusetzen. Gelähmt, wie ich war, durfte ich nicht davon sprechen; jetzt darf ich es Ihnen sagen. Lilly hatte sich ohne ihr Wissen in mein Herz geschlichen, füllte es bald ganz aus, und beherrschte dann mich und all mein Denken und Thun. Nun bitte ich Sie und Frau Walbridge, mir zu erlauben, mich um Lillys Herz und Hand zu bewerben."

Hektor schrieb noch viel mehr; aber damit beschäftigten sich Mr. Walbridges Gedanken nicht. Es kam ihm so wunderlich vor, daß seine Tochter einen Erzrebellen heiraten sollte: das war ihm doch zu neu. So etwas hatte er für ganz unmöglich gehalten; in Wirklichkeit nie daran gedacht. Bald lachte er leise vor sich hin, dann saß er wieder tief in Gedanken versunken. Endlich stand er auf und ergriff seinen Hut: „John, wenn Mr. Schreiner kommt, sag' ihm, ich lasse ihn bitten, heute Abend nach meinem Hause zu kommen. — Sag' ihm, ich hätte einen Brief von Mr. Harris!" Damit trabte er von dannen, um einen Teil der Verantwortlichkeit so bald wie möglich auf die Schultern seiner Frau abzuladen.

Ob Frau Walbridge sich über den Antrag freute oder nicht ließ sich nicht sogleich erkennen. Wenig=

stens währte die Unterredung zwischen den beiden sehr lange, und wurde sehr ernsthaft geführt. Jede Mutter fühlt sich geschmeichelt und beehrt, wenn ihrer Tochter ein so ehrenhafter Antrag gemacht wird. Und doch schreckt das Mutterherz zagend zurück, wenn sie bedenkt, daß das junge unerfahrene Mädchen, ohne Beihülfe und Schutz der Mutter, mit einem fremden Manne das Schiff besteigen, und selbstständig und allein mit ihm ihren Kahn durch die Brandungen des Lebens lenken soll.

Der Lebenszweck für Mann und Jungfrau ist die Heirat; und wenn sich zwei Herzen gefunden haben, dann muß man es ihnen getrost überlassen, ihre eigenen Wege zu suchen und zu finden, wie man es selbst gethan hat. Sie selbst! ja, jetzt denkt sie wieder daran wie sie, mit grünen Myrten im Haare, vertrauensvoll ihre Hand in die seine gelegt, und dann mit ihm, in Leid und Freud, das unermeßliche Glück ihres Lebens gefunden. Da wird das Herz weich, da legt sie ihren Arm um den Nacken ihres geliebten Mannes, schaut ihm mit feuchten Augen verklärt in's Angesicht, und sagt: „Laß es geschehen“.

Arthur ließ den Abend nicht auf sich warten; er kam schon zum Abendessen. Die Botschaft, die Mr. Walbridge für ihn hinterlassen, konnte er nicht

mißverstehen, und er war deshalb sehr erstaunt, daß sich gar keine Aufregung oder so etwas zeigte. Nach dem Essen wurde ihm dann die Aufklärung. Arthur war diskret genug, nicht nach dem Briefe zu fragen, bis Mr. Walbridge selbst davon anfing. Dafür aber neckte er die Mädchen so viel er konnte, und Hektors Name spielte dabei keine unbedeutende Rolle. Leicht dazwischen geworfene Fragen an Lilly ließen Vater und Mutter erraten, daß sie wohl ebenso an Hektor dachte, wie jener an sie; und deshalb ging er nun direkt vor.

„Hektor hat an mich geschrieben;“ sagte der Vater so ganz nebenhin.

Die Mädchen hörten wie auf Kommando zu lachen auf, und sahen sich mit unbeschreiblichem Ausdruck von Zweifel, Neugier und Frage an. Lilly war leichenblaß geworden und sah den Vater erschreckt an, dann kam das Blut mit doppelter Kraft zurück und färbte ihr Gesicht rot bis an die Haare.

„Er will wissen, ob er wiederkommen darf?“ fuhr der Vater ganz ruhig fort. „Was meinst du dazu, Lilly?“

„Ich? ja, Papa, dazu habe ich doch nichts zu sagen!“

„Ich weiß nicht — ich befürchte, er ist im Stande und nimmt dich mit nach dem Süden."

„O, das glaube ich nicht!"

„So sieht es aber aus; denn sonst würde er nicht fragen, ob er kommen darf!"

Jetzt lachte Lilly fröhlich auf: „O, das wäre aber herrlich!"

So? du undankbares Mädchen; dann willst du uns verlassen?"

„Ja, wenn er kommt und will mich haben, dann geht es nicht anders, dann muß ich mit!" Damit lief sie lachend aus dem Zimmer.

Belustigt hatten alle zugehört; es stimmte genau überein mit dem, was jeder wünschte. Rose und Daisy liefen der Schwester nach und Mr. Walbridge gab Arthur den Brief zum lesen.

„Wie ich es mir dachte", sagte er, nachdem er gelesen. Hektor war wie umgewandelt. Anfangs glaube ich, wollte er gar nicht besser werden, bis er wie im Traum die fröhlichen Stim men der Mädchen hörte und neugierig wurde. Als er dann in die Gesellschaft gezogen wurde und Lilly sah, da hat sie es ihm gleich angethan."

„Das ist doch die verkehrte Welt", philosophierte Mr. Walbridge. „Sie holen sich ein Mädchen vom

Süden, und der will nun eine vom Norden. Geradezu umgekehrt.

„Wer kann seinem Geschick entgehen? lachte Arthur.

„Bis wann gedenken Sie nach dem Süden zu gehn?“ frug Mrs. Walbridge.

„Wir werden dieses Jahr nicht so früh mit unsern Arbeiten fertig; ich kann nicht gehn bis dicht vor Weihnacht.“

„Dann bleiben Sie den ganzen Winter dort?“

„Wenn die Geschäfte es erlauben, ja! das heißt zwei Monate gewiß. Ich habe mich schon nach einem Hause umgesehn, habe aber nichts passendes gefunden; sie sind mir alle zu groß.“

„Sie wollen doch nicht gleich haushalten? das geht ja nicht! Das Mädchen muß doch erst etwas davon lernen; und dann kann sie doch da nicht den ganzen Tag allein sitzen.“

„Ich gehe nicht gern in ein Hotel.“

„Das ist auch nicht nötig. Wenn Sie wollen, dann können Sie einige Zimmer hier im Hause haben, dann ist das junge Ding doch bei Freunden. Die Mädchen werden schon dafür sorgen, daß sie kein Heimweh kriegt.“

„Sie sind zu freundlich, wie immer, Frau Walbridge; das darf ich Ihnen ja gar nicht zumuten.

Sie würden sich da eine große Last aufladen; nein, nein! das wäre zu gut, das darf ich nicht annehmen."

„Nun lassen Sie mich einmal sprechen", fiel Mr. Walbridge ein. „Wenn irgend einer Ernst macht und holt uns die Lilly weg, dann steht da am Tische der leere Stuhl und das erinnert uns dann jedesmal an die, welche da seit vielen Jahren zu sitzen pflegte. Wenn es Ihnen bei uns gut genug ist lieber Arthur, dann bringen Sie Ihre junge Frau nur hierher. Nächstes Jahr können Sie sich hier in der Nähe ein Haus bauen, wie Sie es haben wollen und es ganz gemächlich einrichten und möblieren. Also lassen Sie meine Frau nur ganz ruhig gewähren; sie hat in jeder Beziehung recht."

Arthur ließ sich gern dazu bereden, wenn er sich auch anstandshalber sträubte. Er hatte wohl darauf gerechnet, daß er Aline häufig zu Walbridges führen konnte, damit wäre aber doch nicht sehr viel erreicht gewesen. So aber fanden sie beide sozusagen eine Heimat, die nichts zu wünschen übrig ließ. Die Familie war freilich nicht so aristokratisch, aber sie fanden da den offenen biederen Sinn, die natürliche Liebenswürdigkeit, die den Menschen adelt. Er nahm dann auch zuletzt dankend an und konnte nun, von der Sorge erlöst, ernsthaft an alles an-

dere denken. Jetzt war es schon November; im Dezember wollte er zu seiner Braut reisen, und Mitte Januar sollte die Hochzeit sein. Es war noch gar viele Arbeit fertig zu machen, er wußte kaum, wie das möglich zu machen war, aber sein Partner beruhigte ihn dann wieder mit seinem: „Nur ruhig Blut, es wird sich schon machen!“ und es machte sich.

Was kümmerte Arthur jetzt der gar nicht endenwollende Siegestaumel der Republikaner, die ihren verehrten nnd vergötterten Lincoln wieder als Präsidenten erwählt hatten? Was gab er jetzt um den Krieg, wenn er nur nicht hindernd zwischen ihn und seine Braut trat? Und je kürzer die Zeit wurde, desto mehr nahm seine Sehnsucht zu. Wer weiß, was noch daraus geworden wäre, wenn sich nicht ein Ereignis dazwischen gedrängt hätte.

X.

Hektor hatte kaum das Antwortschreiben von Mr. Walbridge gelesen, da saß er auch schon bei seiner Mutter und vertraute ihr sein Geheimnis an. Freundlich lächelnd wünschte sie ihm Glück zu seiner Wahl und gestand ihm, daß sie in Lilly die

Bürgschaft sähe für ein frohes heiteres Leben in Harris Mansion.

Das war genug für ihn. Sein heißes südliches Blut ließ ihn nun nicht mehr zaudern. Louis und Bella wurden zu Rate gezogen, und in kurzer Zeit war alles für seine Abwesenheit von mehreren Wochen vorbereitet. Seine Mutter fühlte neues Leben in sich. Rastlos durchstöberte sie schon jetzt das ganze Haus, und machte Pläne wie sie das Nest für ein junges Paar recht weich ausstaffieren konnte. Florence sah mißtrauisch dem Treiben zu. Man hatte ihr keinen ganz klaren Wein eingeschenkt, weil sie nicht ganz für voll gezählt wurde; sie mußte sich ein gut Teil davon denken, und das verdarb ihr die gute Laune noch mehr. Als aber eines Tages im November Hektor sie stürmisch in die Arme schloß, und ihr zuraunte: „Ich hole dir eine Schwester! sei gut zu ihr," da war aller Groll verschwunden. Und kaum als Hektor auf dem Dampfboote war und nach Norden fuhr, da war sie ebenso rastlos wie ihre Mutter. Jeder verwunderte sich über das was in dem Mädchen steckte, sie entfaltete ein wunderbares Talent, das Haus festlich herzurichten, und würdig zu machen, ein junges Paar aufzunehmen.

Die ganze Kolonie war in großer Aufregung.

Der erste Rebelle in der ganzen Nachbarschaft, war der Erste, der es wagte, ein Yankee-Mädchen in ihre Mitte zu bringen. Was sollte daraus werden? Bei La Rues und Wornals aber fand Hektors Absicht Anklang. Wenn das erwählte Mädchen schon bei oberflächlicher Bekanntschaft im Stande war, so veredelnd auf Mutter und Sohn zu wirken, wie die Umstände zeigten, dann hatte man gute Ursache zu glauben, daß sie als Frau und Mutter ihren guten Einfluß nicht verlieren würde.

Hektor hatte mit Arthur Briefe gewechselt, und darin manches mit ihm verabredet. In Chicago angekommen, begab er sich sogleich nach May's Hotel, und schickte einen Boten zu Arthur, um ihm seine Ankunft zu melden. Dieser kam dann auch bald zu ihm und, nachdem sie herzliche Grüße gewechselt und zahllose Fragen gestellt oder beantwortet hatten, besprachen sie das Programm für den vorliegenden Fall. Um die Verlegenheit bei dem ersten Besuche zu vermeiden, beschlossen sie, daß der nicht im engen Familienkreise, sondern in Gegenwart von mehreren Freunden stattfinden sollte.

Hektor war ja nur ein seinwollender Bräutigam, und hatte noch nie mit Lilly ein Wort von seiner Liebe zu ihr gesprochen. Notgedrungen mußte er erst gelegentlich eine private Unterredung mit ihr haben,

und dazu wäre er wohl kaum beim ersten Begegnen gekommen. Er konnte sie nicht als Braut begrüßen und es durfte nicht aussehen, als hätte sie auf ihn gewartet, um gefragt zu werden.

Demzufolge wurde Mr. Walbridge in seinem Büreau aufgesucht und ins Vertrauen gezogen. Der war damit zufrieden und versprach, die Familie auf ihr Kommen vorzubereiten.

Als Hektor und Arthur, von mehreren Freunden begleitet, Abends bei Walbridge in den Parlor traten, wo die Familie ihrer wartete, da war die Begrüßung Hektors die eines alten Bekannten; weiter nichts. Die Situationen waren ganz normal und boten keinen Grund zu Verlegenheiten. Es währte aber gar nicht lange, da saßen Hektor und Lilly etwas abseits, dicht nebeneinander. Hektor schien das Wort allein zu haben; er sprach lebhaft auf Lilly ein, während sie nur selten ein Wort zu sagen hatte. Ihre Umgebung beachteten sie gar nicht, die schienen sie vergessen zu haben, und fühlten nur undeutlich, daß sie nicht allein waren. Dann hatte auch Lilly was zu sagen, und dann er wieder; dann hörte man ihr leises, fröhliche Lachen, und schließlich schienen sie im großen Ganzen übereinzustimmen. Die Mutter war eben in der Nähe be-

schäftigt eine Platte mit Erfrischungen herzurichten, da hörte sie ganz deutlich wie Lilly sagte:

„Nein, Hektor, das geht nicht. Soll ich deine Frau werden, dann darfst du das nicht thun!“ darauf er: „Mädchen, Mädchen!“ Du tyrannisierst mich. Mit einem Worte reißt du mich aus meinem Himmel, aber du hast Recht. Wie soll ich es aber nur aushalten, dich den ganzen Abend zu sehen, ohne dich an mein Herz zu reißen, und in alle Welt hinauszurufen: „Mein! Du bist mein für immer!“

Auf einen Wink von Mrs. Walbridge kam Arthur herbei, und wie sie von einem zum andern ging und Kuchen und dergleichen herumreichte, folgte ihr Arthur mit den gefüllten Weingläsern. Als alle versehen waren, erhob Arthur sein Glas: „Meine Freunde, ich leere dieses Glas auf das Wohl derer, die wir lieben!“ Hell klangen die Gläser aneinander und wurden bis auf den letzten Tropfen geleert.

Am nächsten Morgen hielt Hektor offiziell bei Mr. und Mrs. Walbridge um Lillys Hand an und wurde gnädig aufgenommen. Lilly kam; sie sah sehr blaß aus, aber unbeschreiblich glücklich. Nun durfte Hektor dableiben und neben ihr sitzen, und wenn sie allein waren, sie herzen und küssen. Tau-

senderlei Dinge hatten sie sich zu erzählen und von der glücklichen Zukunft zu reden.

„Gelt, wir halten vor Weihnacht noch Hochzeit? Ich habe meiner Mutter versprochen, dich ihr als Festgeschenk zu bringen.“

„Du bist zu ungestüm, Hektor; wir sind ja noch keine Stunde verlobt!“

Unsere Verlobung zählt von dem Augenblicke an, wo ich dich zuerst sah; und das ist schon eine halbe Ewigkeit her. Und wenn wir erst in vier Wochen Hochzeit halten können, dann scheint mir das noch eine ganze Ewigkeit zu sein!“

„Nein, es geht nicht, Liebster! Mama läßt mich nicht so fort ohne eine Aussteuer, und das nimmt wenigstens sechs Monate in Anspruch“.

„Sechs Monate?! Liebes Herz, das halte ich nicht aus. Weißt du, wir haben viel mehr Zeit, das nach der Hochzeit zu besorgen, dann brauchst du dich nicht so sehr damit zu beeilen.“

Nun zauste ihm Lilly laut lachend die Haare: „O, du! nein, das ist zu gut! Glaubst du denn, ich soll mit zu deiner Mutter gehen, wie ich hier bin?“

Bewundernd betrachtete er sie vom Kopfe bis zu den Füßen! „Ja, Schatz; so geh' mit!“

Hektor hatte außer anderen guten Dingen auch das Bitten schon gelernt, und als sie zum Mittag-

essen gerufen wurden, da hatte er Lillys Widerstreben schon besiegt. Nun galt es noch, die Eltern günstig zu stimmen. Mr. Walbridge lachte nur lustig auf, als Hektor mit seinem Plane herausrückte, und erklärte rund heraus, daß er, soweit es ihn angehe, gar nichts dagegen hätte, wenn sie noch denselben Abend getraut würden. Hektor ging eifrig darauf ein; da kam ihm aber die Mutter in die Quere, die wollte davon nichts wissen. Arthur hatte ein ganzes Jahr warten müssen, und das war nun ihr Maßstab. Nun entwickelte Hektor ein wunderbares Talent als Diplomat und Stratege. Vor allem sorgte er dafür, daß keiner aus dem Lachen kam, und damit war die gute Stimmung gesichert. Dann führte er seine arme Mutter ins Treffen, die da so ganz allein die große Plantage zu übersehen hätte, denn er gehe hier ganz gewiß nicht fort ohne Lilly. Aussteuer gebraucht sie ja überhaupt nicht. Für was denn? Diese viele Arbeit und Unruhen konnte man ja ganz vermeiden. Sie könnten sich ja nach und nach kaufen, was sie brauchten, warum denn so einen großen Haufen auf einmal? und da unten im Süden brauchte man auch ganz andere Sachen wie hier in Chicago. Als das Essen vorüber war, hatte Hektor den Sieg davongetragen, und das Brautpaar stand strahlend von Glück vor

den Eltern und dankten ihnen für ihre Einwilligung. Das Mutterauge ruhte befriedigt auf dem schönen, jungen Paare, und das Herz schwoll ihr in der Brust vor Stolz und Freude.

Da alles so schnell gehen sollte, wurde weder die Verlobung noch die bevorstehende Hochzeit bekannt gemacht. Frau Walbridge hatte beide Hände voll zu thun, um ihre Tochter doch wenigstens halbwegs auszustatten; da blieb keine Zeit übrig um Gratulationen und Glückwünsche in Empfang zu nehmen. Lilly mußte die Mutter auf allen Gängen begleiten; anders ging es nicht. Das Mädchen mußte doch sehen und sagen, ob die eingekauften Sachen ihr gefielen oder nicht. Hektor kam dabei recht zu kurz; wenn er auch Abends bei ihr war, dann waren auch immer einige Freunde oder Freundinen anwesend die bis zur Polizeistunde dablieben; und die schlug dann auch für ihn mit.

Arthur hatte seine Arbeiten beinah fertig und die Bücher soweit es ging abgeschlossen. Das Resultat ließ ihn fast erschrecken, so hoch war der Gewinn. Als er mit seinem Partner darüber sprach, lachte er ihn aus: „Ja, sehen Sie wohl, Arthur! Sie glaubten, ich böte Ihnen zu viel an. Sonst habe ich auf höchstens fünfzehntausend das Jahr gerechnet, dieses Jahr habe ich das doppelte ge-

macht und mehr; und damit kann ich wohl zufrieden sein."

Jetzt schien Arthur die Zeit nur so dahin zu fliegen. Er hatte so viel zu denken und zu besorgen, und immer fiel ihm noch etwas Anderes ein. Hektors Hochzeit sollte sechs Tage vor Weihnachten sein, dann wollte er mit seiner jungen Frau, begleitet von Arthur, gleich abreisen, und wenn sonst nichts unerwartetes dazwischen kam, zum Feste in der neuen Heimat ankommen.

So kam denn auch der Tag heran, furchtbar kalt, aber klar und sonnig. Die schweren Koffer waren schon am Bahnhof, und nur ein kleiner Koffer und eine Handtasche waren noch zurück behalten um den Brautschmuck aufzunehmen.

Die geladenen Freunde hatten im ersten Parlor Platz genommen. Mitten im Zimmer stand ein zierlicher Tisch mit Tinte und Feder darauf. Nun kam der brave alte Squire herein und trat vor den Tisch; als alter Freund sollte er die Zeremonie vollziehen. Zu gleicher Zeit wurden die schweren Vorhänge an der Verbindungsthür zurückgezogen und Mr. und Mrs. Walbridge traten Arm in Arm ein, gefolgt von dem Brautpaare und von Arthur, Rose und Daisy. Alle Anwesenden hatten sich erhoben und verneigten sich ehrerbietig. Während

das Brautpaar sich vor dem Squire aufstellte, traten die Eltern etwas seitwärts, Arthur hinter Hektor, und Rose und Daisy hinter die Braut.

Hektor war nach der Mode gekleidet: schwarzer Frack und Beinkleider, die weiße Weste tief ausgeschnitten. Seine Erscheinung imponierte durch sein aristokratisches und doch so natürliches feines Auftreten; und stolzer kann sich kein König fühlen als wie Hektor, als er mit seiner Braut vor den Squire trat.

Lilly an seiner Seite war wie ein Märchenbild. Schneeweiß, einfach, aber sehr geschmackvoll gekleidet, den Myrtenkranz im blonden Haar, zwei weiße halb erblühte Rosen in der Hand, den Blick keusch gesenkt, die eine Hand auf Hektors Arm gelegt, so stand sie da, eine ideale Braut.

Der Squire betrachtete einige Sekunden lang die liebliche Gruppe vor ihm. Da flogen seine Gedanken wohl zurück zu dem Augenblicke wo er selbst mit seiner lieben Braut vor dem Squire gestanden, und im Augenblick zog sein ganzes eheliches Leben an ihm vorüber. In einfachen biederen Worten machte er das junge Paar aufmerksam auf alles was man zu gewärtigen hat, und wie man es aufnehmen sollte, und schloß mit der Ermahnung: „Was immer Euch auch beschieden sein mag, tragt

es zusammen; geteilter Schmerz ist halber Schmerz, geteilte Freude doppelte Freude!"

„Das „Ja" war gesprochen, die Zeugen hatten den Akt unterschrieben, und die stürmischen Beglückwünschungen waren im vollen Gange. Die Braut hatte jeder ihrer Schwestern eine von den Rosen gegeben, die sie in der Hand gehalten hatte, dann Vater und Mutter geküßt und das war auch alles auf was sie sich später besinnen konnte. Sie schüttelte Hände, küßte Mädchen und Frauen, dankte, nickte, lächelte, bis Hektor sie aus dem Knäuel herauszog und zu Tisch führte. Nach dem Essen legte sie ihr Brautkleid ab und zog Reisekleider an. Zu der Zeit standen die Kutschen schon bereit, alle stiegen ein, und fuhren im raschen Trabe zum Bahnhof, wo der Zug zur Abfahrt bereit stand. Arthur hatte im Schlafwaggon hinreichend Plätze reserviert um recht bequem reisen zu können. Er führte das Paar nun gleich dahin denn sie waren so verwirrt daß sie allein gar nicht fortgekommen wären. Durch Arthurs rasches Handeln waren dann die Zurückbleibenden konfus geworden und wußten nicht, was sie thun sollten, und während sie sich noch besannen, setzte sich der Zug schon in Bewegung. So war der letzte schwere Abschied nur ein schneller Händedruck durch das offene Fenster.

Arthur setzte sich dann gleich den Beiden gegenüber und ergriff ihre Hände:

„So, nun will auch ich Ihnen Glück wünschen und gratulieren; in dem Durcheinander hatte das ja keinen Sinn. Das ist nun überstanden, der Abschied, war auch nicht zu schwer, und nun können wir gemütlich nochmal alles besprechen."

Lilly wußte nicht recht, ob sie lachen oder weinen sollte; auf die Weise wurde es etwas von jedem als sie sagte:

„Sie böser Mann! ich hatte der Mama noch so viel zu sagen."

Das hab ich mir gedacht, und dann wären wir nicht fortgekommen. Das sehen Sie doch jetzt selbst, Frau Harris."

Blitzschnell hatte sich Lilly grade aufgesetzt und sah wie bei einer Offenbarung bald zu Hektor und dann zu Arthur auf.

„Ja, ja!" lachte Arthur. „Ich habe gut aufgehorcht, niemand ist mir zuvor gekommen, ich bin der erste, der Sie bei Ihrem neuen Namen und Titel nennt."

Wieder sah Lilly fragend zu Hektor auf; da legte er seinen Arm um ihren Nacken, bog ihren Kopf rückwärts und küßte sie feurig. „Ja, jetzt bist du Frau Harris, — meine Frau!" und als sie dabei

heftig errötete, setzte er beschwichtigend hinzu: „Still, still Kind. Arthur darf es wohl sehen."

„So?! Und wo bleib' ich?" rief dieser in komischer Verzweiflung. „Glauben Sie denn, daß ich von Holz bin? Wenn Sie nicht wollen, daß ich vom Zuge springe, dann halten Sie den Hausfrieden."

Da lachten ihn beide so recht glücklich an und Hektor sagte: „Warten Sie nur, Arthur, bis Sie ihre Frau heimnehmen, und dann predigen Sie Mäßigung!"

Arthur legte die Hand an die Stirn und richtete den Blick nach oben: „O Himmel! erinnern Sie mich nicht daran, das halte ich gar nicht aus! Ich werde oftmals wünschen, Sie hätten mich bei dem Rockkragen und schüttelten mich zur Besinnung, denn ich habe so eine Ahnung, daß ich fürchterliche Dummheiten begehen werde."

Nach dem Nachtessen, welches sie auf einer Station erhielten, zog sich Arthur in seine Schlafstelle zurück und schlief den Schlaf der Gerechten, denn er war totmüde von all der Aufregung.

Am nächsten Tag kamen sie nach Cairo, wo sie ein Dampfschiff erwarten mußten. Das währte nicht sehr lange, und am Abend schon fuhren sie den Strom hinunter. Es war sehr kalt und sie

konnten nur langsam voran kommen, weil die oberen Flüsse das Eis massenhaft zusammen drängten. Aber damit wurde es stündlich besser, die Luft wurde wärmer und das Eis verging im Strome oder blieb auf den Sandbänken hängen. Endlich passierten sie Port Hudson, bald war die Heimat erreicht.

Der Kapitän hatte versprochen, bei La Rues Landung anzulegen um Holz aufzunehmen, und der Maschinist versprach, schon lange vorher und bis zur Landung wiederholt die Dampfpfeife heulen zu lassen. „Das werden sie verstehen!" versicherte Hektor, und sie verstanden es auch.

Das Gepäck stand schon auf der rechten Seite auf dem unteren Verdecke bereit. Sobald dann das erste Signal gegeben war, eilten alle drei, mit Operngläsern bewaffnet, oben auf das Sturmverdeck, und beobachteten die Wirkung. Noch keine halbe Stunde war verflossen, da kam eine Kutsche angejagt. Das war das Pony-Phäeton, man konnte es ganz gut erkennen, und darin stand Aline; ja, das war Aline! und lustig flatterte ihr weißes Tuch ihnen ihr „Willkommen" entgegen. Die Passagiere auf dem Promenaden-Verdeck hatten natürlich gar keine Ahnung, wem das eigentlich galt; und angesteckt, einer von dem anderen, schwangen

alle ihre Tücher zum Gegengruß, so daß das ganze Schiff auf der Südseite aussah wie eine Schmetterlingsheimat.

Jetzt kam noch eine andere Kutsche an; das waren La Rues, Louis und Bella. Und bald kam wieder eine; das waren Wornals. Alle kamen, sie zu begrüßen, zu empfangen. Oh, wie schön, wie schön, so eine Heimkehr.

Endlich passierte das Schiff die Landung und fing an sich zu drehen, und dann aufwärtsfahrend anzulegen. Noch waren sie mitten im Strome, weit weg vom Ufer, und noch flatterten alle Tücher. Nun fing das Schiff an, sich aufwärts zu arbeiten; halb dem Lande zugerichtet, mit Aufwärts-Bewegung, wurde es von der Strömung von selbst dem Lande näher gebracht. Da war dann endlich der Augenblick gekommen; schnell eilten alle drei, ihr kleines Handgepäck zu ergreifen, und standen dann an der Landungsbrücke bereit, ihren Lieben in die Arme zu laufen. Jetzt stößt das Schiff an; ein Ruck — das Seil ist festgelegt, und das Schiff schaukelt sich dicht ans Ufer hinan. Im Augenblicke ist die Planke übergelegt, und allen voran springt Arthur mit wenigen Sätzen darüber hin auf das Phäeton zu und schließt seine Braut in die Arme.

Hektor war sehr vorsichtig, daß seiner Frau kein Unglück zustieß; er führte sie langsam und bedächtig über die Planke den auf sie wartenden zu.

Lilly war hier eine fremde Blume, eben erst verpflanzt, und war versucht, die Blätter hängen zu lassen; dafür war aber Doktor Wornal da. Hektor hatte ihnen seine Frau erst im allgemeinen vorgestellt, und machte sie dann mit jedem einzeln bekannt. Sie wurde natürlich sehr freundlich und herzlich aufgenommen; aber Louis und Bella konnten doch nicht gleich den echten warmen Ton finden, der das beengende Gefühl vertreibt. Nun kam der Doktor an die Reihe. Er ergriff ihre beiden Hände, hielt sie weit vor sich hin, sah ihr treuherzig ins Gesicht und sagte: „Na, endlich sind Sie da. Wir haben Sie sehnlichst erwartet, und ich biete Ihnen ein herzliches „Willkommen“. Sie fühlen sich recht fremd hier, nicht wahr? natürlich, das kann ich mir schon denken; aber das geht bald vorüber. Aber sehen Sie, da ist meine liebe Frau schon eifersüchtig, weil ich mich in Sie schon ganz vernarrt habe. Das schadet aber nichts, Frau Harris. Thea und ich kommen schon wieder zurecht.“

Inzwischen lachte Lilly schon herzlich mit; und wenn sie lachte, dann war sie unwiderstehlich. Aber Thea gab ihr noch keine Zeit zum Sprechen.

„Auch ich heiße Sie herzlich „willkommen“ Frau Harris“, sagte sie in ihrer mütterlich liebevollen Weise. „Wir bilden hier sozusagen eine Familie und nehmen großen Anteil aneinander. Ich hoffe deshalb, daß wir gute Freunde werden, und einander oft begegnen.“

Arthur mußte seine Begrüßung bei Aline doch etwas abkürzen; er hob sie aus dem Phäeton, führte sie zu Frau Harris und machte selbst die Runde. Überall dieselbe freudige Begrüßung. Dann verteilten sie sich in die Kutschen; Louis nahm Hektor und Frau mit, und Arthur ging mit Aline zu ihrem Phaeton. Da bemerkte er erst, daß Sambo vor den Pferden stand und sie hielt.

„Ei, Sambo, alter Junge! komm, gieb mir die Hand, du gute, treue Haut!“ Sambo ließ sich das nicht zweimal sagen; er ließ die Ponys für sich selbst sorgen und rannte im Galopp auf Arthur zu. „O, Massah! wie Sambo sich freut, ich kann es gar nicht sagen!“ Die Ponys hatten schon längst auf die ihnen brkannte Stimme gelauscht, aber Sambo hatte sie am Platze gehalten. Jetzt waren sie frei; diese Gelegenheit benützten sie, machten „Kehrt“ und steckten ihre Köpfe auf einmal auch dazwischen. Aline lachte fröhlich auf und Arthur war sichtlich gerührt von so viel Liebe und Anhänglichkeit wie

ihm hier entgegengebracht wurde. Er streichelte die Ponys über die Stirn, strich ihre Mähne glättend zurück und sprach freundliche Worte, die sie augenscheinlich verstanden und zu würdigen wußten.

Dann endlich fuhren sie dem Hause zu. Hektor und Frau stellten sich Herrn La Rue vor und nahmen seine Glückwünsche in Empfang. Sie hielten sich aber nicht lange auf, sondern eilten nach Harris Mansion.

Frau Harris und Florence waren beide furchtbar aufgeregt. Auch sie hatten die Signale verstanden und konnten das Kommen des jungen Paares kaum erwarten. Sie waren ihnen nicht entgegengefahren; denn für nichts in der Welt hätte Frau Harris es fertig gebracht, die beiden in Gegenwart anderer zu empfangen und zu begrüßen.

„Sie kommen! Sie kommen!“ rief Florence plötzlich und rannte zur Thür hinaus.

Frau Harris stand auch auf, ging einen Schritt vorwärts, sank aber gleich wieder auf den Stuhl zurück und rang nach Atem. Dann preßte sie beide Hände auf die Brust, stand auf und ging der Thür zu. Eben war sie bis dahin gekommen, als das Paar eintrat. Sie neigte sich zu Lilly nieder, schloß sie zärtlich in die Arme und küßte sie auf die Stirn. „Willkommen, meine Tochter, herzlich willkommen

in deiner neuen Heimat!" Hektor schlang seine beiden Arme um beide und sagte halblaut: „Wir danken dir, Mama, für deinen freundlichen Empfang."

„Nun macht es Euch bequem, Kinder und laßt mich erst wieder zur Besinnung kommen," sagte die Mutter. „Florence wird Euch zu Euern Zimmern führen; wenn Ihr Euch etwas umgeschaut und Euch ausgeruht habt, dann kommt wieder zu mir."

Von Florence begleitet, führte Hektor seine Frau in ihr neues Reich ein. Ein Blick in der Runde zeigte ihm, wie sorgfältig und schön alles für sie hergerichtet war. Im Kamine brannte ein Feuer, auf dem Tische standen Blumen, an den Fenstern waren weiße und auch dunkle Vorhänge, die Möbel glänzten wie neu, schöne Bilder zierten die Wände. Die Zimmer waren so wohnlich und kosig, daß das junge Paar sehr angenehm damit überrascht war. An der Thür, die in das Nebenzimmer führte, stand eine hübsche, junge Mulattin, um die neue Herrin zu bedienen. Das war für Lilly etwas Neues ganz, sie nahm es aber ohne viel Reden lachend an.

Eine Stunde später saßen sie dann bei der Mutter, und berichteten über ihre Reise und andere Erlebnisse.

— — — — — — — — — — — — — —

Für Arthur war nun die goldene unvergeßliche Zeit angebrochen. Mit Aline fast unzertrennlich am Arme, durchstreiften sie die ganze Gegend ohne auf ihren Weg zu achten. So kamen sie bis an den Landungsplatz, oder gelangten unbewußt bei Harris oder Wornals an und öfters noch fanden sie sich an ihnen noch ganz unbekannten Plätzen erst wieder. Dann nahmen sie auch wohl das Phaeton und fuhren langsam auf gut Glück die Landstraße entlang.

So traf es sich, daß sie eines Tages auf dem Wege nach Baton Rouge auf Union-Soldaten stießen, die da als Vorposten aufgestellt waren. Die aufgestellte Wache fand ihr Kommen sehr verdächtig, besonders weil sie so langsam fuhren. Sie wurden angehalten und der kommandierende Offizier herbeigeholt. Dieser kam und betrachtete sich das Paar in dem Phaeton mit mißtrauischen Blicken, dann frug er barsch:

„Wohin wollen Sie?“

„Das wissen wir selber nicht. Wir fahren spazieren“, war Arthurs Antwort.

„Wo kommen Sie her?“

Nun erwachte in Arthur der Schelm: „Von Chicago.“

„Keinen Unsinn, mein Herr; was wollen Sie hier?“

Da sahen sich Arthur und Aline an, und lachten so recht glücklich: „Ich will mir dieses Mädchen holen.“

„Nehmen Sie die Sache nicht so leicht, mein Herr; es sieht sehr verdächtig aus, und ich habe alle Ursache zu glauben, daß Sie hier spionieren!“

„Auf offener Landstraße?“ lachte Arthur, dann ernster werdend: „gewiß nicht! was ich Ihnen sagte, ist wahr. Ich selbst bin sogar ein fester Union-Mann; aber meine Braut hier, na freilich, die ist eine böse Rebellin!“

„O, Arthur! doch so schlimm nicht!“ wehrte Aline.

„Wie lange sind Sie schon hier?“ frug der Offizier, schon milder werdend.

„Seit einigen Tagen. Ich habe ein junges Pärchen hierhergebracht; und wenn ich gegen März hier wieder fortgehe, dann geht ein junges Pärchen fort!“

„Arthur!“ schmollte Aline, über und über erglühend.

„Ich muß wohl um Entschuldigung bitten, daß ich Sie belästigt habe“, entschuldigte sich der Offizier aber „wir sind im Kriege und müssen Vorsicht gebrauchen. „Werden Sie in Chicago wohnen?“

„Ja, das wird unsere Heimat sein.“

„Ich komme auch von Chicago, meine Eltern wohnen dort. Wenn der Krieg vorbei ist, dann gehe ich dahin zurück," erzählte der Offizier.

„Wenn das der Fall ist, dann bitte, nehmen Sie meine Karte und besuchen Sie uns."

Der Offizier nahm die Karte und wollte sie ungelesen in die Tasche stecken; zufällig warf er noch einen Blick darauf, und rief dann überrascht:

„Walbridge? Und Sie sind sein Partner? das ist wirklich komisch! Letztes Jahr hat Mr. Walbridge noch ein Haus für meinen Vater gebaut. Die beiden sind alte Freunde."

„Nun muß ich Sie doch um Ihren Namen fragen, denn an dem Hause habe ich mich jedenfalls auch mit verewigt" fragte Arthur.

„Mein Name ist Morse."

„J. B. Morse, Blank Straße Nr. 710. Ja da war ich mit dabei."

Nun half kein Widersprechen, die beiden mußten aussteigen und auf Feldstühlen sitzend noch eine Weile plaudern. So wurde hier im tiefen Süden eine Bekanntschaft gemacht, die erst in späteren Jahren im Norden ihre Fortsetzung finden konnte.

Nachdem die Festtage vorüber, und die Freude des Wiedersehens sich gelegt hatte, saßen die alten Herren und Louis und Hektor um einen Tisch bei La Rues und verfolgten auf der vor ihnen ausgebreiteten Landkarte den Lauf des Krieges.

„Wenn wir jetzt noch Hoffnung auf Erfolg haben, dann möchte ich wissen, wo sie herkommt!“ sagte Hektor.

„Ich sehe nur eine Möglichkeit. Wenn Johnston in Nord-Carolina eine große Armee sammeln kann, die sich mit Lee vereint und dann Grant schlägt“, war Louis Ansicht.

„Dazu giebt ihm Sherman keine Zeit. Ich glaube auch nicht, daß er eine so große Armee zusammenbringen kann. Die Männer sind einfach nicht da, und zweitens, Grant läßt sich nicht schlagen.“

„Das waren für uns recht traurige Weihnachtsnachrichten“, ließ sich Herr La Rue vernehmen „am 16. und 17. Dezember wird Hood bei Nashville gänzlich geschlagen und versprengt, und am 21. Dez. nimmt Sherman Savannah ein.“

„Ja, ja, sie haben uns! haben uns so sicher wie in einer Mausefalle. Jetzt geht Sherman nach Nord-Carolina, schlägt Johnston, wenn der überhaupt eine Armee hat, und dann haben sie Lee wie zwischen zwei Mühlsteinen“, erklärte der Doktor.

„Es geht zu Ende, und wir haben verloren", sagte Herr La Rue. „Wir dürfen uns nicht täuschen, wir müssen uns auf das Unvermeidliche vorbereiten. Meinen Plan habe ich schon gemacht. An dem Tage, an dem Lee die Waffen streckt, setze ich alle meine Sklaven frei und stelle ihnen die Wahl, hier zu bleiben und für Lohn zu arbeiten oder zu gehn."

Tiefe Stille herrschte in dem kleinen Kreise noch geraume Zeit, nachdem Herr La Rue ruhig und bestimmt diese Erklärung abgegeben. Endlich brach der Doktor das Schweigen:

„Weiter wird uns auch nichts übrig bleiben. Ich hoffe nur, daß der Übergang nicht zu plötzlich vor sich geht. Wo wollen Sie hin? Die Einpflanzung muß so bald wie möglich geschehn, dann ist wenigstens so viel gewonnen. Währenddem könnten wir uns, wie es die Umstände erheischen, auf das weitere vorbereiten."

„Doktor, haben Sie kürzlich von Harry gehört?"

„Vorgestern kam ein Brief, den er in großer Eile geschrieben und auf dem Märsche aufgegeben hatte. Hoods Armee hatte bei Nashville fast ihre ganze Artillerie verloren; die meisten Verwundeten mußten zurückgelassen werden, denn es war kein Rückzug, sondern eine Flucht. Jetzt wollen sie versuchen, sich Joe Johnston in Nord Carolina an=

zuschließen, Harry glaubt aber nicht, daß es ihnen gelingt. Er glaubt überhaupt nicht mehr an Erfolg und sieht das Ende kommen wie wir auch. Aber er will die Kranken und Verwundeten nicht verlassen, bis der Krieg aus ist."

„Das ist Harry, wie er leibt und lebt", nickte Herr La Rue; „Arzt mit Leib und Seele. Ob er nichts von Henry oder Felix gehört hat?"

„Seit Nashville nicht. Das 7. Louisiana hat sich da tapfer geschlagen, wurde aber vollständig aufgerieben und versprengt. In den Armee-Berichten wird es gar nicht mehr benannt. Harry meint, sie wären schon daheim, was unter den Umständen auch wohl das Beste wäre; denn es wäre für uns doch zu traurig, wenn sie jetzt noch in der verlorenen Sache nutzlos ihr Leben oder ihre Gesundheit einbüßen müßten."

„Harry hat recht! ich hoffe, sie kommen hin", erklärte Hektor. „Es ist unverzeihlich, jetzt noch Blut zu vergießen."

„Wenn sie noch leben, dann kommen sie auch heim", lachte Louis tröstend. „Ich kenne die beiden zu gut; die geraten immer in die größte Patsche, und kommen am besten wieder heraus."

XI.

Sherman ließ seine Truppen in Atlanta ausruhen, ließ dann eine starke Besatzung da zurück und ging mit seiner Armee langsam nördlich, als wenn er beabsichtigte, Hood zu folgen. Dieses veranlaßte Hood, seinen Marsch zu beschleunigen, um die kleineren Truppenteile, die Sherman zum Schutze der Eisenbahn und der Vorräte zurückgelassen, zu schlagen, ehe Sherman zu ihrer Hülfe herbeikommen konnte.

Sherman wußte anfangs selbst nicht recht, was er thun sollte; er kam aber bald zu einem Entschluß. Er gab Thomas den Befehl über alle Uniontruppen nördlich von seiner eigenen Armee und bestimmte Chattanooga zu seinem Hauptquartier. Jetzt machte er Halt, schickte das 4. Korps unter Stanley und das 23. unter Schofield zu Thomas als Verstärkung, ging selbst nach Atlanta zurück, verbrannte die Stadt und ging mit seiner Armee nach Georgia hinein.

Niemand wußte, welche Stadt er zu erreichen suchte. Seine Kavallerie machte links und rechts weite Ausflüge, und verdeckte damit die Bewegungen der Infanterie. Damit war noch ein Vorteil verbunden. Die Kavallerie suchte und fand ihren Unterhalt weit von der Infanterie entfernt, und

daher wurde es leichter, daß auch die ihren Unterhalt fand. Sherman konnte nicht viel an Rationen mitnehmen; Mannschaft und Tiere mußten von dem leben, was sie auf dem Marsche fanden, und wurden auch nicht mager dabei. Die Hauptsache war die Munition, und dafür war reichlich gesorgt.

Sherman stieß nirgends auf einen ernsthaften Widerstand, und so war sein Marsch durch Georgia wie ein Spaziergang. Die Eisenbahnen, die er hinter sich ließ, wurden einfach umgekippt. Auf lange Strecken nahmen die Soldaten dicht aneinander den Schienen entlang Stellung, auf ein gegebenes Zeichen hoben alle zu gleicher Zeit an und kippten das ganze Geleise um, das Oberste nach unten. An anderen Stellen wurden die Schienen in der Mitte glühend gemacht, und dann um die Hebebäume gebogen.

So kam die Armee ohne nennenswerte Verluste in Dezember bei Savannah an, setzte sich da mit der Bundesflotte in Verbindung, empfing die angehäuften Briefschaften, und besonders Schuhe und Kleidung. Die Rebellen zogen dann bald ab, und Sherman besetzte den 2. Dezember die Stadt. Von hier aus standen ihm alle Wege offen. Er konnte sich einschiffen und zu Grant gehen; oder durch Süd und Nord Carolina gehen, etwaige sich sammelnde feindliche Armeen schlagen; die Hafenstädte

der Küste entlang zur Übergabe zwingen, und dadurch die Blockade unnötig machen, und schließlich Lee im Rücken angreifen, während Grant dasselbe in seiner Front that. Er nahm den letzteren Plan an; der Regen verhinderte aber jetzt auf einige Zeit sein Vorgehen, und er mußte auf besseres Wetter warten.

Durch diese Operationen sowie durch die Schlacht bei Nashville, war den Südländern die letzte Hoffnung auf Erfolg genommen. Sie konnten keine neuen Armeen mehr aufbringen; sie konnten die nicht mehr zusammen halten die sie hatten, weil die Mannschaft desertierte; und das ließ das nahe Ende voraus sehen.

Arthurs Hochzeit sollte am ersten Dienstag im Februar stattfinden und der Pavillon sollte als Winterschloß das junge Paar bis zur Abreise beherbergen. Damit war alles vollständig vorbereitet, und nichts erhebliches mehr zu besorgen.

Arthur und Aline wählten gern den Weg zu der Landung zum Spaziergange, besonders wenn ein Boot anlegte um Holz einzunehmen; das rege Leben dabei machte ihnen vielen Spaß. So gingen sie eines Abends Ende Januar wieder

hinunter, und sahen zu bis das Holz alle eingeladen war. Sie blieben dann noch da, um zu sehen, wie sich das Schiff in den Strom schwingen würde; da fiel es ihnen auf, daß der Arbeiter, welcher das letzte Seil lösen sollte, nicht damit zu Stande kam, und ein zweiter ihm zu Hülfe eilte. Endlich löste sich der Knoten, das Schiff schaukelte vom Ufer weg, und ließ die beiden Deckarbeiter zurück. Diese lachten noch lustig auf, und kamen nach der Richtung, wo Arthur und Aline standen. Plötzlich sahen sie das Pärchen, blieben stehen, sahen es einen Augenblick an, und dann rief der eine: „Alle Wetter! wenn das nicht mein Schwesterchen ist!" Er eilte auf Aline zu, zog sie an sich, und schwang sie lustig im Kreise herum.

Der andere kam dann auch heran und reichte Arthur die Hand zum Gruß, mit den Worten: „Wie geht es, Mr. Schreiner?" Dieser vermutete wohl, daß die Beiden Henry und Felix waren, obgleich er sich den Aufzug nicht erklären konnte. Er schüttelte herzhaft die ihm gereichte Hand, und bat um Aufschluß. Henry kam aber nun auch mit Aline heran, und wollte sie frei lassen, doch jetzt ließ sie ihn nicht los: „Erst sag' was das zu bedeuten hat, sonst laß ich dich nicht los!" erklärte sie.

„Ja das ist eine lange Geschichte; ich muß erst

einmal wieder was genießbares zu essen haben. Verwöhnt bin ich gerade nicht; aber so Tag für Tag Speck, Bohnen und Commißbrod und das nicht mal genügend — das habe ich satt."

Das Argument war überzeugend, und so schritten sie Arm in Arm mit den verlumpten Deckarbeitern dem Hause zu. Auf dem Wege erzählte ihnen Arthur, was sich hier zugetragen hatte und zutragen würde, und nahm die Glückwünsche dazu in Empfang.

Der Empfang bei La Rues läßt sich besser denken, als wie beschreiben. Erst unbegrenztes Erstaunen über die Unverschämtheit der schmutzigen Kerle und dann die Freude und das Gelächter nach dem Erkennen. Von der schönen Uniform war kein Stückchen an ihnen zu sehen. Zum Glück war Henrys Garderobe immer reichhaltig gewesen, und er hatte sie vollständig hier gelassen als er fortging. Nun kam sie ihm gut zu statten und mußte beiden aushelfen. Der General-Reinigungsprozeß nahm gar viel Zeit in Anspruch, sodaß sie sich beeilen mußten, zu rechter Zeit an dem Abendessen teilzunehmen. Anfangs wurde wenig gesprochen, gegessen um so mehr; sie thaten dabei ihre volle Schuldigkeit! Dann fanden sie zwischendurch Zeit, die Neugier der Tafelrunde zu befriedigen.

Abwechselnd das Wort nehmend, hier ergänzend

dort verbessernd, kam dann endlich die Aufklärung, aber nicht, ohne in kurzen Zügen ihren Kriegslauf mit zu erzählen.

Die Brüder hatten bei Chickamauga und Chattanooga mit gefochten, wurden dann Johnstons Armee zugeteilt, machten unter ihm alle Schlachten gegen Sherman und den Rückzug nach Atlanta mit, wo Hood den Oberbefehl übernahm. Hood wurde von der Armee mit Jubel aufgenommen, weil alle glaubten, er könnte Sherman schlagen, wenn er ihn ernstlich angriffe; und das erwarteten sie von Hood. Sie hatten bei Atlanta den Nachtüberfall am 20.—21. mitgemacht; ebenso die Schlacht am 28. gegen Logan und waren dann unter Hood nördlich gegangen, um den Krieg in die Grenzstaaten oder nördlich davon zu verlegen, was Sherman zwingen sollte, Atlanta zu verlassen.

„Wir ließen das Gras nicht unter unsern Füßen wachsen", nahm Henry das Wort. „Es ist kein angenehmes Gefühl, zu wissen, daß Sherman einem auf den Hacken sitzt. Das Wetter wurde kalt und es regnete Tage lang hintereinander. Dabei wenig oder gar nichts zu essen; Nachts keinen Schlaf, und bei Tag knietief im Morast zu marschieren, das war kein Spaziergang. So kamen wir bis nach Franklin; das heißt, die Spitze unserer Armee,

welche Schofield da gleich angriff. Wir waren an dem Tage hinten an, und kamen erst später hinzu; viele wünschten, sie wären gar nicht dazu gekommen. Schofield schlug uns mit furchtbaren Verlusten zurück und wir waren froh, als wir am nächsten Morgen hörten, daß er dennoch abgezogen war."

„Dann ging es im Schnellschritte nach Nashville zu," fuhr Henry fort, „wo Thomas selbst die Bundestruppen kommandierte. Wir kannten ihn schon von Chickamauga her und waren ganz zufrieden, daß Hood nicht gleich den Angriff befahl. Thomas ließ uns alle Zeit, die wir wollten, sodaß wir uns die besten Stellungen aussuchen und befestigen konnten. Daß Jeder sich bemühte, das so gut wie möglich zu machen, könnt Ihr Euch schon denken, besonders weil wir hofften, Thomas würde uns angreifen, anstatt wir ihn: und selbst dann noch wußten wir, was das hieß."

„Am 15. Dezember 64 ging dann der Tanz los. In unserer ganzen Armee war nicht ein Mann, der es für möglich hielt, daß Thomas uns in unserer Stellung schlagen könnte; und jeder war fest entschlossen, seine ganze Schuldigkeit zu thun. Auf unserer Rechten fing es an. Es war ein schöner warmer Wintermorgen, aber dichter Nebel lag über dem Thale vor uns und verbarg uns die Bewegung

des Feindes bis es gegen neun klar wurde. Dieser Angriff wurde von der Kavallerie, welche von Negertruppen unterstützt wurde, gemacht, und hielt unser Korps unter Cheatham vollauf beschäftigt. Sein Nachbar links, S. D. Lee, mußte gleich anfangs zwei Brigaden für unsere Linke abgeben, die übrigen von dem Korps mußten dableiben, um Cheathams Linke zu decken, und feuerten den ganzen Tag keinen Schuß."

„Unsere ganze Front war bald unter Feuer und die Vorpostenkette war eingetrieben. Dann kam ein Sturmangriff auf unsere Werke an Montgomery Hill. Wie die Katzen kletterten die Angreifer an dem steilen Berge empor, trotz unseres Schnellfeuers, und ehe wir uns besinnen konnten, waren sie oben, nahmen die erste Linie, und machten viele Gefangene. Überall drangen die Yankees vor. Den Nachmittag stürmten sie unsere Flankenschanze auf der Linken, welche Hood selbst für unbesiegbar hielt. Im Handumdrehen waren unsere Leute auf der Flucht, und ihre bis dahin eigenen Kanonen donnerten hinter ihnen her. Jetzt war nur noch unser Fort im Zentrum nicht in augenblicklicher Gefahr. Die Außen-Werke waren wohl schon verloren, aber die Hauptlinie stand fest. Jetzt wurde plötzlich auch da angegriffen, und auch das Fort ging verloren."

„Zu der Zeit wurde es dunkel und das begünstigte unsern Rückzug in eine neue Stellung; denn die feindliche Kavallerie und wenigstens ein Korps Infanterie folgte uns auf den Fersen. Unsere Linke besetzte in der neuen Stellung zwei hohe Hügel, und suchte sich so gut es eben ging zu verschanzen. In der Nacht schlief keiner von uns, und jeder machte sich auf den kommenden Tag gefaßt.“

„Unsere Rechte besetzte Overton's Hill und wurde da gleich den nächsten Morgen angegriffen. Der Feind kam bis auf zwanzig Schritte vor unsere Brustwehren; einzelne kamen sogar ganz daran. Unsere Leute machten eine vereinte gewaltige Anstrengung; jedes Gewehr, jede Kanone, die hinreichen konnte, wurde auf den Feind gerichtet, dessen Anführer, Oberst Wood, dicht vor der Brustwehr fiel. Das ließ sie zaudern, und dann zogen sie sich langsam zurück. Sie werden wohl in den wenigen Minuten 7—800 Mann verloren haben. Fast zu derselben Zeit rückten die Negertruppen wieder vor, und wären nicht die gefällten Bäume ein Hinderniß gewesen, die kreuzweise über einander lagen, dann hätten sie unsere Linie durchbrochen. So aber wurden sie mit 5 bis 600 Mann Verlust zurückgetrieben. Man kann nicht sehen, und deshalb auch nicht wissen, was alles auf einem Schlachtfelde vor=

geht; aber es verbreitete sich ein Gerücht, daß die feindliche Kavallerie vom Süden her im Anzuge wäre, und uns den Rückzug abgeschnitten hätte. Woher das Gerücht kam, wußte Niemand."

„Auf unserer Linken stand General Bates auf einem steilen steinigen Hügel. Oben auf demselben hatte er eine Redoute, mit Whitworth Kanonen armiert, errichtet, um seine Stellung zu schützen, und leistete auf die Weise erfolgreichen Widerstand. Am Nachmittag rückte der Feind in Masse gegen ihn vor unter Mc Arthur. Die Bajonette aufgesteckt, ohne einen Schuß zu feuern, und ohne alles Feldgeschrei kamen sie im Schnellschritte bis an den Fuß des Hügels, kletterten unter dem furchtbarsten Gewehr- und Kanonenfeuer daran hinauf, griffen mit den Bajonette an, und nahmen die Redoute in kürzerer Zeit als es mir gelingt, es zu erzählen. Dabei halfen freilich noch andere Umstände mit, sonst wäre das doch wohl nicht möglich gewesen. Die feindliche Kavallerie unter Hatch hatte mit unsäglicher Mühe in Bates Rücken zwei Kanonen auf einen Hügel geschleift und bestrich dessen Stellung damit von der Seite; und Infanterie, unter Coons mit Magazingewehren überschüttete ihn in der Flanke mit solch einem Hagel von Kugeln, daß er dem Frontangriff nicht auch noch widerstehen konnte, und weichen mußte."

„Damit war unsere ganze Linie gebrochen, fuhr Henry fort, und alles lief in wilder Flucht davon. Ich habe gar nicht versucht, die paar Leute die ich noch hatte, zusammen zu halten; ich sah nur nach Felix, und der suchte mich; und so liefen wir nebeneinander so schnell und so lange, wie ich mein ganzes Leben nur das eine Mal gelaufen bin. Auf einem Hügel mußten wir Luft schöpfen, und von da aus erblickte ich ein Schauspiel, das unbeschreiblich ist. Es hätte mir auch sehr gut gefallen wenn es auf der anderen Seite gewesen wäre. Soweit das Auge reichte, flohen unsere Leute über die Felder dahin, durch Thäler, Schluchten, über die Hügel; Hindernisse gab es für sie nicht, Wege wurden nicht verlangt. Dahinter her erschien in Schwärmen oder in Linien der siegreiche Feind. Na, da war es wieder Zeit. Wir liefen aber nicht in der Richtung wo unsere Leute hinliefen, und auch nicht in der entgegengesetzten; wir schlugen uns nach Westen zu, in die Büsche; nicht wahr Felix?"

Beide lachten fröhlich auf, und Felix nahm dann das Wort:

„Damals haben wir nicht gelacht", fuhr dieser fort; „aber gelaufen sind wir! Und wie! Die Hauptsache war, daß wir unsere Uniform los wurden und zu essen kriegten. Die Kavallerie war uns überall im Wege

und jedes Nest war von Infanterie besetzt. Wir trieben immer dem Westen zu; in der Dunkelheit sind wir aber wohl oft in der Runde gelaufen. Endlich, gegen morgen, machten wir in einem alten Blockhause Halt. Wir waren fürchterlich hungrig und das Wetter recht kalt; trotzdem legten wir uns gleich in eine Ecke dicht zusammen und schliefen ein."

„Spät am Nachmittag weckte uns der Hunger auf. Wir spähten sorgfältig aus, sahen aber nichts verdächtiges oder was uns beunruhigt hätte. Jetzt schnitten wir erst die Knöpfe und alle Abzeichen von unserem Zeuge und drehten es nochmal im Staube um, obgleich das kaum noch nötig gewesen wäre. Wir wußten nicht genau wo wir hergekommen waren, das blieb sich auch ganz gleich; wir gingen eben auf die untergehende Sonne zu. Essen! war jetzt die Losung; aber wo solches finden?

Gegen Mitternacht kamen wir wieder zu einem alten Blockhause im Walde; dasselbe mußte bewohnt sein, denn es flogen Funken aus dem Schornstein. Wir schlichen uns dicht heran und guckten durch das kleine Fenster; das Feuer beleuchtete den ganzen Raum, sodaß wir gleich sehen konnten, daß dort zwei Personen schliefen. Hunde waren nicht da, sonst hätten sie sich schon gemeldet. Was sollten wir jetzt thun? weiter konnten wir nicht; also wir

mußten die Schläfer wecken und unser Glück probieren."

„Auf unser Klopfen kam ein Mann an die Thür und frug nach unserm Begehr. Wir sagten, daß wir von Nashville kämen, einen Mann namens Hood suchten, und irre gegangen wären; wir baten um Aufnahme und etwas zu essen. Er ließ uns eintreten, gab uns ein Stück kaltes Kornbrod und sagte, wir könnten uns vor das Feuer legen. Dann stieg er, wie er war, wieder in sein Bett. Das bischen Brot war bald verzehrt und wir legten uns auf die Erde und schliefen ein. Es war schon heller Tag, als unser Wirt uns weckte und sagte, wir könnten mitessen, wenn wir wollten, und wir waren gleich bereit dazu. Das Frühstück bestand einfach aus einer Kornmehlsuppe, das war alles. Im Gespräch stellte es sich heraus, daß diesem Mann die Farm gehörte, daß er unter Forrest gedient, und bei seiner Zurückkunft fand, daß die Yankees sein schönes großes Haus abgebrannt hatten, mit allem, was darin war. Die Sklaven waren davongelaufen. Da war er denn mit seiner Frau in dieses alte verfallene Haus gezogen. Er hatte gleich vermutet, wer wir waren, sobald wir den Namen „Hood" genannt hatten. Helfen konnte er uns nicht, denn er hatte selbst nichts. Er kannte meinen Vater recht gut und hatte, wie

er sagte, manchen tollen Ritt mit ihm gemacht. Wir blieben den Tag über da: am Abend brachte er uns an die Landstraße und sagte, wir sollten auf derselben fortgehen, bis wir fünfzehn Meilen von da an einen großen Sumpf kämen, dann sollten wir dem Wege rechts folgen, bis an das erste Haus und anklopfen. Fragen Sie nach Mr. B. instruierte er uns; sagen Sie wie hier, daß Sie Mr. Hood suchen, und daß ich Sie geschickt hätte."

„So ging es dann von dort weiter. Einer nach dem andern hatten wir unsere Uniform gegen Arbeitszeug umgetauscht, sodaß wir bei Tag marschieren konnten, bald fünf, bald zwanzig Meilen, bald in der einen, und dann in der anderen Richtung. Auf diese Weise wären wir in sechs Monaten nicht heimgekommen. Da beschlossen wir, zu versuchen, an den Mississippi zu kommen, und unsere Reise mit einem Dampfschiffe zu machen. Geld hatten wir nicht; so blieb uns nichts übrig, als Deckarbeiter zu werden. Wir kamen dann auch endlich an den Fluß und fanden auch einen Holzplatz. Die Leute glaubten uns jedes Wort, behielten uns bei sich bis ein Boot kam, und veranlaßten den Schiffsführer uns zu engagieren. Im Fortgehen sagte der eine zu uns: „Geben Sie gut Acht; der Mann ist ein grober Kerl und ein bitterer Rebell!" Wir lachten still in

uns hinein und gingen an Bord. Als wir dann vorsichtig ausgekundschaftet hatten, daß wir recht informiert waren, da waren wir all right. Wir zogen den Schiffsführer mit ins Vertrauen und so kamen wir hierher.“ — —

Hier endeten die Brüder ihre Erzählung. Wie leicht war alles erzählt und wie schwer durchzumachen! Wer das Land nicht kennt, nie so eine Reise gemacht hat, der kann sich keinen annähernd richtigen Begriff machen, von den unsäglichen Strapazen und Entbehrungen, die damit verknüpft sind. Das Soldatenleben hatte sie freilich schon an so etwas gewöhnt; endlose Märsche, Kampieren im Feld, Wald, auf Hügeln oder in Sümpfen, in Regen oder Sonnenschein, bei Eis oder brennender Sonne; schlecht gekleidet und verproviantiert, bald mit, bald ohne Zelte und ohne allen Schutz! Das prüft den Mann und seine Kraft und Ausdauer.

Die Zuhörer konnten sich das teilweise vorstellen, obgleich beide in leichtem sorglosen Tone erzählten. Es erweckte ihre tiefste Teilnahme, sie konnten aber doch nicht umhin am Schlusse herzlich mitzulachen.

„Ende gut, alles gut!“ sagte Louis. „Wie lange gedenkt Ihr hier zu bleiben?“

„Wie lange? wir bleiben ganz hier! Unser

Regiment ist verloren, der Krieg ist verloren, und zum Vergnügen lassen wir uns nicht tot schießen, versicherten beide.

Florence fühlte ihre Würde als älteste Tochter im Hause; sie war recht besonnen und ernsthaft geworden. Mit Lilly hatte sie einen Freundschaftsbund fürs ganze Leben geschlossen. So wie Hektor seine kleine Frau liebte, so wurde sie von der Mutter und Florence vergöttert und verhätschelt. Dieser Umgang hatte einen bleibenden guten Einfluß auf beide; besonders aber auf den eben jetzt sich dauernd bildenden Charakter des Mädchens. Florence wußte gut genug daß sie schön war, sehr schön sogar. Da war aber ein Unterschied zwischen ihr und Lilly, den sie vergebens zu ergründen suchte. Lilly war die Sonne im Hause, um die sich alles drehte, ohne daß sie es bemerkten. Ihr fröhliches von Glück strahlendes Kindergesicht, die glänzenden Augen, das freie natürliche Benehmen, alles, alles an ihr war beneidenswert. Hektor behauptete sogar, die Republikaner seien auf dem Holzwege, wenn sie glaubten, die Sklaverei wäre schrecklich; er sei erst glücklich, seitdem Lilly ihn zum Sklaven gemacht.

Frau Harris hatte sich, wie alle sagten, verjüngt. Das war noch immer dieselbe hohe und stolze Er=

scheinung, aber ihr Blick war mild und warm, ihr Benehmen zart und weich. Für Lilly war sie Mutter und Freundin; und wenn die zuweilen wie verwundert, mit ihrem Kindergesicht fragend zu ihr aufschaute, dann zog sie sie oft zärtlich an sich, strich ihr das Haar zurück und küßte sie auf die Stirn.

Unter solchen günstigen Verhältnissen hatte Lilly sich schnell an die ihr neue Umgebung gewöhnt und fühlte sich heimisch und wohl, wie bei der Mutter. Hektor wurde täglich stolzer auf seine Frau; sie war ihm mehr als wie er selbst früher geglaubt hatte: sie war sein guter Geist und sein Paradies. Gern dachte er an den ersten Januar zurück, als er mit seiner Frau am Arm, und von Mutter und Schwester begleitet, in das Sklavendorf kam, um die kleinen Geschenke auszuteilen. Sie wurden mit lauten Freudenrufen empfangen, aber die Sklaven hielten sich scheu in ehrerbietiger Entfernung, bis Lilly mitten unter ihnen stand und mit ihnen plauderte, wie sie es daheim mit den Arbeitern gethan hatte. Ihr kindlich einfaches, zutrauliches Benehmen brachte die armen Teufel beinah aus dem Häuschen; und wenn sie sich dann verwundert im Kreise umsah, dann brach der Jubel noch voller aus. Seitdem war sie auch der Abgott der Sklaven.

Abends saß die ganze Familie gewöhnlich im zweiten Parlor beisammen, selbst wenn sie Gesellschaft hatten. — — — — — — — — — —

Felix hatte sich bei La Rues umgekleidet und gelabt, und auch von seiner Schiffsarbeit sich erholt; nun war es hohe Zeit heim zu gehen, wenn er bei seiner Ankunft noch jemanden wach finden wollte. So überraschte er alle im trauten Kreise. Da gab es dann erst Händedrücken, bunt durch einander Fragen und Lachen, was gar kein Ende nehmen wollte, weil kein rechter Anfang da war. Er hatte von Hektors Heirat noch nichts gehört; die Briefe hatten ihn nicht mehr erreicht. Nun hatte er sich schon längst gewundert, wer wohl das junge fremde Mädchen sein könnte, die da so still und freundlich dem Durcheinander zusah. Endlich hatte Hektor Gelegenheit die beiden bekannt zu machen.

„Lilly, dieses ist mein Bruder Felix; Felix dieses ist meine Frau."

Felix hatte sich hoch aufgerichtet, und starrte bald Hektor, dann Lilly an. Er war so überrascht, daß er kein Wort sagen konnte, und etwas mußte doch heraus.

„Deine Frau? Lilly? oder muß ich Frau Harris sagen?"

„Nein nein, gewiß nicht!" wehrte diese lachend ab.

„Ei, das ist ja herrlich! gut daß ich nicht wieder fortgehe. Nun will ich Euch erstmal gratulieren, und alles Gute wünschen was irgend ein Wort im Wörterbuche von Anfang bis zum Ende ausdrückt. Lilly, ich verpflichte mich, Ihnen ein treuer Kamerad zu sein, und Ihr unterthänigster Diener."

Sie plauderten dann so zutraulich zusammen als wären sie zusammen aufgewachsen.

Später erst konnte Felix den Bruder etwas abseits ziehen: „Mensch! sag mir, wo hast du das Weibchen aufgefunden?"

„In Chicago!" lachte der.

Felix sah ihn eine Weile sprachlos und zweifelnd an; dann platzte er heraus: „Da gehe ich auch hin."

Für Florence sollte also morgen ein großer Tag sein. Himmel, wie lang war doch so eine Nacht; das hatte sie bisher noch gar nicht gewußt. Schon mehrere male war sie aus dem Bette gestiegen und hatte ausgeschaut, ob der Morgen immer noch nicht graute. Endlich glaubte sie den ersten Schein zu entdecken, und da legte sie sich nochmal hin und — schlief ein.

Nicht allein bei Harris war man bis nach Mitternacht aufgeblieben sondern auch bei La Rues war das der Fall. Henry hatte köstlich geschlafen, aber seine Gewohnheit ließ ihn doch nicht lange liegen

bleiben. Alles im Hause schlief noch, deshalb machte er einen Spaziergang und besah sich den Pavillon. Einst hatte ihm die Möglichkeit vorgeschwebt, daß Aline und Arthur sich nicht fremd bleiben würden, aber er hatte es bald wieder vergessen. Nun hatte sich das zu aller Zufriedenheit verwirklicht und er bewunderte die Ausdauer und Anhänglichkeit der Beiden. Darüber kamen ihm auch andere Gedanken, die ihn ernstlich beschäftigten.

Er schritt zum Hause und als auch jetzt noch niemand zu sehen war, sagte er zu Ante Hagar, daß man mit dem Frühstück nicht auf ihn warten sollte, er wollte bei Harris essen. Damit trollte er sich zu Fuß dahin, was er nicht sehr oft gethan hatte.

Bei Harris kam er eben recht, er traf die Familie beim Essen. Nach der Begrüßung und Vorstellung bei Lilly nahm er sich den einzigen unbesetzten Stuhl und half eifrig die Platten leeren. „Wo ist denn Florence?“ frug er dazwischen. „Die hat sich verschlafen“, sagte die Mutter. „Wir waren noch so spät auf, deshalb haben wir sie nicht gestört.“

Florence hatte die Fenstervorhänge zurückgezogen, damit der junge Tag sie gleich wecken sollte, sonst hätte sie gewiß bis Mittag geschlafen. So aber

schien ihr die Sonne gerade in die Augen, und das weckte sie auf. Verwundert schaute sie sich um und versuchte sich klar zu machen, was denn wohl eigentlich los wäre. Endlich besann sie sich auf das, was sich den Abend vorher zugetragen hatte. Nun sprang sie mit beiden Füßen zugleich aus dem Bette und kleidete sich eiligst an. Vorsichtig öffnete sie die Thür, lugte hinaus, ob sie auch von niemand gesehen wurde, schlüpfte hinaus und lief die Treppe hinunter. Da hörte sie, daß im Parlor gesprochen wurde. Neugierig, und auch um nicht zu verraten, daß sie das Frühstück verschlafen, trat sie ein. Da saß denn der, um den sie fast die ganze Nacht schlaflos verbracht, ganz gemütlich bei den anderen, und unterhielt sie mit seinen Erzählungen.

Nein, so etwas! was konnte sie thun? umkehren konnte sie nicht, denn man hatte sie schon gesehen. Da warf sie dann den Kopf in den Nacken und trat mit Todesverachtung ein. Sie wurde mit Lachen begrüßt und Henry erhob sich, um ihr entgegen zu gehen; schon von weitem streckte er ihr die Hände entgegen. Es zuckte ihr in allen Gliedern. Sollte sie auf ihn zulaufen? Nein, jetzt erst recht nicht! Keinen Schritt ging sie ihm entgegen. Halb im Trotz und halb verschämt, weil sie die Zeit ver-

schlafen, blieb sie an der Thür stehen und wußte selbst nicht, was sie thun sollte.

Henry ging auf sie zu; sie war ihm nie so lieblich erschienen wie jetzt in ihrer kindlichen mädchenhaften Verwirrung. Er ergriff ihre beide Hände, schüttelte sie nach alter Art und rief:

„Guten Morgen, Kamerad; guten Morgen!“

Sie wurde noch verwirrter, wollte zur Erde blicken und schaute doch immer wieder zu ihm auf; dabei wurde sie über und über rot im Gesicht. Leicht zog er sie näher zu sich, sie neigte den Kopf und berührte damit fast Henrys Brust. Da legte er zart seine Hand hinter ihr Haupt und lehnte es gegen sich. „Was ist denn meinem Schmetterlinge“? flüsterte er in ihr Ohr.

Zum Glück für Florence hatten die anderen das Geräusch eines herankommenden Wagens gehört.

„Doktor Wornal und Frau!“ rief Felix aus und das war das Signal für alle, ihnen entgegen zu gehn. Henry aber legte Florence's Hand auf seinen Arm, und führte sie, die ihm willenlos folgte, in das Eßzimmer.

Henry und Felix hatten dann bald nachher die Köpfe zusammengesteckt und beraten, was sie zur Verschönerung von Arthurs Hochzeit wohl beitragen

konnten. Sie hatten in der Armee ihren Humor nicht verloren; im Gegenteil, da hatte man oft über die schlimmsten Lagen gelacht. Diese nie wiederkehrende Begebenheit durfte nicht unbenützt vorübergehen. Sie hatten nur noch wenige Tage Zeit, um ihren ausgeheckten Plan ins Werk zu setzen, deshalb gingen sie eifrig an die Arbeit. Sie wollten eine regelrechte Plantagen-Minstrel-Vorstellung veranstalten.

Sambo war bald aufgefunden und nahm den Auftrag mit Enthusiasmus auf. Er war jetzt ein Gentleman geworden, wenn auch nur in Karrikatur, hatte Geigenspielen gelernt und war der einzige professionelle Musiker in weiter Runde.

Am Tage vor der Hochzeit fand dann die Vorstellung in Gegenwart sämtlicher Nachbarn, die dazu eingeladen waren, statt, und wie früher auch, vor La Rues Hause. Sambo und die übrigen Mitwirkenden leisteten wirklich überraschendes. Heimische Sklavenlieder, die in klagenden Melodien wie in Verzweiflung zum Himmel stiegen; unsinnige Gesänge, worin sich die verschiedenen Mitwirkenden mit rätselhafter Sicherheit im tollsten Durcheinander ablösten; Tänze, wobei sie, wie es den Anschein hatte, versuchten, die Beine aus dem Leibe, die Arme aus ihren Gelenken zu schleudern; Grimassen, die gar nichts mensch-

liches mehr hatten, aber gerade so waren, wie es die Zuschauer haben wollten.

Den Schluß- und Knalleffekt hatte Sambo auf sich genommen. Wohl wenige der Anwesenden täuschten sich über den wahren Stand des Krieges oder dessen Ausgang; dennoch hätte keiner gewagt, seine Ansicht offen erkennen zu lassen; der Schein mußte noch gewahrt werden. Ihr Nationallied, was sie berauschte, wurde eben für solche Vorstellung geschrieben; es enthielt weder Sinn noch Verstand, aber es hatte seine Wirkung auf den Südländer. Dieses Lied „Dixie“ wollte Sambo singen. Die ganze Kompagnie spielte erst die Melodie, während Sambo mit stolzen Schritten wie ein Hahn im Kreise herumging, bei jedem Schritte heftig mit einer Schulter zuckend. Genau zur rechten Zeit blieb er dann vor den Zuschauern stehen und sang sein Lied; und als er die Schlußreihen sang:

„In Dixie Land, nehm ich mein' Stand,
und leb' und sterb' in Dixie!“

da kannte der Enthusiasmus keine Grenzen mehr. Sänger und Zuschauer sprangen auf, die Augen sprühten Feuer, die Glieder zuckten und wie beschwörend fielen alle mit ein. Sambo aber tanzte einen Jig; wie ein Hampelmann an einer Gummischnur flogen die Arme und Beine mit zur

Verzweiflung bringender Wildheit und Sicherheit, und so wiederholte sich das Ganze, bis der letzte Vers verklungen.

Lilly hatte in Chicago immer gern die Negersänger besucht und gern gesehn; aber solch eine Vorstellung war ihr noch nie vorgekommen. Sie sah hier wirkliche Neger wie sie waren, in ihrer ganzen Originalität ohne Grenzen; komisch, bis zum Widerwillen erregend; grotesk, was schon mehr ans Affenhafte grenzte. Aber so gefiel es; man amüsierte sich köstlich und alle fielen in den stürmischen Beifall mit ein.

— — — — — — — — — — —

Die Trauung von Arthur und Aline sollte in Baton Rouge stattfinden und man wollte am gleichen Tage noch zurückkehren. Deshalb fanden sich Alle, die mitgehen wollten, den nächsten Morgen früh ein. Die Stadt war schon längst von Unionsoldaten besetzt, und es hatte sich herumgesprochen, daß heute eine Pflanzerstochter sich mit einem Yankee verheiraten wollte. Auf dashin beschlossen die Offiziere, die Zeremonie durch ihre Gegenwart zu beehren. Als dann die Kutschen vor der Kirche, die ein gutes Stück von der Straße zurückstand, vorfuhren, bildeten sie dicht hinter dem Eingange ein offenes Spalier für die Ankommenden.

Voran schritt Herr La Rue mit Frau Harris am Arme; der Doktor und Thea folgten nächst; dann kam das Brautpaar, wie Siegfried und Kriemhilde anzuschauen; darauf folgten alle die anderen Teilnehmer. Die Offiziere salutierten, und ließen sie alle durch passieren, darauf schlossen sie sich dem Zuge an, und wurden gleichfalls Zeugen der Trauung. Die Kirche war schon bis auf den letzten Platz mit Zuschauern angefüllt, aber die Anwesenheit der Offiziere reichte hin, die beste Ordnung aufrecht zu erhalten.

Nun standen sie vor dem Altar. Arthur im schwarzen Frack und weißer Weste neben ihm die Braut. Aline zeigte keine Schüchternheit. Hochaufgerichtet, stolz wie eine Königin, blickte sie oft blitzschnell, mit vor Seligkeit strahlenden Augen, zu Arthur auf. Sich selbst getreu, hatte sie allen Schmuck verschmäht. Ein schneeweißes Gewand aus leichtem Stoffe wallte an ihr herab; im Haar hatte sie eine Orangenblüthe, in der Hand einen Blumenstrauß, zu dem jeder der Freunde eine weiße Blume gespendet; vom Kopfe hing der kleine leichte Brautschleier herab; das war alles; kein Gold, keine Diamanten; — wie eine Vestalin.

Das monotone Hersagen des professionellen Gottesvertreters raubte der Zeremonie viel von dem

wirklich Erhabenen. Die Brautleute ließen es aber, der Sitte gemäß, geduldig über sich ergehen, sprachen ihr „Ja", so klar und rein, wie es sein sollte, aber selten ist, weil beide recht verschämt thun müssen, wechselten die Ringe, hörten noch das Abmurmeln ihnen unverständlicher Worte — und der feierliche Akt war beendet.

Die Offiziere nahmen dann gleich Stellung, gingen voran und bahnten dem Zuge den Weg zum Ausgang, bildeten da wieder Spalier, nahmen die Gesellschaft in die Mitte um die andrängenden Neugierigen abzuhalten, und begleiteten sie so bis an den Seitenweg. Arthur dankte den Herren für ihre Aufmerksamkeit und Teilnahme und nahm ihre Gratulationen in Empfang. Dann begaben sich alle in ein gegenüberliegendes Hotel, wo ein Imbiß für sie bereit stand. Die Pferde waren nach der Ankunft sogleich ausgespannt, abgerieben, getränkt und gefüttert; und sobald sich alle erfrischt hatten, standen sie auch schon wieder angespannt vor der Thür, um den Heimweg anzutreten.

Henry und Felix wären nicht sie selbst gewesen wenn sie nicht für noch etwas gesorgt hätten. Von La Rues Einfahrt an, zu beiden Seiten den Weg entlang der nach Baton Rouge führte, waren sämtliche Sklaven der ganzen Nachbarschaft aufgestellt,

Männer, Weiber und Kinder. Einige mit Gewehren waren als Vorposten aufgestellt, um das Herannahen der Erwarteten bei Zeiten durch Schießen zu verkünden.

Jetzt endlich knatterten die Musketen, und die Schwarzen eilten auf ihre Plätze. Bald hörte man vom äußeren Ende her das „Hurrahrufen", welches immer näher heranschwoll, und dann vom ganzen, sich nachdrängenden Chor ausging. Hinterher folgte die Schießpartie, die so am lautesten ihre Freude ausdrücken konnte und gar nicht willens war, damit so bald aufzuhören.

Das junge Paar saß in der ersten Kutsche, und als diese in das Spalier einfuhr und das „Hurrahrufen" anfing, da wurden sie dadurch aus ihrem süßen Geflüster aufgeschreckt. Aline wußte ja, wie sie von den Schwarzen verehrt wurde, aber es that ihr doch unendlich wohl, daß diese jetzt auf ihre eigene Art so regen Anteil an ihrem Glücke nahmen. Es beschlich sie sogar eine Wehmut, weil sie die Leute nun bald verlassen würde. Beide winkten den Sklaven ihren Dank zu.

Im Hause wurde das Paar von den Nachbarn erwartet und begrüßt. Händeschütteln, Glückwünsche, Gratulationen waren auf der Tagesordnung. Dazwischen wurden Erfrischungen umhergereicht und

lustig geplaudert. Doch einer nach dem anderen nahmen die Gäste Abschied, es wurde stiller und Thea und Hektor begleiteten das Paar nach ihrer vorläufigen Wohnung.

Da standen sie sich nun gegenüber, mitten in dem Tempel, den Aline ihrer unbewußten Liebe errichtet; am Ziele das sie nicht geahnt, er nicht zu hoffen gewagt. Lange hielten sie sich an den Händen und sahen einander beseligt an. Wer könnte da sprechen? Worte gebrauchen, die doch nichts sagen, wo ganze Bücher nicht hinreichen, auch nur einen kleinen Teil der unendlichen Seligkeit zu beschreiben die sie erfüllte. Dann sank sie an seine Brust, er schlang seinen Arm um ihre zarte Gestalt, drückte sie stürmisch an sein Herz und flüsterte ihr begeistert ins Ohr: „Mein Weib! Mein Himmel! Mein Alles!“

XII.

Die Operationen in Appomattox und das Ende des Bürgerkrieges. — Der Regen und die nötigen Vorbereitungen hielten Sherman bis zum 1. Febr. 65 in Savannah fest. An dem Tage trat er seinen Marsch nach dem Norden an, und zunächst nach Columbus, Süd-Carolina, welches er am 19. erreichte und einnahm.

An demselben Tage, 19. Februar, verließen die Rebellen Charleston, welches am folgenden Tage von den Uniontruppen besetzt wurde. So wie Sherman nördlich ging, gaben die Rebellen die festen Küstenplätze auf, und die Besatzungen schlossen sich Johnston an.

Am 12. März nahm Sherman Fayetteville, Nord Carolina, und setzte sich von da aus mit Shofield an der Küste in Verbindung. Von hier ging er nach Goldsboro zu, traf bei Averysboro auf den Feind, und schlug ihn. Am 18. griff die vereinte Rebellenarmee unter Johnston die Spitze von Shermans Armee an, nahm drei Kanonen, und brachte die Armee zum stehen. Slocum, welcher die Vorhut kommandierte, warf Brustwehren auf und wartete auf Verstärkung. In der Nacht auf den 21. März zog sich der Feind nach Smithville zurück, seine Toten und Verwundeten zurücklassend. Nun ging Sherman nach Goldsboro, welches er bald erreichte und schon von Shofield besetzt fand. Hier blieb er lange Zeit, um Entwickelungen abzuwarten.

In und vor Richmond ging es lebhaft her. Es ließ sich erkennen, daß Lee die Stadt bald verlassen mußte.

Am 24. März gab Grant seine Befehle, daß am 29. die ganze Linie vorrücken sollte und alle

Einzelheiten. Früh am 25. griff Lee Grants 7. Korps an, nahm Fort Stedman und einen Teil der Linie rechts und links davon, wurde aber gleich darauf von der Reserve wieder vertrieben. Auf der Stelle ließ Meade seine ganze Linie vorgehen. In der Front des 2. und 6. Korps wurden Lees Außenwerke genommen, und 834 Gefangene gemacht. Lee machte verzweifelte Anstrengungen die Werke zurück zu erobern; aber vergebens.

Am Morgen des 29. März trat Grants Befehl in Kraft, und die ganze Linie ging vor. Denselben Abend war die Kavallerie bei Dinwiddie Court House, und die Linke der Infanterie schloß sich ihr an. Nun war die Aufstellung, von links nach rechts: Sheridan, Warren, Humphrey, Ord, Wright, Parke. In der Nacht trat heftiger Regen ein, und hielt an bis zum 31. Sheridan ging dennoch mit der Kavallerie bis zu „Five Forks“ vor, wo er den Feind in voller Macht vorfand. Warren fand den Feind bei Burgaß Mills, und warf ihn in seine Hauptwerke zurück. Ord, Wright und Parke hatten sich bis dicht an die feindlichen Werke vorgeschoben, und standen zum Sturmlaufen bereit.

Am 3. versuchte Warren mit einem Teil seines Korps auf der White Oak Road vorzudringen, wurde überwältigt und auf den Rest seines Korps geworfen,

was beinah eine Panik zu Wege brachte. Es gelang Warren, seine Leute wieder zu ordnen, und den Feind zurückzutreiben.

Sheridan hatte bei Five Forks einen harten Stand. Mit der Kavallerie allein konnte er sich gegen den andrängenden Feind nicht genug wehren, und mußte auf Dinwiddie Court House zurück weichen. Um den Feind so lange wie möglich aufzuhalten, ließ er die Reiter absitzen, bis auf die, welche die Pferde in Obhut nehmen mußten, und stellte sie in einer langen Reihe auf. Sein Gegner war dadurch gezwungen dasselbe zu thun, und konnte wegen des dichten Waldes, Buschwerkes und der Hindernisse nur langsam vordringen. Das gab Warren Zeit ihm mit der Infanterie zu Hülfe zu kommen. Zusammen trieben sie den Feind zurück, eroberten am 1. April Five Forks mit den starken Schanzen, erbeuteten sämtliche Kanonen, viele Fahnen und machte 6000 Gefangene.

Grant befürchtete jetzt, daß Lee sich in der Nacht mit seiner ganzen Macht auf Sheridan werfen konnte um zu entkommen; deshalb sandte er ihm Verstärkung, und unterhielt die ganze Nacht ein Bombardement auf Lees Stellung.

Am 2. April wurde Lee dann wieder von allen Seiten angegriffen. Wright durchbrach Lees Linie

mit seinem ganzen Korps, trieb alles vor sich her, nahm viele Kanonen, und machte viele Gefangene. Ord war ihm gefolgt, und traf mit seinen zwei Divisionen zusammen, die auf der anderen Seite angegriffen hatten. Wright und Ord wandten sich nach rechts, und schnitten damit alle Feinde ab die in Petersburg waren.

Parke nahm zwar die Hauptlinie vor sich, aber nicht das Fort; er machte viel Gefangene und nahm alle Kanonen.

Gibbons Korps stürmte zwei starke Hauptwerke bei Petersburg.

Die Rebellen, die südlich von Hatchers Run standen, zogen sich auf Sutherland Station zurück, wo Miles sie einholte und zum Stehen brachte. Bald erhielt er Verstärkung, trieb sie in- und auseinander, so daß sie alles im Stich ließen.

In der Nacht vom 2—3. April verließ Lee Richmond und Petersburg und wandte sich nach Danville zu. Sheridan eilte, um ihn abzuschneiden, erreichte die Danville Road bei Jetersville und erfuhr daß Lee bei Amelia Courthouse war. Nun verschanzte er sich wo er war, so gut es ging und wartete auf Meade, welcher ihm mit dem 2. und 5. Korps folgte, und dann am 4. zu ihm kam.

Ord kam am Abend des 5. nach Burkesville.

Lee ging am 6. nach Westen zu. Sheridan traf ihn in der Flanke und zwang ihn, viele Wagen und Artillerie zurückzulassen. Ord kam Lee von Burkesville aus entgegen und schickte zwei Regimenter Infanterie und einige Reiter im Schnellschritt vor, um eine Brücke zu zerstören, die Lee überschreiten mußte. Sie stießen auf die Spitze von Lees Armee bei Farmville und wehrten sich tapfer bis nach zwei Stunden ihr General Theodor Read fiel; dann zogen sie sich langsam zurück. Jetzt war auch Ord mit dem ganzen Korps angekommen, und er eilte, sich zu verschanzen.

Am Nachmittag traf Sheridan bei Saylers Creek auf den Feind, und nahm ihm 16 Kanonen und 400 Wagen ab. Das 6. Korps kam ihm dann zu Hülfe, sie griffen zusammen an und machten 6—700 Gefangene.

Am 7. ging die Kavallerie und das 5. Korps nach Prinz Edwards; Ord ging auf Farmville zu. Das 2. folgte der High Bridge Road. Da stellte es sich heraus, daß Lee auf die Nordseite von Appomatox Creek gegangen war. Er wurde aber so hitzig verfolgt, daß er keine Zeit erhielt, die Brücke zu zerstören. Das zweite Korps überschritt die Brücke dicht hinter ihm, und das 6. mit einer

Division Kavallerie überschritt den Creek bei Farmville und kamen ihr zur Hülfe.

Am 8. ging Sheridans Kavallerie direkt nach Appomattox Station, gefolgt von Ord und dem 5. Korps. Den Tag über fanden fortwährend Gefechte mit Lees Nachhut statt, ohne seine Armee zum Stehen zu bringen.

Spät nachmittags kam Sheridan bei Appomattox Station an, trieb den Feind zurück, nahm 25 Kanonen, einen Hospitalzug und vier Züge mit Armeebedürfnissen für Lee bestimmt. Gegen Mitternacht erhielt Grant einen Brief von Lee, worin er um eine Unterredung bat, um Frieden zu schließen. Grant antwortete, daß er dazu keine Vollmacht hätte, sondern daß er nur die Kapitulation seiner Armee in Empfang nehmen könnte; deshalb sei eine Unterredung überflüssig.

Am Morgen des 9. kamen das 5. und 6. Korps eben noch zu rechter Zeit nach Appomattox um Sheridan auszuhelfen. Der Feind machte verzweifelte Anstrengungen um durchzubrechen und zu den Vorräten auf den Zügen zu gelangen. Die Infanterie verhinderte das, und gleich darauf erschien eine weiße Fahne, weil Unterhandlungen im Gange waren.

Grant hatte wieder einen Brief von Lee erhalten,

worin sich dieser bereit erklärte, auf Grants Vorschlag einzugehen; und Grant setzte Zeit und Ort fest, wo die Unterredung stattfinden sollte.

Als Meade und Sheridan die weiße Fahne sahen, glaubten sie, daß ein Betrug beabsichtigt würde und weigerten sich hartnäckig, die Feindseligkeiten einzustellen, endlich erlaubten sie zwei Stunden Waffenstillstand. Bald darauf traf Grant bei Sheridan ein, um mit Lee zu unterhandeln. Lee erwartete Grant in McLeans Hause, in Appomattox Court House. Grant trug keinen Degen und hatte eine gewöhnliche Soldatenjacke, Blouse mit General-Lieutnant Abzeichen, an. Lee war in voller Uniform, die augenscheinlich ganz neu war, und hielt den Ehrendegen in der Hand, den ihm der Staat Virginia als Anerkennung verehrt hatte.

Sie begrüßten sich achtungsvoll, setzten sich neben einander und sprachen über frühere Zeiten; sie hatten beide im Kriege gegen Mexiko gedient. Die Unterhaltung wurde so animiert, daß Lee zweimal Grant an den eigentlichen Zweck der Unterhandlung erinnern mußte. Dann setzte sich Grant an den Tisch und schrieb, ohne sich zu besinnen die Bedingungen der Kapitulation nieder: Namenslisten sämtlicher Offiziere und Manschaften in Duplikaten; eine für Grant, eine für Lee. Die Offiziere

mußten ihr Ehrenwort geben, daß sie nicht mehr gegen die Bundesregierung fechten wollten, bis sie regelrecht ausgetauscht wären. Jeder Regiments- oder Kampagnie-Kommandeur sollte die Listen und dasselbe Versprechen für seine Leute unterschreiben. Alle Waffen, Kanonen, Eigentum der Armee oder der Regierung, mußten zusammengebracht werden. Die Offiziere sollten ihre Degen und ihr privates Eigentum behalten. Dann konnte jeder heimgehen.

Lee erwiderte, daß seine Kavallerie und Kanoniere ihre Pferde zu eigen besäßen und Grant erlaubte, daß die Leute sie behalten durften, „um noch eine Ernte zu machen“. Damit war die Kapitulation von Lee und seiner Armee vollendet.

Joe Johnston erklärte sich am 14. April bereit, sich und seine Armee an Sherman zu übergeben. Die vereinbarten Bedingungen enthielten Punkte, die allein der Regierung unterstellt waren. Der Waffenstillstand trat sogleich in Kraft; die Übergabe erfolgte aber erst am 26. April unter denselben Bedingungen, die Lee von Grant erhalten hatte.

Damit endete der Krieg in der Hauptsache, obgleich noch viele kleinere feindliche Abteilungen in entfernten Gegenden nicht zur Ruhe kommen konnten. Mobile wurde am 14. April von Canby besetzt; und

am 4. Mai übergab General Taylor sämtliche Rebellentruppen östlich von dem Mississippi.

Jefferson Davis, der Präsident der Conföderierten, war auf der Flucht, und wurde erst am 10. Mai bei Irwinsville in Georgia gefangen, und nach der Festung Monroe gebracht.

Schluß.

Es bleibt nun noch das schlimmste zu berichten was das Land, Nord wie Süd, überhaupt betreffen konnte.

Abraham Lincoln wurde am 14. April 1865 in Fords Theater in Washington von John Wilkes Booth tötlich verwundet, und starb am 15. April morgens 7.22.

Das war nur ein Teil eines Komplottes, welches im Hause einer Mrs. Surratt zu stande gebracht wurde. Booth, begleitet von Harold, sollte den Präsidenten ermorden, und Spangler sollte ihnen die Flucht aus dem Theater ermöglichen. Doktor Mudd war Ratgeber, und sollte ärztliche Hülfe leisten, wenn solche nötig. Payne sollte Sekretär Seward ermorden. Atzerodt übernahm es, den Vice-Präsi-

denten zu ermorden, und O'Loughlin wollte Grant ums Leben bringen.

John Wilkes Booth, Bruder von Edwin Booth und Sohn von Junius Brutus Booth, beide hervorragende Tragöden, verschaffte sich um 10 Uhr 15 Eingang zu Lincolns Loge, welche vorne über der Bühne war. Mr. Lincoln, seine Frau, Miß Harras, und Major Rathbone waren die einzigen Anwesenden darin. Booth trat hinter Lincoln und schoß ihm eine Kugel in den Kopf. Major Rathbone sprang auf Booth zu um ihn festzuhalten wurde von ihm aber im Oberarm mit einem Degen gefährlich verwundet, und mußte ihn loslassen. Booth trat vorn an die Brüstung, und rief in das Theater hinein: „Sic semper tyrannis!“ damit schwang er sich über die Brüstung und sprang auf die Bühne. Im Springen verfing er sich mit einem Fuße in der Draperie und fiel, schnell sprang er auf, schwang seinen blutigen Degen hoch in der Luft, und rief: „The south is avenged“, der Süden ist gerächt! dann verschwand er im Hintergrunde. Spangler führte ihn schnell an eine Hinterthür, die in ein Nebengäßchen mündete, ließ ihn hinaus, und verschloß die Thür.

Booth war schlimmer verletzt als wie er selbst anfangs glaubte; er ging zu Doktor Mudd und

ließ sich eine Bandage anlegen. Dann ging er und Harold in einem Fischerkahne über den Potomac und fuhren in einem Negerkarren nach Bowling Green zu. Einige von Mosbys Buschkleppern nahmen sie auf dem Wege in Schutz und ließen sie im Hause eines Mr. Garrett, nicht weit von Bowling Green, und dieser führte sie in seine große Scheune, die eine Strecke vom Hause entfernt stand.

Oberst Baker von der geheimen Polizei suchte und fand die Spur des Mörders. Er schickte fünfundzwanzig Mann zu Pferde unter Oberstleutnant Conger und Leutnant Baker aus zur Verfolgung. Am 26. April morgens zwei Uhr, hatten diese die Scheune umzingelt, in welcher der Mörder Obdach gefunden. Sie schickten einen Jungen hinein, und ließen Booth zur Übergabe auffordern, was er abschlug.

Booth war schwer verletzt, sein Bein war arg geschwollen, und verursachte ihm große Schmerzen, so daß er sich kaum rühren konnte. Baker drohte ihm, daß er die Scheune abbrennen würde, wenn er sich nicht ergebe. Auf dieshin ergab sich Harold, und dann wurde die Scheune angesteckt. Conger spähte durch eine Spalte, und sah bei dem Feuerscheine Booth mit einer Krücke aufrecht stehen. Als dieser das Feuer entstehen sah, warf er seine

Krücke und einen Karabiner weg, und kroch mit dem Revolver in der Hand auf Händen und Füßen darauf zu, um den Brandleger zu erschießen, er konnte ihn aber nicht entdecken. Wahnsinn, Verzweiflung und Rache leuchteten aus seinen Blicken. Noch einmal sah er nach dem Feuer, als wollte er versuchen es zu löschen; dann ging er mit langen festen Schritten der Thüre zu, um sein Leben so theuer wie möglich zu verkaufen.

Soweit kam er aber nicht. Sergeant Baston Carbett schoß ihn durch eine Öffnung in der Seitenwand in den Nacken. Sie zogen ihn dann heraus und trugen ihn unter einen Locustbaum, wo er gegen acht oder neun Uhr morgens starb.

Payne war dem Plane gemäß nach Sewards Wohnung gegangen, gelangte in das Haus und lief zwei Treppen hinauf, wo Seward krank in seinem Zimmer lag. Auf dem Vorplatze traf er auf dessen Sohn Fred. Seward, schlug ihn auf den Kopf, so daß er besinnungslos wurde und stürmte in das Krankenzimmer. Sewards junge Tochter und ein Aufwärter hielten bei ihm die Krankenwache; dem Aufwärter stieß er den Degen durch die Lunge und dann stach er den Kranken zweimal in den Kopf und zweimal in den Hals, ihn lebensgefährlich verwundend. Zu der Zeit kam der Major, Sewards

ältester Sohn und ein anderer Mann dem Kranken zu Hülfe. Beide wurden verwundet, und der Attentäter entkam.

Atzerodt und O'Laughlin verfehlten ihre Mission ganz; aber der erstere und Doktor Mudd wurden noch in derselben Nacht gefangen genommen.

Eine Militär-Kommission saß über sämtliche Angeklagte zu Gericht. Atzerodt, Harold, Payne und Mrs. Surratt wurden schuldig befunden, und am 7. Juli 1863 gehängt. Arnold, O'Laughlin, und Mudd wurden auf Lebenszeit nach den Dry-Tortugas geschickt, und Spangler ebenfalls nach dort auf sechs Jahre Zwangsarbeit.

Die Trauer und die Aufregung über die Ermordung Lincolns war unbeschreiblich. Der Süden verlor in ihm den besten wahren Freund, und der Norden den Vater und Staatsmann.

Die Leiche wurde einbalsamiert und am 19. April im grünen Saale im weißen Hause zur Parade ausgestellt. Nachdem dann die kirchlichen Zeremonien stattgefunden, wurde die Leiche in feierlicher Prozession nach dem Kapitol überführt und in der Rotunde aufgestellt, wo tausende und aber tausende einen letzten Blick auf die irdischen Überreste des verehrten und geliebten Mannes warfen. Am 21. April setzte sich der Trauerzug nach Spring-

field, Illinois, Lincolns Heimat, in Bewegung und passierte dieselben Städte, die Lincoln berührte, als er von da nach Washington kam: Baltimore, Harrisburg, Philadelphia, New-York, Albany, Buffalo, Cleveland, Columbus, Indianopolis und Chicago. In allen diesen Städten wurde Halt gemacht, die Leiche in feierlicher Prozession nach einer großen Halle gebracht und auf kostbarem Katafalke aufgestellt und dem Volke Gelegenheit gegeben, noch einen Blick darauf zu werfen.

Im Mai kam der Zug mit der Leiche dann endlich in Springfield an. Mit großen Feierlichkeiten wurde der Sarg nach dem Kapitol gebracht, und im großen Saale aufgestellt. Kaum war dieses geschehen, da wurden die Thüren geöffnet und im endlosen Zuge, einzeln hinter einander, kamen die Leute an einer Seite herein, schritten am offenen Sarge langsam vorüber, und entfernten sich durch die gegenüberliegende Thür.

In der Mitte rechts vom Eingange stand der Katafalk mit dem offenen Sarge darauf. Mächtige Trauerpflanzen waren ringsumher aufgestellt. Vier Soldaten und ein Offizier standen wie Statuen, unbeweglich zur Parade, Wache haltend. Der ganze Saal war tief in Schwarz drapiert und dazwischen brannten die Lichter. Das alles machte

einen wunderbar schauerlichen und feierlichen Eindruck. Kein Auge war trocken, wenn es auf die Überreste dieses Mannes fiel. Da lag er, ermordet; er, dessen letzte Handlung noch ein Freundschaftsdienst für einen Gegner war. Vier Jahre lang sah das ganze Land auf zu ihm'; von ihm Rettung hoffend. Er kannte die Verantwortlichkeit, lud sie auf sich und brachte sie mit bitteren Kämpfen zum guten Abschluß. Da wurde er von ruchloser Hand ermordet. Ja, das war die hohe breite Denkerstirn, jetzt ohne Leben, die hervorragende mächtige Nase, das eingefallene Gesicht; ganz wie man ihn früher hier auf der Straße gesehen.

Den Nachmittag nahmen vierhundert Sänger von der Gallerie Besitz, und sangen zu Blechmusik-Begleitung mehrere Choräle. Die ganze Nacht blieb die Prozession am Sarge vorüber im Gange. Am nächsten Morgen wurden die Thüren geschlossen und der Sarg zur Überführung in die Gruft vorbereitet.

Die vierhundert Sänger hatten sich auf der großen Steintreppe, die in das Kapitol hinauf führt, aufgestellt, und sangen einen Choral, während der Sarg geschlossen wurde. Als dann gegen Mittag der Sarg herausgetragen wurde, sangen sie: „Fahr wohl, Vater, Freund und Führer.“ Voran schritt

General Major Joe Hooker, dann einige hohe Beamte und Angestellte, und dann kam der Sarg, getragen von Soldaten des Invalidenkorps, so dicht zusammen wie sie nur kommen konnten; um diese herum war wieder ein dichter Kreis von Soldaten und Offizieren, und so bewegte sich das Ganze, mit kurzen Schritten, wie ein Ganzes dahin zum Leichenwagen. Dieser hatte auch Thomas Benton und General Lyons zur letzten Ruhestätte getragen; jetzt trug er einen mächtigen Baldachin von Blumen.

Die Prozession setzte sich dann gleich in Bewegung; alles schloß sich an, was Platz in der Straße finden konnte, und folgte gebeugt dem Sarge; feierliches Glockengeläute und Trauermusik begleiteten den Zug.

Die Sänger gingen vom Kapitole direkt zur Gruft, und nahmen rechts daneben Stellung; die linke Seite war für die Redner und hohen Beamten reserviert.

Es währte nicht lange, da kam der Leichenwagen vor der Gruft an; der Sarg wurde sogleich herausgehoben und in die Gruft getragen; dabei wurde gesungen: „Entschleir' deinen Busen, getreues Grab."

Mehrere Redner hielten dann ergreifende Reden; den schönsten Nachruf widmete dem Entschlafenen

Bischof Simpson, ihm, seinem alten, lieben Freunde. Tief in die Herzen dringend, erschütternd und begeisternd drangen seine Worte auf die andächtig Lauschenden ein und das häufige kräftige „Amen“, von allen Zuhörern zugleich gesprochen, bewies welch' mächtigen Eindruck seine Worte machten.

Als die Sonne unterging, wurden die beiden großen steinernen Thürflügel zur Gruft langsam geschlossen, während der Choral gesungen wurde „Herr, ergeben laß uns sein“.

Damit waren die irdischen Überreste eines großen Mannes zur ewigen Ruhe eingegangen.

Ende.



